



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

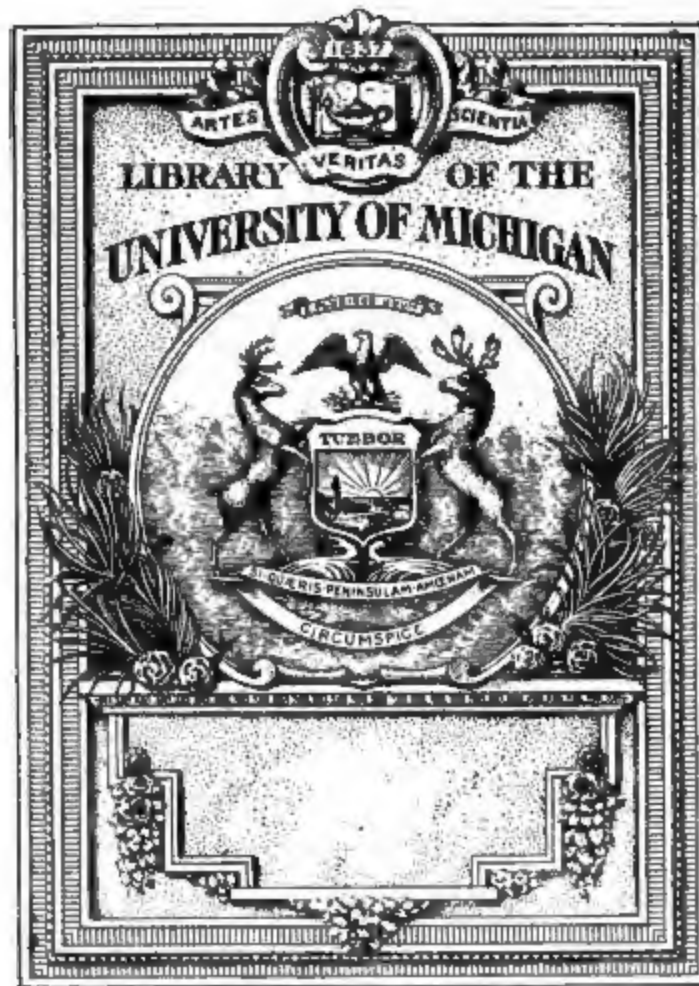
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

41
7



Q
2
S

G e s c h i c h t e
der
griechischen
A s t r o n o m i e
bis auf
E r a t o s t h e n e s.

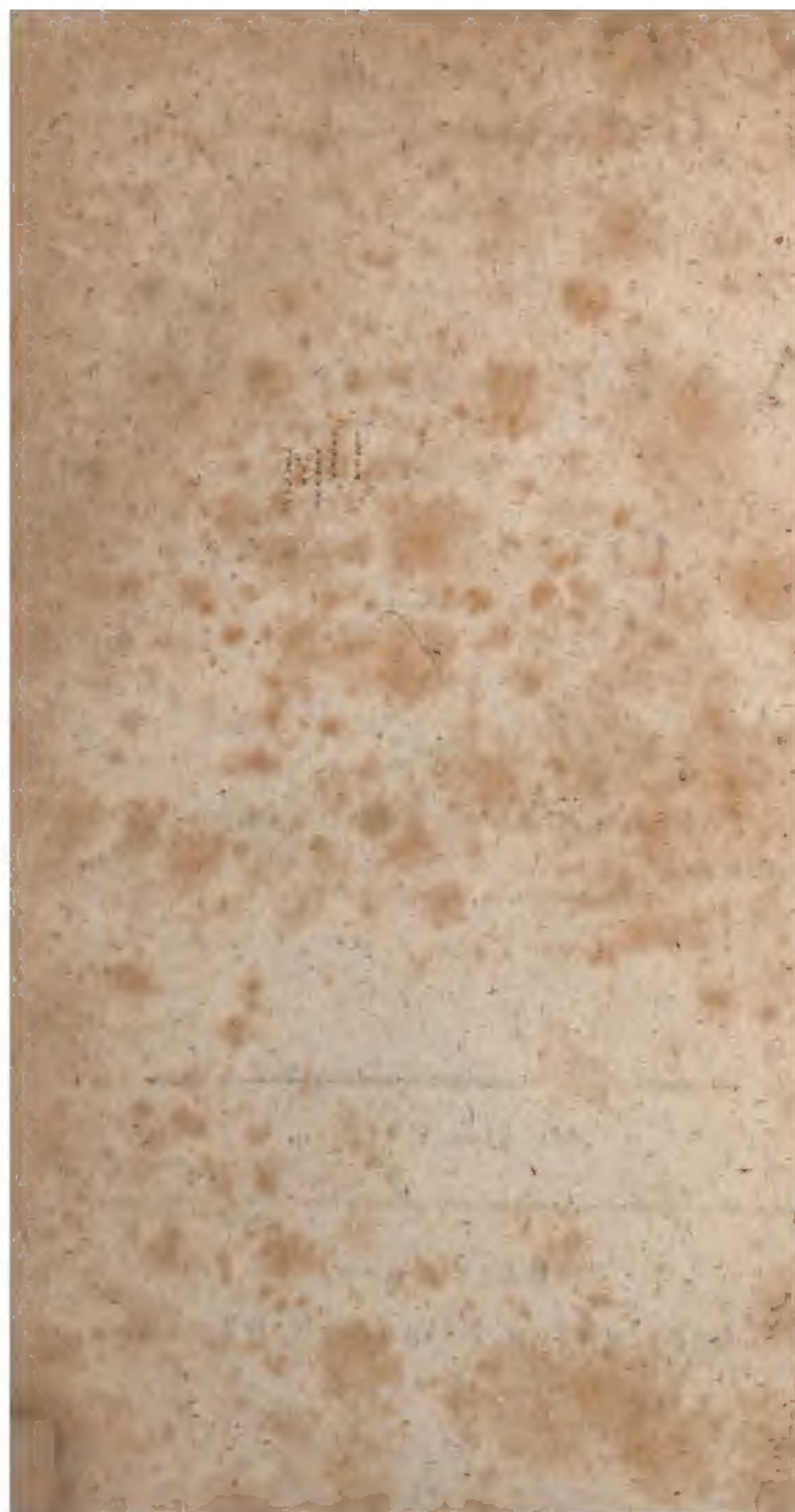
Von

Johann Konrad Schaubach,

Inspektor des herzogl. Lyceums zu Meiningen und der künigl. Societät der
Wissenschaften zu Göttingen Korrespondent.

Mit vier Kupfern.

Göttingen,
bey Johann Friedrich Röwer.
1 8 0 2.



V o r r e d e.

*S*chon seit zehn Jahren beschäftige ich mich mit der *Astronomie der Alten*, wobey es mir durch die thätige Unterstützung des Herrn Geheimen-Justizraths Heyne nie an Hülfsmitteln und an Aufmunterung fehlte. Einige Fragmente meiner Untersuchungen sind auch bereits ins Publikum gekommen. Ausser meiner Bearbeitung von *Eratosthenes Katasterismen* (Göttingen 1795) gab ich nemlich im neuen teutschen Merkur 1794, St. 12 eine kleine Abhandlung über die Entstehung der *Astronomie* unter den Griechen, und späterhin etliche Programme ähnlichen Inhalts heraus. Das eine über die Meynungen der Alten von unserm Sonnensystem (1796) enthält besonders meine Vorstellung von *Philolaus* und *Aristarchs Hypothese*, die Bewegung der Erde betreffend. Das andre (1797) betrifft die Geschichte der *Sphäre*. Kurz darauf wurden noch zwey Abhandlungen ebenfalls über die

* 2

Sphä-

Sphäre und über Eudoxus Vorstellung vom Planetensystem durch Heynens Vermittelung der Societät der Wissenschaften in Göttingen vorgelegt (*). Meine Absicht dabey war, die Urtheile sachkundiger Männer über meine Arbeiten zu erfahren. Die günstigen Recensionen meiner Versuche lassen mich hoffen, daß mich das Publikum auch bey gegenwärtiger Schrift nachsichtig beurtheilen werde, wo ich meine einzelnen Bemerkungen zusammengefaßt und weiter ausgeführt habe, wo aber auch bey dem mühevollen Nachsuchen in den Quellen, aus denen allein zu schöpfen ich mir zum Gesetz gemacht hatte, leicht Fehler in Sachen und in der Darstellung; aller angewandten Sorgfalt ohngeachtet, eingeschlichen seyn könnten. Erst nach vollendeter Arbeit verglich ich die Schriften anderer Gelehrten, besonders Bailly, und benutzte daraus, was zu meinem Zwecke diene. Ja selbst da, wo ich andrer Meynung bin, und meine Vorgänger zu widerlegen suche, wollte ich nicht sowohl polemisiren als Einwürfen begegnen, welche mir aus andern Vorstellungsarten gemacht werden könnten, und
 zei-

(*) S. Gött. gel. Anzeigen 1798. St. 201, und 1800. St. 54.

v

zeigen, daß ich bey meiner Arbeit darauf Rücksicht genommen habe.

Nur allein drey Schriften habe ich vom Anfange an dabey benutzt, wie die Citate beweisen. Die eine ist Tiedemanns Geist der spekulativen Philosophie, welche eben erschien, als ich meine Untersuchungen anfieng, und nach welcher ich die Uebersicht der Philosophie gegeben habe. Hier wird man vielleicht die Lehren der Stoiker und der Epikuräer vermissen, von denen einige in diesem Zeitraume schon austraten. Da aber ihre Hypothesen meistens im allgemeinen angeführt werden, und man nicht unterscheiden kann, was der folgenden Zeit gehört, so hielt ich es für rathsamer, sie ganz zu übergehen. Die andre Schrift ist Vossens Abhandlung über den Ocean im göttingischen Magazin, wozu damals zugleich noch (1790) eine dritte über die Gestalt der Erde nach den Begriffen der Alten im neuen deutschen Museum kam. Ich bekenne, daß mich diese beyden letzten zuerst auf den Gedanken brachten, die astronomischen Begriffe der Alten aufs neue zu untersuchen, und einen Versuch zu wagen, sie auf einer andern Seite darzustellen. Meine Absicht forderte indessen, daß ich

oft einen andern Gang nehmen mußte. Voss beweist aus den übereinstimmenden Zeugnissen verschiedener Zeitalter, ich aber durfte bloß erzählen, was in den ersten Zeiträumen vorkam. Wem also meine Vorstellungen von der Gestalt der Erde nicht ganz überzeugen sollten, den verweise ich auf Vossens Schriften. An einigen Orten habe ich, wie man finden wird, meine eignen Bemerkungen hinzugefügt, die ich der Beurtheilung des Lesers überlasse. Besonders weiß ich nicht, ob ich Plato's Beschreibung der Erde im *Phaedon* getroffen habe. Gern möchte ich hier, so wie in der Stelle *de republica* in der Beschreibung der Planetenkreise die Erklärungen anderer hören, weil es Zeitverlust für mich gewesen seyn würde, bey Phantasien zu verweilen, welche mit meinen Untersuchungen nur in geringem Zusammenhange stehen.

Bey der Ausführung habe ich mir nicht bloß Mathematiker und Astronomen von Profession, sondern auch andre Leser gedacht, welche die Geschichte der Wissenschaften, besonders die alte Litteratur interessirt. Ich setze nur so viel astronomische Kenntnisse voraus, als man gewöhnlich aus jeder Bildungs-

*dungsanstalt mit hinwegnimmt. Der Astro-
nom wird es mir daher verzeihen, wenn ich
Erklärungen bekannter Dinge eingescho-
ben habe, und der Kenner der alten Lit-
teratur, wenn er überflüssig soheinende
Sprachbemerkungen findet. Hätte ich bloß
für Astronomen gearbeitet, so würde ich
auch die Kupfertafeln, besonders die Planis-
sphäre, ganz weggelassen haben; für den
weniger unterrichteten Liebhaber aber war
eine anschauliche Darstellung nothwendig,
wo ein Blick auf eine Charte die Sache oft
deutlicher macht, als eine Seiten lange Be-
schreibung. Die beyden Planisphäre dienen
zu einer vergleichenden Uebersicht von dem
Zustande der Sphäre und den Aenderungen
derselben in einem Jahrhunderte. Gern
hätte ich auch noch eine ähnliche Verglei-
chung der verschiedenen Meynungen über die
Größe und Entfernungen der Planeten bey-
gefügt, wenn sich ein schicklicher Maasstab
für unsre und die alten Begriffe hätte finden
lassen.*

*Ich habe nur einen kleinen Zeitraum zu
bearbeiten versucht. Die ganze alte Astro-
nomie auf diese Art zu untersuchen würde
noch mehrere Jahre erfordert haben. Ich bin*

entschlossen, auf dem Wege weiter zu gehen, es laßt sich aber keine Zeit bestimmen, wann ich mit der Arbeit zu Stande kommen werde, da die Quellen wieder vorher sorgfältig untersucht, geprüft und verglichen werden müssen, und besonders jetzt Ptolemaeus an die Reihe kömmt. Um also meine Leser schon vorläufig in den Standpunkt zu versetzen, von welchem ich ausgehe, ihnen zu zeigen, welche Begriffe ich mir von der Sache mache, und den Vorwurf auszuweichen, daß ich nicht jetzt gleich auf andre Nationen Rücksicht genommen oder sie der Gewohnheit gemäß voran geschickt habe, füge ich noch folgende Bemerkungen bey, von welchen ich gern zurücknehmen werde, was sich bey genauerer Untersuchung anders finden sollte.

Die Astronomie, sagt La Place, ist in ihrem ganzen Umfange das schönste Denkmal des menschlichen Geistes. Dem philosophischen Kopfe, der Vergnügen in Betrachtung dieses Monuments findet, muß es aber nicht minder interessant seyn, dasselbe entstehen zu sehn. Daß der Mensch an den Arbeiten der Künstler in ihren Werkstätten Unterhaltung findet, lehrt die Erfahrung.

rung. Die Geschichte soll uns nun in die Zeit und an den Ort versetzen, wo das Gebäude aufgeführt, das Denkmal errichtet wurde. Hier erwarten wir, zu bemerken, wie ein Künstler dem andern in die Hand arbeitete, wie die einzelnen Theile erst in flüchtigen und rohen Umrissen sich zeigten, allmählig immer vollkommener wurden, und zuletzt zu einem schönen Ganzen sich ordneten. Die Hypothesen über die Entstehung der Astronomie zeigen uns aber nur bloße Bruchstücke, aufgefundene Rudera, in der Ferne betrachtet von der schönsten Vollendung, welche die Griechen mit andern noch unvollkommenen zum Theil noch rohen Partien verbanden. Wie aber daraus ein gut geordnetes Ganze wurde, sagen sie uns nicht. Mit andern Worten: Man findet bey der Entstehung der Astronomie, wie man sie gewöhnlich betrachtet, kein richtiges Verhältniß der verschiedenen Theile, nicht den Gang des menschlichen Geistes, oder die allmählichen Fortschritte, die Annäherung zur Vollkommenheit, welche man in andern Wissenschaften zu bemerken gewohnt ist. Ob dieses Wahrheit oder Täuschung sey, müßte die Kritik entscheiden. Da sich indessen hier, wie bey

aller Geschichte, nichts mit apodiktischer Gewissheit behaupten läßt; so wird es mir erlaubt seyn, die bisherigen Gründe für das hohe Alterthum der Astronomie nach meiner Einsicht in Zweifel zu ziehen, und wenigstens eine Probe zu machen, die Sache auch einmal von einer andern Seite zu betrachten. Man behandelt, dünkt mich, diese Untersuchungen gewöhnlich wie eine unbestimmte mathematische Aufgabe, wo man aus willkürlich angenommenen Werthen der Einen unbekannten Grösse, aus dem Ursprunge der Astronomie, verschiedene Resultate für die andere, nemlich die noch vorhandenen astronomischen Entdeckungen der Alten bekömmmt. Jeder findet in den letzten, was er darin sucht, Aegypter, Chaldäer, Perser, Indier oder noch andre Nationen. Die Geschichte muß aber beständig auf den Einfluss Rücksicht nehmen, welchen die Genauigkeit der Beobachtungen, Mathematik und Philosophie auf die Astronomie gehabt haben; denn aus diesen ist sie zusammen gesetzt. Auch selbst zu der Zeit, da die Mathematik noch wenig oder gar nicht kultivirt war, und eigentliche Beobachtungen noch gar nicht existirten, betrachtete man schon die himmlischen

schen Körper. Ja sie waren der erste Gegenstand, woran sich die Spekulation übte, besonders da selbst das Bedürfnis die Menschen dazu trieb. Aber die Welt im allgemeinen, die Bewegung des Himmels und einige in die Sinne fallende Erscheinungen, der Wechsel und Lauf des Jahres, der Auf- und Untergang der Gestirne, Sonnen- und Mondfinsternisse waren nur die Gegenstände ihrer Betrachtung. Ihre Kenntniss war überhaupt mehr Kosmologie als Astronomie. So wie die mathematischen und metaphysischen Untersuchungen sich erweiterten, trennte man auch die Astronomie von der Philosophie. Damit mußten nun aber zugleich eigentliche Beobachtungen verbunden werden, und um deren Gültigkeit und Genauigkeit einsehen zu können, muß man die dabey angewandte Methode, die Werkzeuge und die Art ihrer Anwendung kennen. Alle Beobachtungen kommen aber zuletzt auf die Kreise der Sphäre, auf Zeitmaass und Zeitbestimmung zurück. Also auch darauf muß bey der Geschichte der Wissenschaft beständig Rücksicht genommen werden. Ich liefs es daher meine erste Sorge seyn, zu versuchen, ob man darüber etwas zu finden im Stande wäre. Eigentliche Nachrichten

richten haben wir aber davon nicht, theils weil man da, wo Astronomen, wie Geminus, Hipparch, Beobachtungen erzählen, diese Kenntniss als bekannt voraussetzte, mit einem Beynahe zufrieden war, und nicht nöthig fand und nicht im Stande war, die Genauigkeit der Zeitbestimmung anzugeben, theils aber auch, weil die Autoren, deren Nachrichten wir benutzen können, aus Unwissenheit darüber hinwegsehen. Indessen läßt sich doch einiges durch Vergleichung herausbringen. Sonach sammelte ich die hierzu nöthigen Stellen, untersuchte ihren Wortsinne mit steter Hinsicht auf die Autorität des Schriftstellers und seines Zeitalters, verband die einzelnen Resultate mit einander, und nur erst alsdann, wann sich eine Nachricht durchaus nicht mit den herrschenden Systemen der Philosophen und der Meynung des Zeitalters vertrug, liefs sich mit Recht vermuthen, daß sie anders woher ihren Ursprung haben müsse. So suchte ich nun, wo ich freylich am wenigsten vorgearbeitet fand, die Begriffe des Zeitalters von der Sphäre, die allmähliche Ausbildung derselben und die Art der Zeitbestimmung zu entwickeln.

Mein

Mein Hauptaugenmerk mußte nun vorzüglich auf die berühmtesten Behauptungen der Geschichtschreiber, welche den Koluren ein so hohes Alterthum beylegen, auf das Alter des Thierkreises und auf Philolaus und Aristarchs Hypothesen von der Bewegung der Erde gerichtet seyn (). Diese sind es eigentlich, welche isolirt dastehen, und mit den übrigen Kenntnissen der Griechen so stark kontrastiren. Mir schien es daher natürlicher, sie aus Mangel an richtiger Kenntniß und aus rohen Observationen, als aus einem hohen Alterthume und aus sehr feinen Beobachtungen, wozu sich nicht der geringste Beweis findet, zu erklären. Doch ist es sehr verzeihlich, wenn man, wie Kopernikus selbst that, bloß aus einzelnen abgerissenen Stellen denkenden Köpfen der alten Welt lieber eine vernünftige neuere Hypothese zutraut, als unwahrscheinliche, willkührliche und widernatürliche Erklärungen in ihren Philosophemen sucht. Bloß der Zusammenhang mit ihren andern Meynungen kann hier die Wahrheit entdecken, und Aristoteles Zeugniß läßt über Philolaus*
Vor-

(*) Hrn. Prof. Eberhardt's Meynung (in seinen vermischten Schriften) über Philolaus und Aristarch habe ich nicht vergleichen können.

Vorstellung wohl wenig Zweifel mehr übrig. Nirgends zeigt es sich deutlicher als hier, daß jetzt die Astronomie in ihrer Kindheit war, und daß der Gang des menschlichen Geistes, wie La Place sich ausdrückt, bey seinen astronomischen Untersuchungen verworren und unsicher war, daß er oft nur nach Erschöpfung der falschen Voraussetzungen, auf welche ihn seine Einbildungskraft fuhrte, zur wahren Ursache der Erscheinungen gelangte. Dem Empedokles, der mit Philolaus fast einerley Meynung war, ist die Ehre nie wiederfahren, unter die Erfinder des Kopernikanischen Systems gezählt zu werden, weil seine im Ganzen dunkle Vorstellung durch seine Vergleichung der Erde mit einem im Kreise herumgeschleuderten Becher bald in das Reich der Träume verwiesen wurde.

Erst alsdann, wenn man die griechische Astronomie auf dem Wege untersucht hat, — und das ist der Gang, den ich in Zukunft befolgen werde, — kann man sie mit den Kenntnissen anderer Völker vergleichen. Man würde dann mit mehr Wahrscheinlichkeit entdecken, was dem einen oder dem andern Volke gehört, als wenn man die sehr
mangel-

mangelhaften Nachrichten von den Begriffen der Ausländer vorangehen läßt, und in der Hoffnung, auf einen sichern Grund zu bauen, leicht zu falschen Folgerungen verleitet wird.

Die Frage, wer die Astronomie erfunden habe, und woher die Griechen sie erhielten, kann unmöglich auf die wissenschaftliche Form gehen. Dieß wird auch von niemanden, so viel ich weiß, behauptet; denn man sieht nur zu deutlich, daß dieselbe erst unter den Alexandrinern, wie sich die Mathematik bildete, entstand. Es gab also vorher unvollkommenere Kenntnisse unter den Griechen. Der Sinn derselben ist also: Die Griechen haben die erste Idee und die ersten Begriffe davon Ausländern zu verdanken, bearbeiteten sie aber nach eigener Einsicht. Und diese Begriffe wären, wenn man alles untersucht, doch wohl keine andre, als rohe Bemerkungen über den Lauf der Sonne und des Mondes, über die Finsternisse und den Auf- und Untergang der Gestirne. Aber bedurfte es dazu wohl erst eines Lehrers? Hätte die Natur wohl nicht jeden Menschen schon von selbst darauf führen können? Die verschiedenen Mondperioden der Griechen zeigen

zeigen wenigstens, daß sie selbst probirten und hierin keiner Autorität folgten. Feïx, qui potuit rerum cognoscere causas war der Wahlspruch philosophischer Köpfe aller Nationen und aller Zeiten. Und zu solchen einfachen Bemerkungen, wie die eben angeführten Versuche den Jahreswechsel zu bestimmen, und zu merken, wie wir sie vor der jonischen Schule finden, zwang ohnehin das Bedürfnis die Menschen. Aehnliche Observationen und auf ähnliche Art gemacht erzählen die Reisebeschreiber von andern Völkern. Die Gonaquas Hottentotten (*) theilen ihr Jahr ganz auf Hesiods Manier nach den wiederkehrenden Jahreszeiten, nur für ihr Lokal nach Trockenheit und Regenwetter, oder nach merkwürdigen Vorfällen, die kleineren Abtheilungen machen sie nach Monden, die Stelle der Sonne deuten sie mit den Fingern, wie ich die Stelle verstehe nach den verschiedenen Stand gegen den Horizont; und die Otaheiter kennen ebenfalls das Emporkommen und Verschwinden der Sterne aus den Sonnenstralen. Auch bey andern Völkern findet man unstreitig dergleichen

(*) S. Vaillants Reisen II, 74 der deutschen Uebersetzung.

chen Wahrnehmungen, und doch wird man wohl nicht behaupten wollen, daß diese Kenntnisse alle aegyptischen oder chaldäischen Ursprungs sind. Ist man aber damit einverstanden, und erinnert sich, daß die Alten ausdrücklich die Planeten- und Kometenbeobachtungen für griechische Arbeit und griechisches Verdienst erklären, was bleibt wohl für ihre Lehrer übrig?

Unter diese werden vorzüglich die Aegypter gezählt. Die Nachrichten, welche dieses sagen, und die besonders das hohe Alter der Astronomie darthun sollen, sind theils Zeugnisse der Autoren, theils wirkliche Beweise. Von den letzten findet sich wenig, wenn man das, was die Bestimmung der Koluren und die Erfindung des Thierkreises betrifft, davon absondert. Dagegen kommen einige Data vor, welche beweisen, daß die Aegypter auch nicht in ihren Kenntnissen stehen blieben, wodurch es also schwer seyn würde, das Alte vom Neuen zu sondern. Um meine Gründe einleuchtend zu machen, habe ich sorgfältig bemerkt, wer von den Griechen nach Aegypten reisste. Und nun vergleiche man die Begriffe und Meynungen von Thales, Pythagoras, Eudoxus und andern

dern, und frage, was sie von ihren Reisen mitgebracht haben, und was das eigenthümliche der aegyptischen Astronomie war?

Auch von Zeugnissen sind aus den älteren Zeiten wenige vorhanden. Plato und Aristoteles sind die ältesten (*), berühren aber die Sache nur flüchtig und mehr als Hypothese und aus Vermuthung, als aus Gründen und Ueberzeugung. Allgemein hingegen wird die Sage vom hohen Alterthume der aegyptischen Astronomie vom Anfange unserer Zeitrechnung an, wo immer einer den andern ausschreibt und entweder auf die Autorität Plato's, oder auf die Grossprechereyen der aegyptischen Priester sich verläßt. Dafs diese Leute davon nicht frey waren, davon findet man einige nicht zweydeutige Beweise. Wer steht nun dafür, dafs man nicht neuere Erfindungen in Bilder und Hieroglyphen einkleidete und sie für alt ausgab, oder durch ihr mystisches Ansehen, durch die bilderreiche Einkleidung von neueren Gelehrten für alt gehalten werden, obgleich die Autoren selbst nichts davon sagen. Man bedenke, welchen Gang die Wissenschaften in Aegyp-

(*) Man vergleiche meine Abhandlung im teutschen Merkur.

Aegypten seit den Alexandrinern nahmen (), wo Aegypter und Griechen ihre Begriffe gegen einander austauschten. Die Philosophie wollte auf aegyptischem Boden durchaus nicht gedeihen, sondern sie artete in Theurgie, Daemonologie, Emanationssystem u. s. w. aus. Hier mußte nun auch die Astronomie das ihrige dazu beytragen. Der Geschmack sank. Man hatte zwar auch schon vorher Aberglauben in Griechenland, aber so systematisch wurde er nie gelehrt. Bey den einfacheren Begriffen von den Gestirnen konnte daher auch noch keine Sterndeuterey statt finden, wie jetzt, als sich die Astronomie mehr ausbildete und mit der verdorbenen Philosophie verbunden wurde. So gehört z. B. die Bezeichnung der Wochentage durch die Planeten und der Einfluss der letzten auf die Stunden des Tages noch nicht hierher, und ich habe daher auch alle Astrologie aus meinen gegenwärtigen Untersuchungen ausgeschlossen, weil ich zu viel aus der folgenden Zeit hätte hierher ziehen müssen.*

Die folgenden Schriftsteller, die am meisten von dem hohen Alter der aegyptischen

*** 2*

Astro-

(*) S. HEYNE de genio Saeculi Ptolemaeorum in Opusc. academ. Vol. I. pg. 76 u. f.

Astronomie sprechen, die gewöhnlichen Quellen, Grammatiker und Kirchenväter aus dem vierten und fünften Jahrhunderte, wissen davon eigentlich so wenig als wir. Theils verstanden sie die Sachen selbst nicht, theils suchten sie bey ihrem verdorbenen Geschmacke, bey ihrem Hange zum Mystischen und zu Hieroglyphen noch mehr in Dunkel einzuhüllen, was an und für sich helle und deutlich war. Ohne sorgfältige Kritik dürfen sie daher nie gebraucht werden. Wird wohl jemand, um nur Ein Beyspiel zu geben, im Ernste auf Makrobius Autorität nacherzahlen, daß Plato das aegyptische Planetensystem nicht verstanden habe, weil er Venus und Merkur unter die Sonne setzte, und daß die Aegypter (zu Makrobius Zeit war dieses der Fall, denn andre Nachrichten sprechen dagegen) beyde Planeten um die Sonne und nicht um die Erde hätten laufen lassen. Da sie aber bald über bald unter der Sonne sind, sagt Makrobius, so setzte sie Plato unter dieselbe. Wer bemerkt hier nicht den unkritischen Grammatiker und seinen Hang zu erklären?

Um nichts gegründeter sind die Ansprüche der Chaldäer. Sie kommen erst nach Alexander in Griechenland zum Vorschein.

Wenn

Wenn man auch späterhin, z. B. bey Sextus Empiricus, von ihrem Bestreben, sich eine genauere Zeitbestimmung zu verschaffen, oder von andern Bemühungen hört; so ist deswegen noch kein Grund da, die ältesten Zeiten darunter zu verstehen, besonders da die Nachrichten nur ins allgemaine gehen, und sie ebenfalls Fortschritte machten. Sie hatten zwar nach Plinius und Simplicius Observationen, welche bis auf 800 Jahre vor unserer Zeitrechnung hinaufreichten; es waren aber bloße Mond- und Sonnenfinsternisse (), welche die Priester (wahrscheinlich aus ihrem übertriebenen Hange zum Aberglauben, welcher die Orientaler auszeichnet und auch ein Hauptcharakter ihrer späteren Sternkunde ist) in ihren Tempeln sorgfältiger aufschrieben als andre Völker, und durch deren Vergleichung sie früher auf Mondperioden geleitet wurden. Hierzu brauchten sie aber keine eigentlichen Astronomen zu seyn, noch weniger die Lehrer anderer Nationen.*

Ich

- (*) Eigentlich führt Ptolemäus nur Eine Sonnenfinsternis an. Ware ihre Astronomie so sehr alt; so laßt es sich nicht gut denken, warum sie bey aller Seltenheit der Erscheinung doch nicht mehrere bemerkt haben sollten.

Ich glaube daher, daß Aegypter, Chaldäer, Phönicier, Griechen und andre Völker jedes im Anfange einige auffallende Bemerkungen machten, daß das Bedürfnis und die Natur der Sache selbst sie auf dieselben Erscheinungen führte (daher auch die verschiedenen Namen von astronomischen Erfindungen in der Mythologie, von Musäus, Chiron, Nauplius und andern), daß man sie in der Folge einander mittheilte, und gegen einander berichtigte, daß aber jeder aus Eigenliebe und Nationalstolz gerne seinem Volke die erste Erfindung zueignen wollte. Daß die Griechen von Andern Begriffe angenommen haben, leugne ich also nicht, wie meine Untersuchungen zeigen. Die erste Erfindung der Astronomie löst sich aber in einige unbestimmte und rohe Bemerkungen auf, welche diesen Namen gar nicht verdienen, und wofür man kein höheres Zeitalter als das von Homer oder 800 Jahr vor Christi Geburt anzunehmen braucht.

Dieses ist meine Ansicht der Sache oder meine Hypothese, wenn man es so nennen will. Da hierbey sehr viel auf die Lebhaftigkeit und Klarheit ankömmt, mit welcher sich der Leser die Gründe oder Gegengründe

zu denken gewohnt ist; so darf ich wohl keine allgemeine Zustimmung erwarten, aber doch gewiss nachsichtige Beurtheilung meiner Zweifel an der gewöhnlichen Meynung. Bey Untersuchungen dieser Art ist Horazens Lehre die beste Maxime:

Si quid novisti rectius istis

Candidus imperti; si non, his utere mecum.

Meiningen im Junius 1801.

I. K. Schaubach.

Inhalt.

Inhalt.

Erste Periode. Volksbegriffe der Griechen von der Welt vor der jonischen Schule.

Erster Abschnitt. Von der Erde. Homer's und Hesiod's Begriffe von der Welt sind bloß sinnlich S. 1 — 4. Die Erde eine Scheibe. Bey Homer S. 4 — 6. Bey Hesiod S. 7 — 8.

Zweyter Abschnitt. Beschaffenheit des Himmels. Der Himmel ein Gewölbe über der Erdscheibe S. 8 — 10. Aether S. 10. Unterschied zwischen Sonnen- und Tageslicht S. 10, 11.

Dritter Abschnitt. Kenntniß des gestirnten Himmels. Homer kennt keine zusammenhängende Tagekreise S. 12 — 14. Vermuthung über die damals bekannten Sternbilder und ihre Entstehung S. 14, 15. Sternbilder, welche in Homer und Hesiod vorkommen S. 15 — 17. Fabeln derselben S. 18 — 23.

Vierter Abschnitt. Zeitbestimmung. Der Tag wurde in Morgen, Mittag und Abend eingetheilt, die Nacht nach dem Stande der Gestirne S. 24, 25.

Fünfter Abschnitt. Von der Sphäre. Die mathematischen Begriffe davon sind in diesem Zeitalter noch nicht zu suchen, noch weniger in dem vorhergehenden S. 26 — 28. Auch Atlas kann nicht als Erfinder angesehen werden S. 26. In Homer's und Hesiod's Schriften kommt wenig von den Kreisen des Himmels vor. Sonnenwenden. Erklärung von Od. 15, 403. S. 29, 30. Ein Aequinoctium kennen beyde Dichter noch nicht S. 31. Erinnerung gegen Scaliger S. 31, 32. Von den Winden S. 32, 33.

Sechster Abschnitt. Von den Planeten. Homer und Hesiod kennen blofs den Morgen- und Abendstern, als zwey verschiedene Körper S. 33. 34.

Siebenter Abschnitt. Von dem Kalender. Der Landmann richtete sich bey seinen Geschäften nach einigen wiederkehrenden Erscheinungen in der Natur, und nach einigen Gestirnen. Beyspiele aus Hesiod S. 36. 37. Der Auf- und Untergang der Gestirne zu Hesiod's Zeiten war blofs scheinbar S. 38. 39. Es gab auch noch keinen genau bestimmten Anfang des Jahres. Beyspiele aus Homer und Hesiod S. 40. Mondwechsel vorzüglich nach Hesiod S. 41 — 44.

Zweyte Periode. Von Thales bis auf Eudoxus.

Erster Abschnitt. Uebersicht der kosmologischen und mathematischen Begriffe der Philosophen S. 45 — 92. Thales S. 47 — 52. Pherecydes S. 52. Anaximander S. 53. Anaximenes S. 55. Xenophanes S. 55. Parmenides S. 61. Heraklit, S. 64. Leucipp, S. 67. Demokrit, S. 69. Anaxagoras S. 72. Die Pythagoräer S. 74. Empedokles S. 86. Resultate aus diesen verschiedenen Systemen S. 89.

Zweyter Abschnitt. Von der Erde. Thales Meinung S. 92. Anaximander S. 94 — 96. Anaximenes S. 96 — 97. Pythagoras Vorstellung kennen wir nicht, nur die erste Eintheilung in Zonen S. 97 — 100. Xenophanes S. 100. Parmenides S. 100 — 104. Leucipp, Demokrit, Heraklit S. 104. Anaxagoras S. 105.

Dritter Abschnitt. Beschaffenheit des Himmels und der Sternbilder. Die gewöhnlichen Vorstellungen von einem Himmelsgewölbe dauerten noch fort S. 105 — 108. Von der allmählichen Entstehung der Sternbilder finden wir nur wenige Nachrichten S. 109. Der kleine Bär, der Wassermann, der Drache, die Krone, der Bootes waren um diese Zeit bekannt S. 109 — 111. Kleostratus setzte den

den Widder, den Schützen und die Böckchen an den Himmel S. 112. Die Dioskuren, der Hase, der Adler, Cepheus, Cassiopeja, Andromeda, wahrscheinlich auch Perseus kommen ebenfalls vor S. 112.

Vierter Abschnitt. Zeitmaafs und Zeitbestimmung. Unbrauchbarkeit der Wasseruhren S. 116. Gnomon S. 119.

Fünfter Abschnitt. Von der Sphäre. Es gab noch keine rein mathematischen Begriffe von der Sphäre S. 130. Unvollkommenheit der Messungen S. 131. Besonders der Höhen S. 132. Statt des Meridians brauchte man den Horizont S. 133. Vorstellungen der Jomer S. 135. Erst von Anaxagoras an findet man Begriffe von einer gemeinschaftlichen Bewegung aller Theile der Kugel S. 137. Sonnenwenden. S. 139. Aequator S. 140. Zonen am Himmel S. 145. Polarkreise S. 146. Ekliptik und Zodiacus S. 148. Allmähliche Entwicklung des Begriffs Pol S. 149.

Sechster Abschnitt. Ueber die Grösse und Entfernungen der Weltkörper. Meynungen der Philosophen S. 155 — 178. Allgemeine Betrachtungen über das Bisherige S. 180.

Siebenter Abschnitt. Vom Kalender. Thales und Solon S. 185. Unvollkommene Einschaltungen S. 190. Arten derselben S. 190. Erfinder und Verbesserer S. 196. Verschiedene Annahmen der Jahreslänge S. 199. Bestimmung und Anfang des Jahrs S. 200.

Dritte Periode. Von Sokrates Tod bis auf Eratosthenes.

Erster Abschnitt. Meynungen der Philosophen. Kosmologische Begriffe Plato's und Aristoteles S. 208 — 225.

Zweyter Abschnitt. Von der Erde. Vermuthungen über die Krümmung der Erde S. 229. Meynungen

nungen der Pythagoräer, Plato's, Eudoxus und Aristoteles S. 230 — 257. Ueber das Stadium S. 261. Eratosthenes Versuch die Gröfse der Erde zu bestimmen, ebendas. Aristarch Erfinder des Skaphiums S. 272. Zonen nach Eratosthenes S. 281.

Dritter Abschnitt. Von den Sternbildern. Eudoxus, Arat, Eratosthenes S. 285. Geschichte einzelner Sternbilder S. 290. Fabeln derselben S. 303. Fabeln von Planeten und der Milchstrafse S. 318. Allgemeine Bemerkungen darüber und über die gewöhnlichen Hypothesen, vorzüglich über Dupuis S. 319 — 329.

Vierter Abschnitt. Zeitbestimmung. Stunden waren noch nicht gewöhnlich S. 329. Eudoxus Arachne S. 331. Bestimmung der Nachtzeit S. 333.

Fünfter Abschnitt. Von der Sphäre, Meridian S. 339. Horizont, Sonnenwenden S. 341. Aequator S. 346. Polarkreise S. 352. Koluren S. 354. Pol S. 367. Parallelkreise S. 371. Dioptern, Timocharis, Aristyllus und Aristarchs Beobachtungen S. 373. Allgemeine Resultate S. 375. Schiefe der Ekliptik S. 379.

Sechster Abschnitt. Von den Planeten. Bemerkungen über ihren Lauf, und ihre Ordnung S. 395. Gröfse und Entfernungen S. 400. Recht- und rückläufige Bewegung S. 432. Die Erde in Bewegung S. 450. Plato S. 451. Philolaus S. 455. Empedokles S. 458. Nicetas, Ekphantus und Heraklides S. 466. Aristarch S. 468. Vergleichung zwischen Kopernikus und den Griechen S. 475. Namen der Planeten S. 477. Kometen S. 478. Epigenes, Apollonius S. 481. Milchstrafse S. 485.

Siebenter Abschnitt. Der Kalender. Mondscyklen, Philolaus S. 486. Eudoxus, Kalippus S. 487. Euktemon, Philipp, Aristarch S. 488. Monate S. 490. Das grofse Jahr S. 504.

Erste Periode.

*Volksbegriffe der Griechen von der Welt
vor der ionischen Schule.*

Erster Abschnitt.

Von der Erde.

Ohngefähr 800 Jahre vor dem Anfange unserer Zeitrechnung bildeten sich die griechischen Stämme zu einer Nation, und mit diesem Zeiträume beginnt zugleich die Kultur dieses Volks. Homer zeigt uns dasselbe noch in seiner Natur-einfalt. Kenntnisse, welche die Bedürfnisse des Lebens unmittelbar herbey führten, finden wir in dieser Zeit bey demselben, nirgends aber feine Beobachtungen, mühsame Abstraktionen oder Resultate einer langen Erfahrung. Alle Begriffe sind einfach und so, wie der erste Eindruck auf die Sinne sie erzeugt. Zwar scheint es, da wir das Zeitalter Homers und Hesiods aus Mangel an andern Nachrichten bloß aus ihren Werken beurtheilen müssen, bey dem ersten Anblicke

blicke sehr problematisch, ob die Vorstellungen dieser Männer die natürliche des Zeitalters war, oder ob man dieselben nicht für Bilder, worin sie gleich späteren Dichtern ihre Begriffe einkleideten, nehmen, und überhaupt nicht eine höhere Kultur bei ihnen voraussetzen darf. Denn auch bei einer gebildeten Nation legt die Natur der Poesie jedem Dichter die Pflicht auf, alle Gegenstände der physischen und moralischen Welt anschaulich darzustellen, und oft seine abstrakten Begriffe in handelnde Wesen zu verwandeln. Sie müssen aber dabey auf die Philosophie des Zeitalters Rücksicht nehmen, wenn ihr Vortrag Wahrscheinlichkeit haben soll. Um hierzu Belege zu finden, darf ich mich nicht erst auf neuere Dichter berufen; noch redendere Beweise geben die alten griechischen Philosophen, Parmenides und andere, welche bey ihrem Vortrage noch Dichtersprache und Dichtervorstellungen brauchen mußten.

Bey Homer und Hesiod müßten sich also auch mehrere und stärkere Spuren einer vollkommeneren Kenntniß im Stoffe und in der Behandlungsart zeigen, wenn die Bilder bloße Einkleidung wären; und es bedürfte nicht so vieler Kunst, ihre Begriffe von der Welt zu enträthseln, wenn dieselben den unsrigen näher liegen

liegen sollten. Wir finden aber bloß einige unvollkommene allegorische Vorstellungen von Entstehung der Welt, von mächtigen dabey mitwirkenden Wesen, und ähnliche Bilder, wie sie sich jedem ungebildeten aber zum Nachdenken fähigen Menschen aufdringen.

Zwar wurden schon die ältesten Philosophen und unter diesen selbst Plato und Aristoteles durch das Ansehn, in welchem Homer und Hesiod standen, und durch die eben angeführten Beyspiele veranlaßt, ihre Gedichte selbst für Allegorieen zu nehmen, und mehrere wissenschaftliche und philosophische Kenntniß darin zu suchen, als man von jener Zeit erwarten darf. So fand z. B. Plato die Kunst der Sophisten im Homer (Protag. 1, 316, d ed. Steph.), und nach Aristoteles (de an. III, 3) lehrt er, daß Denken und Empfinden einerley sey.

Noch weniger darf es uns also befremden, wenn einige hundert Jahre später, Strabo den Dichter zum ersten Geographen macht. Nach ihm müßte Homer die Krümmung der Erde schon gekannt haben, weil Ulysses (Od. 5, 393) das Land der Phäaken erblickt, wie er durch die Welle empor gehoben wird, da doch das Land so nahe und nur durch die Welle ver-

steckt war (*); die Klimata, weil er von der Dunkelheit der Cimmerier spricht; und die Sphäre, wenigstens die Hauptkreise derselben, weil die Vorstellung von der Bärin, welche
allein niemals in Okeanos Bad sich hinabtaucht (Il. 18, 489)

mit der späteren vom Polarkreise und Horizont zusammentrifft.

Beym ersten Anblicke erscheint uns die Erde als eine kreisförmige Ebne in der Mitte des Himmels. Diese Vorstellung hält der sinnliche Mensch für die einzig wahre, und es gehörte eine lange Reihe von Erfahrungen dazu, ehe man die Kugelgestalt entdecken konnte. Dieses liegt in der Natur der Sache und wird auch durch die verschiedenen Meynungen der Philosophen, die ich nachher anführen werde, vollkommen bestätigt. Homer hat zwar nie Gelegenheit, die Gestalt der Erde ausdrücklich zu erwähnen; mehrere Stellen aber beweisen, daß er sich an den gemeinen Volksbegriff hält.

Die Gränze der damals bekannten Erde war nach Vossens Untersuchung gegen Osten der Phasis, ein Fluß in Kolchis, der noch weiter östlich mit dem Ocean in Verbindung stand, gegen

(*) Voss über die Gestalt der Erde nach den Begriffen der Alten. N. d. Museum. St. 8. 1790.

gegen Süden, Westen und Norden aber der Ocean selbst, nach der Vorstellung jener Zeit ein *die Erdscheibe kreisförmig umströmender Fluß* (*). In der Beschreibung von Achills Schild (Il. 18), wo er den damaligen Begriffen von der Welt folgt, liegt die Vorstellung von der Scheibenfigur der Erde mit dem Oceanflusse deutlich zum Grunde. Er nennt den letzten nicht nur ausdrücklich einen *Fluß* (v. 606 sqq.)

strömend am äussersten Rand des schönvollendeten Schildes,

sondern unterscheidet ihn auch noch (v. 483) ausdrücklich vom Meere. Und wie hätte ohne diese Vorstellung ferner Neptun (Od. 5, 282) von den Solymer Bergen in Pisidien den Ulysses jenseits Griechenlands an der Küste der Phäaken,

(*) Bloß Ionien, die zunächst angränzenden Landschaften und Griechenland kannte Homer genau, die übrigen Länder zwischen dem 30 und 60 Grade der Länge, und dem 25 bis 45 Grad nördlicher Breite nur aus unbestimmten durch Fabeln entstellten Nachrichten. Die Westgränze der Erde dachte er sich zwey Tagereisen hinter Sicilien. Die Beweise dazu finden wir in der eben angeführten Abhandlung und in einer früheren im götting. Magazin. Ersten Jahrgangs zweytes Stück pg. 297 sqq. Ueber den Ocean der Alten.

ken, und der Sonnengott beym Emporsteigen am Morgen seine Rinder in Sicilien erblicken können (Od. 12, 380 sqq.) (*)? Auch das fast beständig vorkommende Beywort des Oceans *ἄψογος*, *der kreisende Strom*, könnte dafür angeführt werden.

Und sollte es noch der Autorität eines alten Griechen für die eben angeführte Meynung bedürfen, so darf ich mich nur auf den Astronomen Geminus berufen (element. astron. c. 13). Dieser sagt von Krates, daß er aus Hang zum Paradoxen in dem, was Homer auf seine Weise und nach dem alten Volksglauben lehre, die wahre Beschaffenheit der Sphäre finde. «*Denn Homer*, setzt er hinzu, *und fast alle alten Dichter denken sich die Erde als eine Ebne, und verbinden sie mit der Welt. Ueberdies behaupten sie, daß der Ocean die Erde umfliesse, und die Stelle des Horizonts verträte. Aus dem Ocean gehen die Sterne auf und unter. Daher glauben sie auch, daß die Aethiopen, welche nahe am Auf- und Untergange wohnen, von der Sonne verbrannt würden; eine Behauptung, die sich wohl mit Homers Vorstellung, nicht aber mit der wahren Kenntniß der Sphäre verträgt.*»

Diesel-

(*) vergl. Voss l. c.

Dieselben Begriffe hatte Hesiod, dessen Zeitalter zwar nicht bestimmt ist, welcher aber nach der gewöhnlichen Meynung nicht lange nach Homer lebte. Nach Voss (*) 200 Jahre später. Wenn man auch keine directen Beweise dafür auffinden kann, so folgt dieses doch schon, wie ich glaube, aus einem auch von Voss (**) angeführten Fragmente beym Scholiasten des Apollonius Rhodius (4, 283), wo Hesiod die Argonauten aus dem Phasis in den Ocean führt. Man siehet nämlich daraus, daß er die auch noch späterhin geltenden Volksbegriffe, wie Homer, zum Grunde legt. In dem Schilde des Herkules setzt er ebenfalls (v. 314 sqq.) den Ocean um den äussersten Rand des Schildes. Auch lassen sich, meiner Meynung nach, die Beywörter, welche er der Erde und dem Ocean giebt, hieraus am leichtesten erklären. Wenigstens scheint es mir auffallend, warum er nicht, wo er von der Erde im allgemeinen spricht, bedeutendere Prädikate wählte, wenn er sich dieselbe als Kugel dachte. So nennt er aber, gleich Homer, den Ocean an mehreren Orten ausdrücklich einen Fluß, (Theog. v. 242, 695,

(*) Mytholog. Br. B. 2, pg. 95.

(**) Gött. Magaz. pg. 300.

695, 959. Op. 841) von tiefen Wirbeln (*βαθυδίνης* v. 133) und die Erde selbst, *breit* (*εὐρυσηγός* Th. 117, *εὐρυδοειής* v. 119, *εὐρεία* v. 458) (*). Auch die Wurzeln der Erde (Th. 728. Op. 19) scheinen sich darauf zu beziehen. Doch die Sache ist zu klar, als daß sie für den Unbefangenen noch eines weitem Beweises bedürfte.

Zweyter Abschnitt.

Beschaffenheit des Himmels.

Ueber der Erdscheibe erhob sich der *Himmel in Gestalt eines Gewölbes*. Auch diese Vorstellung nehmen die beyden ältesten Dichter als Volksbegriffe stillschweigend und ohne weitem Beweis

(*) Die beyden Beywörter *βαθυδίνη* und *εὐρυδοειή* braucht Homer ebenfalls. Das erstere Od. 10, 511, das zweyte Od. 11, 52. Ich würde hier der Meynung des Scholiasten beytreten, der es durch *πλατείας* erklärt, in welchem Sinne es auch das Etymologicum M. zu nehmen scheint, obgleich bey Hesiod auch der Himmel mehrmals *εὐρύς* (der weite) heisst. Voss übersetzt die weit umwanderte Erde.

Beweis an. Atlas trägt (nach Od. 1, 52 sqq.) die Säulen, welche die Erde und den Himmel sondern. Ganz so denkt sich denselben Hesiod (Theog. 517. sqq.). Atlas steht, sagt er, am Ende der Erde den Hesperiden gegen über und hält mit Kopf und Händen den weiten Himmel. Der Tartarus, in welchem die Titanen verschlossen sind, ist, wie Voss bemerkt, vom Schattenreiche verschieden. Dieses ist in der hohlen Erdscheibe, jener ein Gewölbe unter der Erde, von ihr bedeckt und dem Himmel ähnlich, der sich über uns erhebt. Neun Tage und Nächte würde ein Ambos fallen, ehe er vom Himmel die Erde erreichen könnte, und eben so viel Zeit, ehe er von der Erde in den Tartarus käme. Dieselben Vorstellungen liegen wohl Il. 8, 13 - 16 zum Grunde, wo Jupiter den Göttern verbietet, den Achäern zu helfen, und dem, der gegen seinen Willen handeln würde, drohet, ihn in den dunklen Tartarus hinabzuschleudern,

*Ferne, wo tief sich öffnet der Abgrund
unter der Erde,*

*Den die eiserne Pforte verschleußt, und
die eherne Schwelle,*

*So weit unter dem Ais, wie über der Erd
ist der Himmel.*

Auch Theog. 126 sqq. läßt sich so am leichtesten erklären, wo von der Erde gesagt wird: sie brachte zuerst den Himmel hervor, an Größe ihr gleich (*ισον ἑαυτῇ*), daß er sie ganz bedecke.

Das Himmelsgewölbe, vielleicht nur die oberen Regionen desselben, erfüllte nach Homers Begriffen der *Aether*. Was man sich in jenem Zeitalter eigentlich darunter dachte, läßt sich nicht bestimmen. Die Begriffe der spätern Philosophen darauf anzuwenden, würde nicht rathsam seyn. Homer nennt ihn immer nur *den stralenden Aether*, und setzt ihn dem Gewölke entgegen.

Die Begriffe über Welt und Natur waren übrigens so wenig bestimmt und so unvollkommen, daß man sogar einen *Unterschied zwischen Tages- und Sonnenlicht* machte. Das griechische Wort *Eos* bedeutet nemlich nicht bloß, wie es gewöhnlich übersetzt wird, *Morgenrothe*, sondern *Helle* überhaupt, (Voss mytholog. Br. B. 2. pg. 68) und so nahm man es schon nach der Meynung Eustaths (ad Od. 2, 1) nicht bloß für *Morgen*, sondern für den *Tag*. Ich führe nur einige Beyspiele aus Homer an. Il. 5. 267 ist unter der Gegend, wo Eos und Helios hinkommen, offenbar die ganze erleuchtete

te

te Erdfäche zu verstehn; Od. 5, 590, und 9, 76 vollendet Eos den Tag. Od. 9, 25 wird die Lage von Ithaka mit diesen Worten beschrieben:

Selber liegt sie im Meere am höchsten hinauf an die Veste

Nachwärts; aber die andern (Inseln nemlich) zum Licht und der Sonne gewendet.

Hier ist, wie man deutlich sieht, die Gegend nach Mittag hin, zu verstehn. Die Geographie lehrt uns, daß wir nicht *nach Morgen hin* erklären dürfen.

Dritter Abschnitt.

Kenntniß des gestirnten Himmels.

Hier entsteht nun die Frage, wie man sich bey jener Vorstellung von Himmel und Erde die Bewegung der Gestirne dachte? Hesiod sagt in seiner Theogonie (v. 746-754): *Am Atlas begrüßen sich Tag und Nacht.* Wenn eins die Wohnung verläßt, tritt das andere hinein. Eins ist stets in derselben, und das andere bewegt sich über der Erde. Das poetische hiervon abgerech-

gerechnet, sieht man, daß der Dichter keine zusammenhängende Tagekreise kennt. Diese waren auch nicht möglich, wenn die Erdscheibe die Decke des Tartarus seyn sollte. Nach ihrem Niedersinken hinter dem Atlas schwamm die Sonne nordwärts im Ocean fort bis nach Kolchis, wo sie wieder an den Himmel empor stieg. Ich vermuthete, daß die Dauer der Morgen - und Abenddämmerung in Griechenland diese sinnliche Vorstellungsart unterstützte. West- und nordwärts von Griechenland bis ans kaspische Meer war die Nachtseite der Erde, wie die eben angeführte Stelle Od. 9, 25 beweist. Diese bewohnten die Cimmerier (götting. Magaz. pg. 306), welche eingehüllt in Nebel und Finsterniß (Od. 11, 14 sqq.) den Namen von der Dunkelheit ihres Landes hatten. *Nimmer auf jene*, sagt Homer,

Schaut Helios her mit leuchtenden Sonnenstralen,

Noch wenn empor er steigt zur Bahn des sternigen Himmels,

Noch wenn er wieder zur Erde hinab vom Himmel sich wendet,

Sondern entsetzliche Nacht umruht die elenden Menschen.

Sey es nun, daß die Gebürge, von welchen sie
auf

auf allen Seiten eingeschlossen waren oder die allzugroße Entfernung von der Sonne am Tage, oder beydes zugleich diese Dunkelheit veranlaßten. Dafs der letzte Umstand wenigstens mitwirkt, scheinen mir die Aethiopen zu beweisen. Diese bewohnten nemlich die andre Hälfte der Erdscheibe, die Tagesseite vom kaspischen Meere an, bis an das westliche Ende von Afrika, und waren durch die Nähe der Sonne verbrannt. Auch hier müssen wir unsre mathematischen Verhältnisse zwischen Sonne und Erde vergessen. Dem ersten Eindrücke gemäß dachte sich der Grieche in der Mitte der Erdscheibe und des Himmelsgewölbes, könnte aber aus einer bekannten optischen Täuschung das letztere nicht für eine vollkommene Halbkugel, sondern für ein flaches eingedrücktes Gewölbe halten. Oder um die Sache dem Ungeübten noch deutlicher zu machen denke man sich Tab. IV. fig. 1. CGD als die Mittagsfläche eines Orts, oder als den Durchschnitt des Himmelsgewölbes von Norden nach Süden. Sollte dasselbe nun eine vollkommene Halbkugel seyn; so müßte der Durchmesser CD zum Durchschnitt der Erdfäche angenommen werden. Wahrscheinlicher aber dachte man sich den letzten als eine Sehne AB. K, G und E bezeichnen

n den die Wohnorte der Cimmerier, Griechen und Aethiopen, Z das Zenith der Griechen. Die Sonne erschien ihnen in S, und man sieht nun leicht, daß sie den Aethiopen sehr nahe seyn, den Cimmeriern aber ihre Stralen unter sehr schiefen Winkeln oder durch Gebürge verhindert gar nicht zusenden konnte. Von der Sonne läßt sich die Anwendung auf die übrigen Gestirne leicht machen.

Wie weit waren aber wohl die Menschen in der Kenntniß des gestirnten Himmels damals gekommen?

Die Bemerkung ist ganz richtig, daß die ersten Erfinder der Sternbilder (nur nicht der ganzen Astronomie) Menschen waren, welche täglich in der freien Natur lebten, und den Himmel stets vor Augen hatten, aber unwahrscheinlich ist es, daß sie den ganzen Himmel auf einmal in Sternbilder eingetheilt haben sollten. Man bemerkte anfänglich nur Sterne erster Größe, und Gruppen, welche leicht in die Augen fielen, und bezeichnete beyde mit Gegenständen ihrer Lebensart, d. h. der Jagd, Fischerey, späterhin des Ackerbaus und der Viehzucht. So kam meiner Meynung nach die Reihe zuerst aber auch hier nicht einmal an den großen Bär, die Hyaden & den Orion. den

Skorpion, den Löwen, Eridanus, Schwan
 und das *Pferd*; an die Sterne *Arktur, Kapel-*
la, Wega der *Leyer, Athair* im *Adler, Pro-*
cyon, Sirius, die *Kornähre* und *Fomahano*.
 Die übrigen Gruppen, selbst die, zu welchen
 die genannten Sterne erster Größe gehören,
 setzen mehr Kenntnisse, Erfahrung und Uebung
 voraus, zumal da sie oft mit den bezeichneten
 Gegenständen wenig oder gar keine Ähnlich-
 keit haben.

Die Fabeln der Sternbilder können entwe-
 der durch die Figuren selbst veranlaßt, oder
 aus der übrigen Mythologie entlehnt und nur
 mit einigen Veränderungen übergetragen wor-
 den seyn. Schon im Homer finden wir einige
 merkwürdige Stellen von Sternbildern, welche
 ich hier ganz beynüge, weil ich noch einigemal
 davon Gebrauch machen muß. Die erste
 kommt vor in der Beschreibung von Achills
 Schild Il. 18, 483 - 489.

Drauf nun schuf er die Erd' und das wo-
gende Meer und den Himmel,
Auch den vollen Mond und die rastlos lau-
fende Sonne;

Drauf auch alle Gestirn', die rings den
Himmel umleuchten,

Drauf

*Drauf Plejad' und Hyad', und die grofse
Kraft des Orion,
Auch die Bärin, die sonst der Himmelswa-
gen genannt wird,
Welche sich dort umdreht und stets den
Orion bemerket,
Und allein niemals in Okeanos Bad sich
hinabtaucht.*

*Und in der Nacht, wo Ulysses auf die Insel der
Phäaken zusteuert Od. 5, 271 - 275. deckte nie
der Schlaf ihm die wachsamten Augen*

*Auf die Plejaden gewandt und den spät
gesenkten Bootes,
Auch die Bärin, die sonst der Himmelswa-
gen genannt wird,
Welche sich dort umdreht und stets den
Orion bemerket,
Und allein niemals in Okeanos Bad sich
hinabtaucht.*

*Den Sirius zeichnet Homer vorzüglich aus Il. 22,
25 - 31.*

*Priamus aber der Greis, ersah ihn (Achil-
leus) zuerst mit den Augen,
Stralenvoll wie der Stern, da' er herflog
durch das Gefelde,
Welcher im Herbst aufgeht, und mit über-
strahlender Klarheit*

Scheint

*Scheint vor vielen Gestirnen in dämmern-
der Stunde des Melkens,
Welcher Orions Hund genannt wird unter
den Menschen;
Hell zwar glänzt er hervor, doch zum schäd-
lichen Zeichen geordnet,
Denn er bringt ausdörrende Glut den elen-
den Menschen.*

Eben diesen Stern scheint Homer zu verstehn II.
5, 5.

*Aehnlich dem Glanzgestirn der Herbstnacht,
welches am meisten
Klar den Himmel durchstrahlt, in Okeanos
Fluten gebadet.*

Das älteste aller der Sternbilder, die ich eben
angeführt habe, war ohne Zweifel *der große
Bär*, theils der auffallenden Figur wegen, theils
auch, weil er am nördlichen Himmel immer
über dem Horizonte erscheint. Die Griechen
setzen den Ursprung desselben in die Fabelzeit
hinauf. In einem Fragmente des Tragiker's So-
phokles bey dem Achilles Tatius (v. Petav. Urano-
log. pg. 73) wird Palamedes und von Theo (ad
Arati phaenom. v. 26) Nauplius als Erfinder an-
gegeben. Daß beyde Vorstellungen, ich meyne
die des Wagens und des Bärs, aus der Le-
bensart jenes Zeitalters genommen sind, bedarf

kaum einer Erwähnung. Zunächst kamen wohl die Plejaden, die Hyaden, der Orion, der Arkturus und der Sirius, wie die Stellen aus dem Homer beweisen, wobey mir zugleich das merkwürdig scheint, daß der Dichter an verschiedenen Orten immer dieselben Gruppen nennt. Nimmt man noch die Bemerkung hinzu, daß er *alle Gestirne, die rings den Himmel umleuchten* den Plejaden u. s. w. entgegensetzt, und von der Bärin behauptet, sie *allein* senke sich nicht in den Ocean, so folgt ziemlich wahrscheinlich, daß Homer wohl keine Sternbilder und Sterne weiter kannte, als die eben angeführten. Dieselben Sternbilder finden wir im Hesiod hin und wieder erwähnt.

Diese und andere zerstreute Nachrichten geben mir noch zu folgenden Bemerkungen Veranlassung.

Die Fabel des Bärs trägt Spuren des höchsten Alterthums an sich und ist fast in der ganzen Mythologie ohne Beyspiel. Die Gruppen der 7 Sterne, die Bärengestalt und die Verwandlung der Kallisto in dieselbe haben so wenig Zusammenhang mit einander, daß man sich über eine solche Zusammenstellung von Begriffen wundern muß. Bey allen Verwandlungen der spätern Dichter nemlich findet man doch
immer

immer noch eine gewisse Veranlassung, warum Personen die und keine andere Gestalt annahmen; hier sucht man aber dergleichen vergeblich. MELLMANN glaubt daher (dissertat. de mutatis formis pg. 14), daß der Name des Sternbildes *αρκτος* von einem fremden Volke zu den Griechen übergegangen sey und die Fabel veranlaßt habe. Homer berührt dieselbe gar nicht, Hesiod hingegen soll sie nach einer Nachricht bey Eratosthenes (cat. c. 1) und Hygin, wahrscheinlich in seiner Astronomie (*), angeführt haben.

Mit der Vorstellung des Wagens war die eines Wagenlenkers (Bootes) sehr leicht zu verbinden. Daß ich hierunter jetzt noch nicht das ganze

(*) Er schrieb nemlich eine Astronomie unter dem Namen *ἀσρική βιβλος*. Sie wird von mehreren Alten citirt, namentlich vom Plinius und Theo ad Aratum. Athenaeus hält sie zwar für untergeschoben; daß aber die Alexandriner doch früher an die Aechtheit der Schrift geglaubt haben, beweist das bekannte Epigramm des Callimachus, worin Aratus als ein Nachahmer des Hesiodus vorgestellt wird. (S. Arati vita in Petav. Uranolog. pg. 149). Daß die Beobachtungen alle noch sehr grob darin angegeben seyn mußten, läßt sich nicht anders erwarten.

ganze Sternbild, sondern bloß den Stern erster Größe verstehe, habe ich eben erwähnt. Jede Sterncharte, und noch mehr die Betrachtung des Himmels selbst muß uns die Bemerkung aufdringen, daß Nomaden und andere Menschen mit Kinderbegriffen das Bild, wie wir es jetzt kennen, unmöglich erfinden und bestimmen konnten.

Auch der Name Arkturus (von *εὐρύς* custos) ist ein Beweis davon. Bey Hesiod finden wir ihn zuerst. Hier bezeichnet also der Stern allein, was nachher das ganze Bild ausdrückte, den Bärenhüter (Arktophylax).

Das zweyte merkwürdige Gestirn des höchsten Alterthums sind die *Plejaden*. Ueber den Namen und seine Bedeutung sind die Griechen, besonders die Grammatiker verschiedener Meynung. Man vergleiche hierüber nur den Scholiasten zum Homer (Il. 18, 486) und Theo (ad Arati phaenom. v. 254). Zu meiner Absicht ist es hinreichend zu bemerken, daß sie ihren Namen entweder von der Menge, oder ihrer gedrängten Stellung, oder von ihrer Mutter Plejone empfangen haben sollen.

Nur die letzte Meynung ist wohl die richtigere und das übrige grammatische Deutungen. Hesiod nennt sie schon Töchter des Atlas. Ob
er

er aber schon sieben gekannt habe, bleibt ungewiß, da wir die Namen derselben, wie sie in späteren Schriften vorkommen, nicht angeführt finden.

Auch den Namen der *Hyaden* suchten die Grammatiker zu enträthseln. Dafs man sich auch hier unter den einzelnen Sternen Personen dachte, lehrt ein Fragment des Hesiod beym Theo (ad Arat. phaenom. v. 172), wo ihre Namen angegeben werden. Auch ihre Zahl müßte nach dieser Stelle zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen seyn, indem Thales nur zwey gekannt haben soll. Die Gruppe ist aber zu auffallend und eben die Namen belehren uns, dafs Hesiod schon fünf annahm. Er nennt sie Nymphen, ohne auf eine besondere Mythe hinzuweisen. Den Stier kennen die beyden ältesten Dichter noch nicht.

Die Gruppe des *Orion* scheint mir Veranlassung gewesen zu seyn, das Andenken eines jungen kriegerischen und jagdliebenden Mannes zu verewigen. Homer und Hesiod erzählen schon verschiedene Fabeln von ihm, welche sich mehr oder weniger aus der Astronomie erklären lassen. Ein Beweis, dafs man sie erst erfand, nachdem man das Sternbild schon kannte, und dafs also BAILLY's Meynung wirklich ge-

gründet zu seyn scheint, welcher dieses von *allen* Sternbildern behauptet. Nach Homer war er ein Liebling der Eos, und wurde von der Diana getödtet (Od. 5, 120). Ulysses sahe ihn in der Unterwelt (*) und zwar, was für die Geschichte der Astronomie bemerkenswerth ist, ganz so, wie wir ihn noch auf unsern Sterncharten erblicken, mit einer eisernen Keule bewaffnet (Od. 7, 572). Hesiod spielt (scyl. 619) auf die bekannte Fabel von Verfolgung der Plejaden an, welche Theo (ad Arat. 254) weitläufiger erzählt, und welche vielleicht ganz astronomischen Ursprungs ist. Noch wird von Eratosthenes (Cat. 32) und seinem Erklärer Hygin dem Hesiod eine andere Mythe beygelegt, nach welcher Orion durch einen von der Erde gesandten Skorpion getödtet, und von der Diana unter

(*) Hier muß ich zugleich den Einwurf begegnen, daß Orions Aufenthalt in der Unterwelt vielleicht sein Verweilen unter dem Horizonte bedeuten könne. Die Fabel allein kann wohl die Vorstellung von unter der Erde fortlaufenden Kreisen zu Homers Zeit nicht beweisen. Noch weniger aber dürfte man alsdann den Ursprung des Orions selbst aus der Astronomie ableiten. Alle einmal unter die Gestirne versetzten Personen bleiben immer dort, ohne ihren Aufenthaltsort zu verändern, wie die Kallisto, die Plejaden und andere.

unter die Gestirne versetzt worden ist. Diese Dichtung ist ganz astronomisch und durch das Sternbild des Skorpions entstanden. Sie liesse sich vielleicht mit der vorhergehenden Erzählung vereinigen. Könnte man mit Gewissheit im Eratosthenes das fremdartige sondern, so wäre dieses ein Beweis, daß der Skorpion schon damals bekannt gewesen sey, von welchem wir übrigens keine weitere historischen Nachrichten bis auf Arat haben.

So wie man den Arkturus mit dem Bär verband, so verglich man den *Sirius* mit dem Orion und nannte diesen Stern (nicht das Sternbild) wie die vorhin angeführte Stelle Homers deutlich zeigt, Orions Hund.

Endlich muß ich noch hinzufügen, daß, wenn Eratosthenes (cat. 9), Germanikus und Hygins (P. A. II, 25) Nachrichten zu trauen ist, Hesiod auch schon die *Jungfrau*, unter dem Namen *Dike* kannte.

Vierter Abschnitt.

Zeitbestimmung (*).

Morgen und Abend waren die Momente, welche der Himmel zur Eintheilung des Tags unmittelbar darbot. Der Mittag wird zwar auch (II. 21, 111) erwähnt. Einige andere Stellen aber, wo von der Eintheilung der Nacht die Rede ist, machen es wahrscheinlich, daß unter der Mitte des Tags (*μεσον ἡμέρας*) ein Zeitraum von mehreren Stunden zu verstehen seyn möchte. Wenn Ulyss und Diomed den Entschluß fassen, in der Nacht sich in das trojanische Lager einzuschlei-

(*) Die rohe Eintheilung des Tags in dieser Periode verdient eigentlich diesen Namen gar nicht. Um indessen dem Leser die Uebersicht meiner Untersuchungen zu erleichtern, habe ich hier schon diese Rubrik gemacht. Da übrigens hier von mathematischer Vorstellungs- und Behandlungsart die Rede nicht seyn kann, so werde ich erst in der folgenden Periode zeigen, wie sich die Begriffe allmählig entwickelten. Ich begnüge mich hier, so wie im folgenden Abschnitte, von der Sphäre nur zu erzählen, was wir mit historischer Wahrscheinlichkeit wissen.

schleichen (Il. 10, 251), um Kundtschaft einzuziehn, ermahnt Ulyss seinen Gefährten, zu eilen,

*Schnell, sagt er, eilet die Nacht und nah
ist der Morgen,*

*Weit schon rückten die Stern', und das meiste
der Nacht ist vergangen*

*Um zwey Theile bereits, nur der dritte
Theil ist noch übrig;*

und Od. 14, 483 braucht Ulyss fast dieselbe Vorstellungsart:

*Als nur ein Drüttel der Nacht noch war und
die Sterne sich neigten.*

Homer theilte also den Tag sowohl als die Nacht in drey Theile, jenen in Morgen, Mittag und Abend, diese nach dem Stand der Gestirne. Die erste und letzte dieser Perioden wurde durch das scheinbare Steigen und Sinken der Himmelskörper, aber ohne eine genaue Gränze bestimmt, und die mittlere fiel in die Zeit, wo das Zu - oder Abnehmen der Höhe dem bloßen Auge unmerklich wurde.

Fünfter Abschnitt.

V o n d e r S p h ä r e.

Hält man nun diese Nachrichten mit dem mathematischen Begriffe von der Sphäre zusammen, so sieht man, daß derselbe in diesem Zeitalter noch gar nicht zu suchen ist, und daß noch weniger die Behauptungen späterer Griechen statt finden können, wenn sie die Erfindung der Sphäre noch höher hinauf setzen. Vorzüglich machen zwey Schriftsteller, welche erst im Anfange der christlichen Zeitrechnung lebten, Diodor von Sicilien (3, 60 und 4, 27) und der ältere Plinius (hist. nat. 2, 8) den Atlas zum Erfinder der Sphäre. Nach Diodor hat derselbe seine Kenntniß dem Herkules mitgetheilt, und dieser sie in Griechenland bekannt gemacht. Die ganze Nachricht scheint mir aber nichts weiter, als eine Erklärung der oben angeführten Vorstellung Homers und Hesiods zu seyn, daß Atlas mit seinen Händen den Himmel halte, und daß Herkules, wie andere Mythographen (cf. Apollod. II, 5, 11) hinzufügen, einst dessen Stelle auf kurze Zeit vertreten habe, wie Atlas die goldnen

nen

nen Aepfel aus den Gärten der Hesperiden holte. Plinius folgt hier wahrscheinlich, wie in mehreren, dem Diodor. *Circulorum quoque, sagt er, coeli ratio in terrae mentione, (bey der Geographie) aptius dicetur, quando ad eam pertinet, Signiferi modo inventionibus non dilatis. Obliquitatem ejus intellexisse, hoc est, rerum foras aperuisse, Anaximander Milesius traditur primus, Olympiade quinquagesima octava. Signa deinde in eo Cleostratus et prima Arietis et Sagittarii. Sphaeram ipsam ante multo Atlas.* Der menschliche Geist wäre also nach diesen Aeusserungen hierbey ganz synthetisch zu Werke gegangen, hätte das Abstrakteste, die Sphäre, zuerst entdeckt, darauf die Ekliptik und zuletzt oder fast zu gleicher Zeit die Sternbilder des Thierkreises. Gewöhnlich gehen wir bey unsern Entdeckungen den entgegengesetzten Weg. Mit einzelnen Versuchen und Wahrnehmungen müssen wir den Anfang machen, und nur dann erst läßt sich abstrahiren, wenn hinlänglicher Stoff zum Vergleichen vorhanden ist. Ohne Materialien und Vorarbeiten läßt sich kein Gebäude aufführen. Wenn ferner Plinius selbst gesteht, daß erst eine geraume Zeit nachher von Anaximander einer der wichtigsten Kreise der Sphäre,

er, die Ekliptik, an den Himmel gesetzt seyn soll, so weiß man wirklich nicht, was er sich unter Atlas Erfindung gedacht habe. Die Nachricht auf die Erfindung des künstlichen Globus deuten zu wollen, wie viele gethan haben, hebt die Zweifel gar nicht. Man mußte erst den Himmel mit seinen Kreisen ganz kennen, ehe man sich ein Bild davon entwerfen konnte. Es bleibt also bloß die Vermuthung übrig, daß Plinius bloß die Kugelgestalt des Himmels gemeynt habe. Diese Vorstellung scheint auch in Diodors Ausdruck σφαιρικός λόγος (Sphaerae ratio) zu liegen. Weniger deutlich scheinen Plinius Worte, wenn er sagt, daß er hier die Kreise des Himmels nicht berühren, sondern nur bloß die Erfinder des Thierkreises nennen wolle.

Nach den Begriffen der Griechen verstand man, wie jetzt, unter der Sphäre die Kugel mit ihren Kreisen, ihrer Größe, Lage und Verhältniß gegen einander. Hierbey waren die Gestirne die beschreibenden Punkte, und um die Identität eines derselben kennen zu lernen, waren die Sternbilder nöthig. Ausserdem bedurfte es noch mehrerer Werkzeuge und Hülfsmittel, um die Wege der Sterne zu verfolgen, von welchen man nicht die geringste Spur einer Nachricht entdeckt.

entdeckt. Und wie wären wohl die Menschen auf die Vorstellung einer Himmelskugel gekommen? Offenbar doch wohl dadurch, daß sie die regelmässige Bewegung aller Gestirne um zwey gemeinschaftliche Punkte, die Pole, erkannten.

In Homers und Hesiods Schriften kömmt von den Kreisen des Himmels wenig vor. Ausser der oben angeführten Vorstellung Homers, daß sich die Bärin nie in den Ocean hinabsenke, und die weiter nichts sagt, als daß das Gestirn nie untergehe, erwähnt er nur bloß der Sonnenwenden. Hierher gehört nun die bekannte Stelle Od. 15, 403 sqq., nach welcher Homer schon einen Gnomon gekannt haben soll. Eumäus nemlich erzählt dem Ulysses, daß er aus einer Insel Syria abstamme, die er in der angeführten Stelle so beschreibt:

Νησος τις Συριη κικλησκεται, εἴπου ἀκούεις,
Ὀρτυγίης καὶ θυπερθεῖν, ὅθι τροπαὶ ἡελίοιο.

*Eines der Meereiland' heist Syria, wenn
du es hörtest.*

*Ueber Ortygia hin, wo die Sonnenwende
gesehn wird.*

Strabo sagt zwar, daß Delos ehemals unter dem Namen Ortygia bekannt gewesen sey (lib. X. pg. 335); er führt aber noch eine andere Insel
dieses

dieses Namens bey Sicilien an (lib. VI. pg. 186), welche auch Voss bey gegenwärtiger Stelle annimmt, (man vergleiche dessen Welttafel bey der Odyssee). Ich will ferner zugeben, daß unter Ortygia hier wirklich Delos, und unter Syria die Insel Syrus, wo nachher Pherecydes einen Gnomon hatte, gemeint seyn könnte, obgleich die Lage derselben gegen Delos einigen Zweifel übrig läßt, und selbst Strabo darüber bedenklich zu seyn scheint, so dünkt mich doch nicht, daß Homers Worte auf eine solche Einrichtung hinweisen. Ich stelle mir vor, daß Eumäus in Ithaka in der Unterredung mit Ulyses nach der südöstlichen oder südwestlichen (beydes ist hier einerley) Gegend des Himmels hinzeigte und weiter nichts sagen wollte, als *jenseits Ortygia, wo wir hier in Ithaka zur Zeit der Sonnenwende, (vielleicht im Winter) die Sonne aufgehn sehn*, was sonst bey Homer *nach der Tagesseite hin* heist. Mehr kann ich in Homers Worten nicht finden, doch lasse ich jedem gerne seine Ueberzeugung.

Auch Hesiod erwähnt der Sonnenwenden einige mal. Im Winter, sagt er *εργ. 527. sqq.*, wendet sich die Sonne zum Volke und der Stadt der dunkelfarbenen Männer und leuchtet später den Griechen; und schon vorher v. 479 spricht

spricht er von der Zeit des Wintersolstitiums. Uebrigens muß ich hier zugleich noch hinzufügen, was der Gang der Untersuchung auch schon von selbst lehrt, daß in diesem Zeitraume noch nicht von einem bestimmten aequinoctium die Rede seyn kann. Hesiod hatte einmal Gelegenheit gehabt, dasselbe zu erwähnen. So lehrt er z. B. *εργ.* 663 *sqq.*, daß bis 50 Tage nach der Sonnenwende, wenn der Sommer zu Ende eile, also ohngefähr bis in die Mitte des Septembers die beste Zeit zur Schifflarh sey, und v. 564 - 567, daß Arktur 60 Tage lang nach dem Wintersolstitium, nach Petavius Rechnung ohngefähr um den 5ten März, in der Abenddämmerung das Bad des Oceans verlasse. Hier und an mehreren Orten hätte er Gelegenheit gehabt, vom Aequinoctium zu reden, so wie er von den Sonnenwenden spricht; statt dessen aber sagt er bloß (*εργ.* 414 - 419), daß zur Herbstzeit die Tage kürzer und die Nächte länger würden und nach Plinius lib. 29, 25 setzt er sehr unbestimmt den Morgenuntergang der Plejaden in die Zeit des Herbstaequinoctiums.

Scaligers Bemerkung, daß nach der dunklen Stelle *εργ.* v. 561 - 563

Ταυτὰ φυλάσσομενος, τετελεσμενον εἰς ἐνιαυτον

Ἰσοῦσθαι

Ἰσοῦσθαι νύκτας τε καὶ ἡμέρας, εἰσὸκεν αὐθις
 Γῆ πάντων μήτης καρπὸν συμμικτὸν ἐνσικῇ
 und besonders der Worte: τετελεσμένον εἰς ἐνιαυτὸν das Jahr damals mit dem Aequinoctium angefangen habe, ist von gar keiner Erheblichkeit. Denn Hesiod bemerkt vorher, daß man im Winter den Stieren nur die Hälfte des Futters, dem Menschen aber mehr Nahrung geben müsse, weil jenen die langen Nächte zu statuten kommen. Wenn du dieses beobachtest, sagt er nun in der angeführten Stelle, so wirst du das ganze Jahr hindurch eine verhältnißmäßige Eintheilung der Nahrung nach Arbeit und Ruhe machen, bis die Erde wieder neue Früchte bringt.

Aber auch alle Kenntniß der Sonnenwenden schränkte sich jetzt nur noch darauf ein, daß man die Zeit und *ohngefähr* den Ort am Horizonte bemerkte, *wann* und *wo* die Sonne auf- oder abwärts zu steigen anfieng. Diese Kenntniß bis auf die Lage der Kreise am Himmel ausdehnen zu wollen, ist meiner Meynung nach noch zu frühe.

Da man späterhin auch eine Eintheilung des Horizonts nach den Winden machte, so wird es nicht zwecklos seyn, hier sogleich zu bemerken, daß in den beyden ältesten Dichtern

tern

tern vier Hauptwinde vorzüglich genannt werden, Boreas, Zephyr, Notus und Eurus. Alle vier erwähnt Homer beym Schiffbruche des Ulysses, (Od. 5, 330). Die drey ersten nennt Hesiod (Theog. 378 sqq.) Abkömmlinge der Eos und des Astraeus, den letzten und noch andere in unbestimmter Zahl, welche also auf diese Eintheilung keinen Bezug haben, und die ich daher übergehe, Kinder des Typhoeus (v. 869).

Sechster Abschnitt.

Von den Planeten.

Nur den Morgen- und Abendstern finden wir hier erwähnt und zwar als *zwey verschiedene Sterne*. Der erstere Il. 23, 226

Jetzt wann der Morgenstern das Licht ankündend hervorgeht

und Od. 13, 93, 94

Als nun der Stern aufstralte der hellste, welcher vor allen

Kömmt um anzuzünden das Licht der tagenden Eos.

C

In

In Hesiods Theogonie (v. 381) wird derselbe nebst den vorhin genannten Winden zu den Kindern des Asträas gezählt.

Der Abendstern kömmt Il. 22, 317 vor. Hier vergleicht Homer den Achilles mit demselben.

*Hell wie der Stern vorstrahlet in dämmern-
der Stunde des Melkens*

*Hesperos, der am schönsten erscheint vor
den Sternen des Himmels.*

Von den übrigen Planeten finden wir keine Nachrichten, obgleich einige derselben sich durch Grösse und Glanz hinlänglich auszeichnen. Es scheint mir dieses aber ein neuer Beweis, daß man in jenen Regionen noch zu fremd war, und um dieser Körper Ort und Bewegung zu beobachten, noch zu wenige Sternbilder kannte.

Siebenter Abschnitt.

Von dem Kalender.

Der Begriff von Zeit liegt so tief in unserm Vorstellungsvermögen, und hängt so genau mit
den

den Geschäften des menschlichen Lebens zusammen, daß man mit Recht schon unter den rohesten Völkern und in jedem Zeitalter, von welchem wir Nachricht haben, eine gewisse Eintheilung derselben suchen darf, welche freylich immer mit der übrigen Kultur des Volks in genauem Verhältnisse steht. Man erwarte daher auch hier nicht gleich anfangs feste Punkte, von welchen man ausgieng, oder bestimmte Grenzen, zwischen welchen man sich hielt.

Der Kalender der Griechen war jetzt noch so einfach und sinnlich, wie ihre übrigen Kenntnisse. Die Eintheilung in Tage war ganz natürlich. Ob man aber jetzt schon, wie nachher die Athenienser (Plin. 2, 77), von einem Untergange der Sonne bis zum folgenden einen Tag rechnete, oder ob Homer und Hesiod und ihre Zeitgenossen zu dem *vulgus omne* gehören, von welchem Plinius sagt, er rechnete *a luce ad tenebras*, läßt sich nicht bestimmen. Wahr scheint es mir indessen, daß man die Tageszeit für sich betrachtete und eben so die Zeit der Nacht; aber eben so wahr, daß die Monate Tage von — nach unserer Art zu reden — 24 Stunden voraussetzten. Doch läßt sich auch annehmen, daß man ohne einen genauen *terminus a quo* nur obenhin zählte. Zu Besor-

gung ihrer jährlichen Geschäfte benutzten die Menschen einige regelmässig wiederkehrende Erscheinungen in der Natur, ohne dabey mit einer ängstlichen Genauigkeit zu verfahren. So benutzt noch jetzt die niedere Volksklasse bey ihren Arbeiten das Blühen gewisser Gewächse, das Reifen ihrer Früchte, das Erscheinen oder Verschwinden gewisser Arten von Vögeln u. d. gl., ohne auf die genauere Einrichtung unsers Kalenders Rücksicht zu nehmen. Was unserm Landmanne die Kalenderheiligen sind, waren den älteren Griechen die oben genannten Sterngruppen und die Sonnenwenden, und ihre gewöhnlichen Bestimmungen bey ihrer Feldarbeit: *um den Aufgang der Plejaden, um den Untergang Arkturs, um die Zeit der Sonnenwende u. s. w.* um nichts sicherer als unsere Angaben *um Bartholomäi, um Petri, um Johannis.* Proben solcher Vorschriften finden wir in Hesiods bekannter Schrift *Opera et dies*, welche auch noch neueren Schriftstellern zum Muster diente. Die Zeit der Erndte bestimmt Hesiod (v. 383) nach dem Morgenaufgang der Plejaden. Der Zug der Kraniche verkündigt ihm die Saatzeit und den herannahenden Winter (v. 447 - 450). Jene fällt ihm zwischen den Morgenuntergang der Plejaden (v. 615. cll. 479 und

und 384), der Hyaden und des Orions im Anfange des Novembers und das Wintersolstitium. Beym Aufgange des Orions im Julius befiehlt er zu dreschen (v. 598) und wenn derselbe nebst dem Sirius mitten am Himmel steht, Arktur aber in der Morgendämmerung (am Ende Septembers) aufgeht, fange die Weinlese an. Wenn die Schwalbe im Fröhlinge erscheint, schneide man den Weinstock (v. 568), wenn die Schnecke hervorkömmt, mache man sich zur nahen Erndte bereit (v. 571). Die Blüte des Scolymus und der Gesang der Heuschrecke verkündige den Sommer (v. 582), das Geschrey des Kukuks Regen im Fröhlinge (v. 483) u. s. w. Man wende hier nicht ein, was ich schon oben erwähnte, daß auch spätere Landwirthe noch diese Vorschriften benutzten, welche einen genaueren Kalender hatten. Unsere Untersuchungen werden in der Folge diese Einwürfe wenigstens zum Theil von selbst heben.

Schon zu Hesiods Zeit wurde also der Auf- und Untergang der Gestirne, welchen man gewöhnlich *den poetischen* zu nennen pflegt, bey dem Kalender benutzt. Die Sonne verhüllt nemlich mit ihren Stralen die mit ihr zugleich aufgehenden Sterne. So wie sie nun in ihrer jährlichen Bahn von Abend gegen Morgen in

der Ekliptik vorrückt, kommen die von ihr bedeckten Sterne in der Morgendämmerung wieder zum Vorschein. Andere verschwinden dagegen nach und nach am Abendhimmel, Diefs war der scheinbare Aufgang des Morgens und Untergang des Abends. Da dieses immer zu einer gewissen Jahreszeit geschah, so konnten die bekannten Sterne dem Nomaden und dem Landmanne zu Merkmalen bey ihren Geschäften dienen. Es versteht sich von selbst, daß man dabey an keine astronomische Genauigkeit denken darf, indem die Beschaffenheit des Horizonts einer Gegend, die Strahlenbrechung, die Dämmerung, die verschiedenen Größen der Sterne, das Fortrücken der Nachtgleichen, ja endlich selbst die Gesichtsschärfe eines jeden nicht immer einerley Resultate geben würden.

Einen andern Termin gaben die Sternbilder, wenn sie Abends bey Untergang der Sonne auf-, oder frühe beym Aufgange derselben untergingen. Auch diese beyden waren jetzt nur scheinbar und eben so wenig mathematisch genau als jene, weil man nur darnach urtheilen konnte, wann man die Sterne am Morgen- und Abendhimmel erblickte. So verschwanden z. B. die Plejaden zu Hesiods Zeiten ohngefähr im Anfange des Aprils am Abendhimmel, kamen darauf in der
Mitte

Mitte des Mays am Morgenhorizonte wieder zum Vorschein, giengen dann immer früher auf, bis sie im Herbste am Abend auf- und frühe untergingen.

Nur diese vierfachen Erscheinungen nennt Hesiod; ja es scheint sogar, er habe selbst unter diesen nur auf die Erscheinungen in der Morgendämmerung Rücksicht genommen, wenigstens finden wir in seiner eben angeführten Schrift nur diese zwey Perioden erwähnt, und nur ein einziges mal spricht er vom Aufgange des Arkturs am Abend v. 567. In der andern Stelle, wo vom Untergange der Plejaden im Frühlinge des Abends die Rede ist, halte ich die letzten Verse, welche dieses sagen, für späteren Zusatz (*). Die übrigen Eintheilungen des ortus und occasus sind Distinctionen der folgenden Astronomen, und können hier nicht vorkommen, weil sie nicht beobachtet sondern nur geschlossen werden müssen.

Eben so wenig bedurfte man nun eines bestimmten Tages, von welchem man das Jahr anfieng. Man zählte überhaupt nur nach Menschenal-

(*) Meine Meynung darüber habe ich in einem Programm auseinander gesetzt, welches in dem Magazin für Philologen 2ter Band, Bremen 1797, abgedruckt ist.

schenaltern, wie z. B. Nestor (Il. 1, 250). Und auch selbst dann, wann merkwürdige Vorfälle veranlaßten, einzelne Jahre zu zählen, durften sie ebenfalls, wie dieses auch bey uns noch oft der Fall ist, auf die eben gegenwärtige Jahreszeit, auf die Zeit der Blüthe, der Erndte achten. So scheinen Homers Worte Od, 2. 107 sqq.

Doch wie das vierte Jahr ankam in der Ho-
ren Begleitung,

Und mit dem wechselnden Mond' viel Ta-
ge bereits sich vollendet

erklärt werden zu müssen, welche er so oft wiederholt. Auf ähnliche Weise drückt sich Hesiod aus Theog. v. 58. Doch will ich hiermit nicht behaupten, daß sie keinen bestimmten Termin für den Anfang des Jahrs gehabt haben könnten. Wir finden nur keinen erwähnt. Wenn sie aber einen hatten, so war es ohne Zweifel die Zeit des Sommersolstitiums. Ohne Gebrauch des Gnomons kann wenigstens von einer genauen Bestimmung desselben, welche noch vielen andern Schwierigkeiten unterworfen ist, hier die Rede nicht seyn. Alles, was man hier annehmen darf, ist die älteste und roheste Bemerkung, welche sich auf bloßes Sehen gründet, und von welcher schon Censorinus spricht. «*Veteres, sagt er, in Graecia civi-*
tates

tates cum animadverterent, dum Sol annuo cursu orbem suum circuit, Lunam interdum ter decies exoriri, idque saepe alternis fieri: arbitrati sunt, lunares XII menses et dimidium ad annum naturalem convenire. Und selbst diese Aeusserung bedarf noch einiger Einschränkung.

Der Mondwechsel war eine der ersten Erscheinungen am Himmel, welche die Menschen beobachteten. Die Zeit des Neumonds war bey allen alten Völkern gefeiert, wie in Ulysses Hause von den Freyern Od. 20, 156, aber die Beobachtung der Konjunktion des Mondes und der Sonne blieb deswegen eine geraume Zeit hindurch nicht minder schwierig als die übrigen Beobachtungen am Himmel. Die Zeit von einer Konjunktion zur andern oder der synodische Monat beträgt 29 Tage, 12 Stunden, 3 Minuten, 10 Sekunden; so lange man diesen nicht zu berechnen verstand, mußte man sich an das erste Erscheinen des zunehmenden Mondes, an den Erleuchtungsmonat halten, und es ist eine bekannte Bemerkung, daß man sich auf Anhöhen und an andern zu der Beobachtung schicklichen Orten versammelte, um die Zeit zu bemerken, wann der Mond erschien (cf. LA LANDE Astronomie 1402). Diesen Tag zählte man als

C 5

den

den ersten des Monats. Dabey mußte man immer ohngefähr 50 Tage für den Monat ohne Ausnahme herausbringen, und dieses bestätigt auch Geminus (elem. astr. c. 6). Zwölf solcher Monate gaben 360 Tage, und waren nur um 5 Tage geringer, als das gewöhnlich angenommene Sonnenjahr, statt daß bey einer etwas schärferen Rechnung dieser Unterschied noch einmal so groß ist. Um so viel Tage aber als dieser Irrthum beträgt konnte man bey den geringen Kenntnissen und Hülfsmitteln leicht in Bestimmung des Solstitiums ungewiß bleiben.

Diese 30 Tage des Monats theilten die Griechen in 3 Theile nach den Erscheinungen des Mondes, und nahmen zu den Gränzen hierbey den zunehmenden (*ἰσαμενον*) und den verschwindenden oder abnehmenden (*φθινον*) Mond an, statt daß andere Völker die Mondsviertel behielten und darnach ihre Eintheilungen in Wochen machten. Der Neumond war der erste Tag des Monats, und so zählte man immer fort bis auf zehn (*δευτερα ἰσαμενον, τετη ἰσαμενον*), von hier an hiessen die Monatstage der erste, der zweyte über zehn (*πρωτη ἐπὶ δεκα, δευτερα ἐπὶ δεκα*) u. s. w. bis auf zwanzig. Von hier gieng die dritte Dekade an, wo man die Tage rückwärts zählte bis zum dreyszigsten, um dadurch, wie unter einem

Bilde

Bilde die Mondsveränderungen selbst auszudrücken. So war der 21te der zehnte des abnehmenden Mondes, der 22te der neunte (*δεκάτη φθίνοντος, ἐνάτη φθίνοντος*) u. f. Dieses beweist Gaza in seinem Buche de mensibus (n. 15) aus einer Stelle des Komikers Aristophanes. Dafs diese Eintheilung auch schon zu Hesiods Zeiten war, sieht man aus seinem angeführten Gedichte *opera et dies*. Den dreyszigsten führt er an v. 766. Ausserdem spricht er vom vierten des ab- und zunehmenden Mondes (*φθίνοντος ὁ ἴσάμενός τε*); vom ersten und siebenten v. 770; vom fünften v. 802; vom achten v. 772 und 790; vom neunten v. 772; vom zehnten v. 794; vom eilften v. 774; vom zwölften v. 774, wo wahrscheinlich immer der zunehmende Mond zu verstehen ist. Besonders merkwürdig ist es aber, dafs er v. 780 den dreyzehnten des zunehmenden Monats (*μηνὸς ἰσάμενον τρεῖς καὶ δεκάτη*) und den zwanzigsten (v. 792 und 820) erwähnt. Doch macht er einen Unterschied zwischen einer ersten, mittleren und dritten Periode, z. B. der sechste Tag der ersten Periode (*ἕκτη πρώτη*, wahrscheinlich synonym von *ἰσάμενον* v. 785); der sechste der mittlern (*ἕκτη μεσση* synonym von *ἐπὶ δεκά* v. 782), der vierte der mittlern (*τέταρτος μεσση* v. 794); der siebente der mittlern (*ἑβδόμη* τη

τη μεσση v. 805), der neunte der ersten (εἰς πρῶτην v. 811), der zweyten (εἰς ἡ μεσση v. 810) und der dritten Periode (τρὶς εἰς v. 814). Ob nun Hesiod in der letzten auf-, oder nach der vorhin angeführten Sitte der späteren Zeit abwärts zählte, läßt sich aus den angeführten Stellen nicht bestimmen, indem der neunte der dritten Periode eben so gut der ein und zwanzigste als der neun und zwanzigste seyn könnte; doch ist man berechtigt, die letztere und allgemein übliche Art zu zählen auch hier anzunehmen. Eigen ist Hesiod noch, daß er, wie die angeführten Beyspiele lehren, neben der gewöhnlichen Eintheilung auch noch die Monats-tage gerade fort zählt.

Von den Namen der Monate bey den Griechen haben wir aus den ältesten Zeiten keine Nachrichten mehr. Daß sie aber von denen in der Folge verschieden waren, sehen wir an einer Stelle Hesiods (εργ. v. 504), wo er vor dem Monat Lenaeon warnt. Welcher Monat dieses seyn sollte, wußte man späterhin selbst in Griechenland nicht mehr. Die Böotier, sagt Hesychius (v. ληναιῶν) kennen keinen solchen Monat. Daß er im Winter fiel, zeigt Hesiods Stelle.

Zweyte

Zweyte Periode.

Von Thales bis auf Eudoxus.

Erster Abschnitt.

Uebersicht der kosmologischen und mathematischen
Begriffe der Philosophen.

Bisher folgten die Griechen in ihren Vorstellungen den einfachsten und rohesten Eindrücken der Sinne; jetzt fiengen sie an, sich mehr auszubilden und über die Natur zu philosophiren. Dem Naturforscher und Astronomen ist hierbey kein andrer Weg offen, als die Natur selbst um Rath zu fragen, Versuche und Beobachtungen anzustellen und aus diesen Folgerungen zu ziehen, so weit Induktion und Analogie ihn führen können. Um seinen Gang zu sichern, faßt er das, was die Erfahrung ihm giebt, in Hypothesen zusammen, welche er wieder mit seiner folgenden Untersuchung vergleicht und beyde durch einander abändert und verber-

verbessert. Hier verliert sich nun der Mensch zu leicht in Träumereien und Täuschungen, wenn er seiner Phantasie zu sehr nachgiebt, seine Vorstellung für die einzig mögliche Erklärungsart hält und nicht beständig an der Hand der Natur fortgeht. Unser Zeitalter ist hierbey weniger Irrungen ausgesetzt, weil uns durch die erweiterte Naturkenntniß viele Hülfsmittel zu Gebote stehn, welche wir bey unsern Hypothesen benutzen können. Wir haben gleichsam mehrere Punkte, welche sich leichter zu Einem Bilde zusammen ziehn lassen, statt daß bey weniger Erfahrung die Phantasie mehr Spielraum behält und sich von der Wahrheit entfernt. Dieses war der Fall bey den Alten. Man hatte die Natur noch zu wenig untersucht, kein Wunder also, daß man sich zu den Gegenständen der Spekulation bloß die Welt *im allgemeinen*, ihre Entstehung aus der Materie, die Eigenschaften der letztern und die Natur ihrer Elemente wühlte und daß alle Naturforschung bloß metaphysisch war. Hierbey liegen unstreitig die ersten Grundsätze aller menschlichen Erkenntniß zum Grunde, aber durch Phantasie, die gewöhnlichen Volksbegriffe und einzelne Wahrnehmungen auf mannigfaltige Weise modificirt. Man kannte die Grenzen der sinnlichen Vorstellung-

stellungen und der abstrakten Begriffe noch zu wenig, legte durch einige unvollkommene Versuche irregeführt den letzten einen zu hohen Werth bey, und philosophirte, um mich TIEDEMANNNS Ausdruck zu bedienen, überhaupt zu instinktartig. Man darf also in den rohen und phantasiereichen Philosophemen der ältesten Philosophen keine geläuterten Begriffe suchen; aber eben so wenig mit Spott und Verachtung auf sie hinblicken. Sind es gleich größtentheils Träume, so sind sie dem Philosophen doch interessant, weil sie uns lehren, wie viel Kräfte der menschliche Geist bey Erforschung der Wahrheit aufbot, wie viele Fehlritte er dabey that und wie die Wissenschaften endlich aus diesem unermüdeten Streben entstanden. Wenn nun auch gleich Metaphysik nicht mit in unsre Untersuchung gehört, so werde ich doch das Gebiet der Philosophie und ihrer Geschichte nicht ganz unberührt lassen können, weil man den Himmel nur bloß gelegentlich und fast nur in kosmologischer Hinsicht betrachtete, und diese Begriffe erst da übergehen können, wo sie das Zeitalter selbst von der Astronomie trennt.

Der erste, welcher in dieser Periode als Philosoph auftritt, und dessen Meynung über die Welt wir hier untersuchen müssen, ist Thales.

les (*). Er war im Anfange der 35ten oder nach MEINERS in der 38ten Olympiade (ohngefähr 640 Jahre vor Christi Geburt) zu Milet geboren. Er stammte von angesehenen und reichen Aeltern und aus einem phönizischen aber unter den Griechen seit langer Zeit einheimischem Geschlechte. Um seine Kenntnisse zu erweitern, unternahm er einige Reisen, besonders nach Aegypten.

Nach den sinnlichen Vorstellungen der ältesten Menschen entstand Erde, Himmel und alles, was sie um sich sahen, aus einer unförmlichen Masse. Dieses verworrene Bild, diese dunkle Vorstellung von der Materie und dem Satze: *Aus Nichts wird Nichts*, nannten sie das Chaos. Thales — wenn wir ihm allein und nicht mehreren denkenden Köpfen seines Zeitalters zugleich dieses Rasonnement zutrauen — nahm durch Aufmerksamkeit auf die Natur geleitet ein anderes in der Wirklichkeit gegründetes Princip zur Weltbildung an, und zwar das Wasser. Er sah nemlich nach Aristoteles (Met. 1, 3), Plutarch (de pl. ph. 1, 3) und Stobaeus (eclog. phys. 1, 13), daß der Saame und alle Nahrung der Thiere und Pflanzen feucht sey; diese

(*) S. TIEDEMANN'S Geist der spekulativen Philosophie. Bd. 1. pg. 28. fqq.

diese Vorstellung sollte sogar nach einigen in der alten Fabel, daß Oceanus und Thetys die Stammältern wären, enthalten seyn. Ja nach einer etwas dunklen Aeusserung des Aristoteles in der angeführten Stelle, lehrte er sogar, daß die Wärme aus Wasser entstehe, und daß die Thiere durch Wärme leben. Eine bloße Erklärung ist es übrigens, wenn Stobaeus und andre spätere Schriftsteller behaupten, Thales habe damit sagen wollen: die Materie überhaupt sey flüssig.

Ausser diesen Philosophemen wird Thales noch von Eudemus und Proklus als Erfinder einiger geometrischen Sätze angegeben, welche die Kindheit der Geometrie in diesem Zeitalter beweisen. Er fand nemlich, daß der Durchmesser den Kreis in zwey gleiche Theile theile; daß die Winkel an der Grundlinie eines gleichschenkligen Dreyecks einander gleich sind; die Gleichheit der Scheitelwinkel, und den 26. Satz aus Euklids erstem Buche, daß zwey Dreyecke gleich sind, wenn zwey Winkel und eine Seite (es sey nun die anliegende oder einem der gegebenen Winkel gegenüberstehende) in dem einen Triangel sind, wie in dem andern. Nicht so sicher ist die Nachricht des Laertius (I, 24), nach welcher Thales auch gelehrt haben soll,

D

in

in einem halben Kreis ein rechtwinklichtes Dreyeck zu beschreiben. STANLEY (hist. phil. in Thalet.), auf welchen ich hier statt aller Citate verweise, vermuthet, daß der Ausdruck *in einem halben Kreise* willkühlicher Zusatz sey, und daß der pythagoräische Lehrsatz gemeynt und dem Thales beygelegt seyn könne. Hierher gehört endlich auch noch Thales Verfahren, die Höhe einer Pyramide zu messen. Nach Hieronymus bey Laërtius (I, 27) soll er sie durch den Schatten gefunden haben, wenn derselbe die Größe des menschlichen Körpers hatte, und Plinius (I, 56, 17) sagt fast dasselbe. Genauer giebt das Verfahren Plutarch an. Er erzählt nemlich (conv. sept. sapient.), daß Thales einen Stock am Ende des Schattens der Pyramide gestellt habe. Dadurch wären zwey ähnliche Dreyecke entstanden, wodurch man natürlich aus dem Verhältnisse der Schattenlängen auf die Höhen der Körper selbst schliessen konnte. An dieser letzten Nachricht wäre nichts zu tadeln, wenn man sich auf Plutarchs Aussage allein verlassen dürfte. Es könnte indessen leicht seyn, daß er Thales Verfahren verschönert und vervollkommnet habe. Wenn man nemlich die beyden andern Nachrichten recht untersucht, so sieht Thales Methode einem ersten rohen Versuche

suche nicht unähnlich. Nach denselben gab Thales folgende Vorschrift: Man dürfe nur eine Jahres oder Tageszeit (beydes kann nemlich das griechische *ώρα* in der früheren Zeit bedeuten) abwarten, in welcher die Sonne eine Höhe von 45 Graden erreicht. In dieser ist alsdann die Schattenlänge der des Gnomons gleich, weil, wie bekannt, die Tangente und Kotangente der Höhe alsdann einander gleich seyn müssen. Man dürfte also nur den Schatten eines Körpers messen, um seine Höhe unmittelbar zu finden. Offenbahr ist es, daß hierbey die Proportionen zum Grunde liegen, aber eben so wahr, daß er sich anders ausgedrückt haben müßte, wenn er sie wirklich benutzte, und man sieht es nur zu deutlich, daß er *gleiche* statt *ähnlicher* Drey-ecke braucht, um den Verhältnissen auszuweichen, welche er nur mühsam, unvollkommen oder unter gewissen Umständen gar nicht ausdrücken konnte. Die übrigen Schwierigkeiten bey diesem Verfahren aus einander zu setzen, gehört nicht hierher. Daß es nicht viel richtiges gegeben haben könne, erinnert KALSTNER (Geschichte der Mathematik Bd. 1, pg. 3).

Auf eben die Art ist er nun wohl verfahren, wenn er die Weite der Schiffe vom Ufer finden wollte. Eudemus sagt (Proclus ad Euclid. pg.

92), er habe den vorhin erwähnten 26ten Satz aus Euklids erstem Buche dazu gebraucht. Um also zwey Dreyecke zu finden, welche zwey Winkel und eine Seite gleich hatten, durfte er nur am Ufer durch einen Stab oder ein Lineal bemerken, wie hoch ihm der Mast eines Schiffes über dem Horizont erschien. Dieser Winkel (die scheinbare Gröſse) und die wirkliche Höhe des Mastes, die er schon wufste oder voraussetzen konnte, und die senkrechte Stellung desselben auf dem Horizont gaben ein rechtwinklichtes Dreyeck, das er am Ufer in einer Ebene leicht wieder auf eine sinnliche Art mechanisch konstruiren und so den einen Perpendikel desselben, die Entfernung des Schiffs, mit Schritten messen konnte.

Um eben die Zeit lebte *Pherecydes* von der Insel Syros. Nach MEINERS wurde er in der 38ten Olympiade (ant. Chr. 629) geboren. Von seinen Philosophemen wissen wir fast nichts mehr, wenigstens sind keine bekannt, welche auf astronomische Untersuchungen einen Einfluß hatten. Wenn man dem Achilles Tattius glauben darf (in Arat. c. 3), nahm er mit Thales das Wasser zum Princip aller Dinge an, nach Laertius aber Jupiter, die Zeit und die Erde.

Merkwür-

Merkwürdiger sind *Anaximanders* (*) philosophische Lehrsätze, welcher ohngefähr um die 42te Olympiade (ant. Chr. 610) also 14 Jahre später geboren wurde, und ebenfalls aus Milet abstammte. Durch Nachdenken und Aufmerksamkeit auf die Natur kam er einige Schritte weiter und entfernte sich von seines Lehrers Thales Meynung dadurch, daß er statt des Wassers das Unendliche (*ἄπειρον*) annahm, nicht aber, wie in einer fehlerhaft auf uns gekommenen Schrift des Aristoteles de Xenophane c. 2 behauptet wird, beyde für einerley hielt. Dieses Princip war, wie TIEDEMANN behauptet, nicht ein abstrakter Begriff in unserer Bedeutung, welchen er so wenig als sein Lehrer und die ältesten Dichter damit verbinden konnte, sondern wieder eine Vorstellung, die seiner Einbildungskraft vorschwebte, die rohe ordnungslose Masse des Ganzen, der Inbegriff aller Urstoffe, das Chaos nur mit einigen veränderten Bestimmungen, wobey ich auch keine Verwechselungen der Gränzen des Raums und der Zeit annehmen möchte. Ueber das Wesen und die Natur dieses Unendlichen konnte er sich aus den eben

ange-

(*) TIEDEMANN Geist der spekulativen Philosophie.
B. 1. pg. 49 fqq.

angeführten Gründen wohl selbst nicht genauer erklären. Er liefs übrigens die Elemente daraus durch Verdickung und Verdünnung entstehn. Aristoteles führt Philosophen an, zu denen **TIEDEMANN** den Anaximander mit Recht zählt, welche das Unendliche für ewig und unveränderlich annehmen (Phys. III, 4). Dieselben sind es also auch wohl, welche behaupten, es sey feiner als Wasser und dichter als Luft (Aristot. de coelo III, 5), oder, wie an einer andern Stelle (Phys. I, 4) steht, dichter als Feuer, und feiner als Luft. Beyde Stellen scheinen zwar nicht ganz mit einander übereinzustimmen, und vielleicht die eine Lesart nach der andern abgeändert werden zu müssen; doch mag ich darüber nicht entscheiden. Die erste Meynung wird noch einmal wiederholt, und würde sich gut an Thales' Vorstellung anschliessen. Dagegen würde das Feuer natürlicher als die leichtere Materie angesehen werden können, und das Wasser als verdichtete Luft. Dieses bestätigen zwey andere Nachrichten. Bey Plutarch (de plac. philos. III, 3) erklärt nemlich Anaximander Donner und Blitz aus der Luft, welche in eine dichte Wolke eingeschlossen sey und wegen der Leichtigkeit auf einmal hervorströme. Auch das Meer hält er (III, 16) für ein Ueberbleibsel
von

von der ersten Feuchtigkeit, welche durch das Feuer ausgetrocknet also wol verdichtet werde. Aus dieser läßt er nun die Elemente entstehen, doch nicht so, als ob sie schon wirklich darin geformt und eingeschlossen wären, wie Theophrast es zu nehmen scheint, sondern sie entstehen erst durch Verdickung oder Verdünnung.

Ein anderer Anhänger der ionischen Schule (*) *Anaximenes*, welcher um die 56te Olympiade (557 ant. Chr.) lebte, war weniger kühn in seinen Muthmassungen. Wahrscheinlich weil er allenthalben Luft fand, und weil sich ihm alles in dieselbe wenigstens in der Atmosphäre aufzulösen schien, dachte er sich dieselbe dem Unendlichen seines Lehrers ähnlich oder substituirt sie dafür. Durch Verdünnung, glaubte er, werde sie feiner; durch Verdickung entstehen Wolken, Wasser, Erde und Steine (**).

Um den Anfang der 6ten Olympiade trat *Xenophanes* auf (ant. Chr. 556). Er gieng um diese Zeit aus Kolophon in Kleinasien nach Elea in Italien, wo die Phocäer eine Pflanzstadt angelegt

(*) TIEDEMANN pg. 65.

(**) Vergl. TIEDEMANN pg. 65 und die dort angeführten Schriften.

gelegt hatten. Von seiner Bildung wissen wir nichts und von seinem späteren Leben wenig. Er hielt sich meistens in Italien und Sicilien auf und war der Stifter der eleatischen Schule (*).

Die Philosopheme dieses Mannes sind von sehr verschiedener Art und Gehalt. Einige verrathen einen denkenden Kopf, einen festen Gang im Urtheilen und einen nicht gemeinen Scharfblick; andere hingegen sind so sinnlich und so oberflächlich, daß es fast unmöglich scheint, sie mit den übrigen zu vereinigen. Man darf sich daher nicht wundern, wenn neuere Gelehrte bey den wenigen Nachrichten, welche man von diesem Philosophen hat, über seine Grundsätze und deren Anwendung verschiedener Meynung sind. Ohne Parthey nehmen zu wollen, will ich meine Vermuthungen vortragen, wie die am meisten angefochtenen und dem ersten Blicke nach sehr rohen Vorstellungen von den Ursachen der Naturphänomene mit seinen übrigen Urtheilen zu vereinigen seyn möchten. Ich glaube nemlich nicht, daß es nöthig ist, ihm ein doppeltes System von Wahrheit und Schein beyzulegen, sondern daß alle Grundsätze sehr gut in Zusammenhang gebracht werden können, wobey ich mich jedoch nur auf das

(*) TIEDEMANN pg. 139.

das einschränken werde, wovon ich im folgenden eine Anwendung machen kann.

Bisher hatten die Philosophen bloß ihre dürftigen Erfahrungen gegen einander gehalten und allgemeine Bemerkungen daraus abgezogen, so gut sie konnten, ohne die Gültigkeit ihrer Beweise in Zweifel zu ziehen. So wie ein anderer andere Bemerkungen machte, änderte sich natürlich das ganze System, wenn ich ihre Philosopheme so nennen darf, und die Vorstellungsart. Belege dazu finden wir in der verschiedenen Modifikation des Begriffs der Materie von Hesiod, Thales, Anaximander und Anaximenes. Xenophanes hat das Verdienst, den Principen unsrer Erkenntniß weiter nachgeforscht, und die Grundsätze a priori von den empirischen Wahrnehmungen gesondert zu haben. Die Frage, zu deren Beantwortung ich hier einen Versuch mache, ist die: Ob ein Mann, welcher alle Sätze streng zu beweisen suchte und hierbey das erste Beyspiel einer strengen Methode gab, consequent handelte, wenn er alle himmlische Körper für vergänglich oder für bloße Lufterscheinungen hielt?

Seine Hauptsätze waren, *das Universum ist Eins* (*ἓν το πᾶν*). Dieses ist die Gottheit selbst, sich selbst gleich und ähnlich, wie jede

Kugelgestalt (*σφαῖρον*). Es ist ferner weder begrenzt noch gränzenlos (*ἀπειρον*). Das letzte kann es nicht seyn, weil dieses eine Eigenschaft des Nichtexistirenden wäre; begrenzt aber nicht, weil es alsdann nicht Eins seyn könnte, sondern eine Mehrheit voraussetzen würde. Man sieht, daß er bey diesem letzten Satze alles auf Endlichkeit oder Unendlichkeit im Raume bezieht, und in die dunkle Vorstellung seiner Vorgänger von einer den unendlichen Raum anfüllenden Materie durch Dialektik Licht verbreiten wollte.

Die erste Behauptung, *das All ist Eins* (*ἐν το πᾶν*), kann nach TIEDEMANN (pg. 140 sqq.) einen dreyfachen Sinn haben. 1) Es giebt nur Eine Substanz, deren Beschaffenheit stets dieselbe bleibe, ohne alle Abwechselung und Modifikation. Diese ist ohne Ausdehnung, ohne Mehrheit von Theilen. Oder 2) alles substantielle ist Eins, aber wandelbar in seinen Gestalten, sich stets verändernd, ausgedehnt, aus vielen Partikeln bestehend. Es ist ein einförmiger, erster Urstoff aller Dinge. Oder 3) alles ist Eine Substanz, alles hängt genau zusammen. Das Universum ist Eins, wie Mensch, Thier Eins sind, ohne Ausschliessung von Veränderung einzelner Theile, so daß das Ganze doch stets einerley

nerley bleibt. Die erste Erklärung verwirft TIEDEMANN, weil sie gegen den Sinn und die Kenntnisse des Zeitalters sey; die zweyte, weil Aristoteles ausdrücklich dagegen spreche, so daß also die dritte nur übrig bleibe, welche auch Aristoteles annimmt. Er sagt nemlich (Met. I, 5), Xenophanes nehme ein Eins an, lehre aber nicht deutlich, ob er Einheit der Form verstehe, oder Einheit der Materie, sondern er richte seinen Blick aufs Universum (*εἰς τὸν ὅλον οὐρανόν*), und sage, das Eins sey Gott. Und gleich vorher, wo er die zweyte Erklärung zu verwerfen scheint: *«Es giebt einige, welche vom All, als einem Wesen reden, allein sie denken nicht, wie die Physiker (Jonier), welche eine Materie annehmen, daß das All entstehe, wie aus einem Stoffe, sondern sie machen sich eine andere Vorstellung; jene nehmen Bewegung und Veränderung hinzu, diese behaupten aber, das All sey ohne Bewegung.»* Das letztere that bekanntlich Xenophanes. Aristoteles erklärt, wie man sieht, desselben Vorstellung für dunkel. Wie also, wenn Xenophanes, wie die letzte Stelle vermuthen läßt, sich an die übrigen Philosophen anschliessen wollte, und nur eine andere Erklärung gab? Ohne Hinsicht auf Aristoteles Autorität könnte der Satz:

ἐν τῷ παν, so erklärt werden, daß dabey Subjekt und Prädikat verwechselt würden. So wäre also Xenophanes Meynung: Es muß irgend ein ewiger unveränderlicher Stoff in der Welt seyn (diesen nannten auch einige Philosophen das ἐν, wie Aristoteles bezeugt). Dieses Eins, dieser Stoff ist aber nicht, was die alten Jonier behaupten, *Wasser* oder *Luft*, oder das *Unendliche*, sondern das *Universum* (παν), der Himmel in seiner Kugelgestalt selbst. Dieser ist ewig, weil aus Nichts Nichts wird und (ein Hauptsatz seiner Philosophie) in der Welt schon *alles ist*, nichts *entsteht*, alles werdende also schon vorhanden seyn muß, das *Universum* also von Ewigkeit so war, und sich nicht erst aus einem praeeexistirenden Stoffe bildete.

Mit dieser Lehre läßt sich nun eine zweyte, welche durch die Erfahrung herbey geführt wurde, sehr gut vereinigen, nemlich die Veränderlichkeit aller natürlichen Körper im *Universum*. Tausend Erscheinungen mußten sich ihm aufdringen, welche ihm bewiesen, daß kein Naturprodukt von ewiger Dauer sey, daß aber auf der andern Seite doch nichts im eigentlichsten Sinne vernichtet werde, sondern daß nur eine Verwandlung statt finde, wobey der Stoff in dem *Universum* immer derselbe bleibe.

Aus

Aus diesem Stoffe bilden sich die Elemente. Für diese nahm er Erde und Wasser an, wie noch einige von ihm vorhandene Verse beweisen (*), und welche eben so gut aus seinem Eins hervorgehn konnten, wie aus Anaximanders Unendlichem. Ja selbst unser Erdkörper schien ihm keiner ewigen Dauer fähig, sondern sich endlich in Wasser aufzulösen. Auf diesen Gedanken wurde er durch die Muschelschaalen geführt, wie Eusebius bezeugt, welche man mitten auf dem Lande, ja auf Bergen fand. Zu Syrakus und auf andern Inseln fand man in den Steinbrüchen Abdrücke von Fischen und Seethieren; ein offenkundiger Beweis, daß ehemals die See alles bedeckte, und der Abdruck nachmals verhärtete.

An ihn schließt sich *Parmenides* (**) aus Elea genau an. Ueber sein Zeitalter ist man zweifelhaft, indem einige (z. B. Diogenes Laertius IX, 5) ihn in die 69te Olympiade (504 ant. Chr.) setzen. Nach Plato's Aeussierung müßte er aber jünger gewesen seyn. FÜLLEBORN sucht in seinen Fragmenten des Parmenides (pg. 14) beyde Angaben zu vereinigen. TIEDEMANN glaubt,

(*) Man vergleiche hierüber die Stellen bey TIEDEMANN B. I. pg. 157.

(**) cf. TIEDEMANN pg. 163.

glaubt, daß man in seiner Philosophie nicht die geringste Spur finde, daß er von früheren Philosophen namentlich von Pythagoräern und Joniern Unterricht empfangen habe. Es könnte indessen doch seyn, daß er die Ideen jener Schule benutzte. Daß er sich an Xenophanes angeschlossen, ist gewiß. Er behauptet fast eben die Sätze. Nur geht er dabey seinen eignen Gang, verändert die Bedeutung derselben so sehr, daß man fast keine Aehnlichkeit mehr mit den Begriffen seines Lehrers erblickt. Besonders sucht er noch tiefer nach den Gründen der menschlichen Erkenntniß, abstrahirt mehr, verwechselt aber noch immer die Dinge selbst mit unsern logischen Bestimmungen derselben. Auch er geht, wie sein Vorgänger, von dem Satze aus: Aus Nichts wird Nichts, behauptet also, daß der Stoff der Sinnenwelt derselbe bleibe, die Erscheinungen aber sich ändern. Doch nimmt er bey den letztern nicht bloße zufällige Ursachen an, und legt ausser den logischen Bestimmungen auch noch die älteren Volksbegriffe vom Aether, und die Philosophie der Jonier vom dichten und dem entgegengesetzten dünnen zum Grunde. Dieses scheint er nach den Fragmenten, nach Plutarch und Stobaeus vollkommen für einerley mit Licht und

und Finsterniß zu halten.

Man nimmt zwey Formen an, sagt er (),
jedoch die Eine*

*ist leere Täuschung: diese setzen sie
einander ihrem Wesen nach entgegen.*

*Auf einer Seite steht das Aether-Feuer
der Flamme, sanft und fein, sich selber
gleich,*

von Allem abgesondert, und für sich.

*Auf jener Seite steht die Nacht, ein dicktes
und schweres Wesen. — —*

*Das All ist gleich erfüllt von Licht und
Nacht,*

*die beyde gleich sind, ausser beyden ist
sonst nichts.*

*Von diesen Elementen sind die dichten
gebildet aus unreinem Feuer, und
aus Nacht die andern, u. s. w.*

Die Anwendung dieser Lehren werde ich in der Folge machen. Ueberhaupt aber kann man sein philosophisches System hier größtentheils übergehen, weil er mehr in metaphysische Untersuchungen eingeht, und die Physik so ziemlich bey Seite setzt, oder sie wenigstens mehr als sein Vorgänger von seiner Spekulation über die Gewißheit unserer Erkenntniß trennt.

Ja

(*) Nach FÜLLEBORNE Uebersetzung pg. 81 sqq.

Ja man kann mit mehr Recht von ihm als von Xenophanes behaupten, daß er ein doppeltes System nemlich Vernunft- und Erfahrungserkenntniß habe. In jener allein findet er Gewißheit. Diese ist ihm (nach den Fragmenten pg. 79) *Menschenwahn, Täuschung, Sinnen-schein und Prunk.*

Um die 7ote Olympiade (ant. Chr. 500) trat *Heraklit* (*) zu Ephesus auf. Von seinem Leben wissen wir aus Mangel an Nachrichten weiter nichts, als daß er sich durch ein eignes System, durch eine dunkle Schreibart und durch einen sonderbaren Lebenswandel auszeichnete. Er erklärt ausdrücklich, daß er selbst gedacht und geforscht, und alles aus sich geschöpft habe, daß also die übrigen Nachrichten, als ob er ein Schüler der Pythagoräer und des Xenophanes gewesen wäre, falsch seyn müßten. Doch läßt sich aus seiner angeführten Erklärung noch nicht behaupten, daß er jene Philosophen und andre gar nicht gekannt habe. Eine Stelle im Diogenes Laertius beweiset dieses. Sein System über das Princip der Dinge zeigt sogar, daß er die Philosopheme der älteren gekannt haben müsse, daß er sie aber als unhaltbar verwarf und dafür neue aufstellte.

Hierin

(*) TIEDEMANN pg. 194. fqq.

Hierin war er mit Hippasus in Ansehung des Grundsatzes einig, ob aber in der Ausführung, läßt sich nicht entscheiden. Schon in seiner Jugend zeigte er einen philosophischen Geist, ohne jedoch durch seine Talente dem Staate zu nützen, weil er die Grundsätze seiner Mitbürger nicht billigte. Er widmete sich blots der Spekulation. Ob er aus Unvollkommenheit der Sprache oder aus Unfähigkeit sich deutlich auszudrücken, dunkel schrieb; ob sein Temperament daran Schuld war, oder ob er es darauf anlegte, sich dem großen Haufen unverständlich zu machen, läßt sich nicht bestimmen. Cicero (de nat. deor. I, 26) behauptet, er habe es mit Vorsatz gethan.

Zum Grundstoffe aller Dinge nahm er Feuer an, und hielt sich hierbey mehr an die Erfahrung, weil dasselbe alles durchströme und durch seine Feinheit alles belebe. Sonach war ihm die Feuchtigkeit verdicktes Feuer, das Wasser Satz der Feuchtigkeit, und Erde endlich verdicktes Wasser. Es bedarf hier keiner weitläufigen Deduction; daß er durch Dünste und Dämpfe auf den Gedanken geführt wurde, obgleich unsere jetzige Physik und Chemie vieles gegen eine solche Folgerung einzuwenden haben möchte. Aus diesen scheiden

E . . . sich

sich nun die übrigen Elemente; wobey das Feuer seiner Natur nach immer in Thätigkeit ist. Um aber Verwandlung begreiflich zu machen, nahm er an, alles entstehe durch Streit (nemlich der Elementé), Ruhe würde die Welt vernichten, eine Vorstellung, welche so wie der Eros des fast gleichzeitigen Parmenides noch aus der älteren Zeit übrig zu seyn scheint.

Daß er endlich ebenfalls mit den meisten Philosophen seiner Zeit, die Erde für das schwerste, das Feuer für das leichteste Element hält, und jene an den niedrigsten Ort im Universum, dieses an den höchsten hinsetzt, scheint mir aus seinen Ausdrücken beym Diogenes Laertius zu folgen. Er nennt nemlich die stufenweise Verwandlung des Feuers in Luft, Wasser, Erde den Weg nach *unten*, die entgegengesetzte aber aus geschmolzener Erde in Wasser u. s. w. den Weg nach *oben*. Die Ausdünstungen des Meeres theilt er in glänzende (vielleicht waren es die Meteore, vielleicht auch ausserdem der Glanz der Wolken und des Wassers durch Strahlenbrechung) und dunkle. Durch jene wird ihm die Feuermaterie, durch diese die Feuchtigkeit vermehrt.

Leucippus (*) war nach einigen und zwar jüngeren Autoritäten ein Schüler des eleatischen Zeno. Aeltere Nachrichten dagegen nennen ihn als den Lehrer Demokrits, welcher zu gleicher Zeit mit Zeno lebte, und ohngefähr in der 72ten Olympiade geboren wurde. Man setzt ihn also am wahrscheinlichsten ohngefähr in die 70te Olympiade und in Heraklits Zeitalter. Ebenso wenig zuverlässig ist es, ob er von Elea oder Abdera abstamme. Er ist Erfinder des Atomensystems, wodurch er den Idealismus der Eleatiker widerlegen, und die Gründe der Vernunft mehr mit der Erfahrung in Uebereinstimmung bringen, dabey aber sich doch nicht an die Jonier anschliessen wollte. Er behauptete also gegen die ältere Meynung einen leeren Raum, eine Bewegung und was damit verbunden war, kleine untheilbare Körperchen, Atomen, aus welchen sich die Welt bildete. Diese unterschieden sich durch ihre unendlich mannichfaltige Figuren, und durch ihre Lagen gegen einander. Sie hatten alle dieselbe Bewegung, weil sie alle einerley Eigenschaften hatten. (Aristot. de coel. I, 7). Die gröberen wurden nach unten, das heißt nach

(*) TIEDEMANN pg. 225.

der Erde zu gedrückt, und hatten also eine Art Schwere, ob er ihnen gleich dieselbe abspricht, und nach Simplicius (in physic. Aristot. VIII, 1) sind sie in Wirbelbewegung, worin sie beharren, bis sich gleiches zu gleichem sammlet. Wie ich glaube nahm er diese Bemerkung aus der täglichen Bewegung der Gestirne, und hierin liegt es auch wohl, wenn er weiter keinen Beweis dieser Wirbel und ihrer Bewegung gab, sondern sich gleich seinen Vorgängern auf empirische Principien stützte. Nicht tiefer sind folgende Bemerkungen geschöpft, wodurch er das Leere in der Natur zu beweisen suchte, weil man nemlich 1) einerley Quantität Wein *mit* dem Schlauche in ein Gefäß bringen könne, das die Gröfse des Schlauches habe, und daß dieses nicht möglich sey, wenn sich der Wein nicht in die Zwischenräume pressen liesse. 2) Weil ein Gefäß voll Asche auch noch Wasser fassen könne, welches man hinzu gieße. 3) Weil ohne leeren Raum nichts wachsen könne. Weder im innern noch äufsern der wachsenden Körper könne etwas seyn, wo sich die Nahrung ansetze.

Der Welten giebt es nach seiner Hypothese eine endlose Zahl, welche stets verwandelt
wer-

werden, einige entstehen, andre vergehen. Von den untergehenden Welten dringen die losgerissenen Atomen in das äußere Leere, und bilden dort unaufhörlich neue.

Democrit (*) (um die 7te Ol. ant. Chr. 494 geboren), Leucipps Schüler, stammt aus Abdera, und besaß viele Witsbegierde und einen vielumfassenden Geist. Er wandte sein beträchtliches Vermögen zu Reisen in fremde Länder an, unter welchen auch wieder Italien und Aegypten erwähnt werden. Jüngere Schriftsteller und die Schwärmer der späteren Jahrhunderte sehn ihn wegen gewisser Bemerkungen über Sympathie und Apathie der Körper für den Verfechter der Magie an und lassen ihn daher, obgleich ohne historischen Grund, auch noch zu den Indiern, Persern und Aethiopen sich begeben. Eben so ungegründet oder unzuverlässig sind die übrigen Nachrichten von ihm nach seiner Zurückkunft. Er soll nemlich, da sein Vermögen auf seinen Reisen erschöpft war, von seinem Bruder unterhalten worden seyn, nachher aber durch eines seiner Werke und durch erfüllte Prophezeyungen wieder einiges erworben, das Staatsruder zwar über-

(*) TIEDEMANN pg. 263.

übernommen, bald aber sich wieder in die Einsamkeit zurückgezogen und um desto ungestörter nachdenken zu können, sich in Gräber verborgen und sich des Gesichts beraubt haben. TIEDEMANN macht hierbey die gegründete Bemerkung, daß sein Streben die Natur genauer zu studieren, ihn veranlaßte, häufige Versuche zu machen, wodurch jene abgeschmackte Märchen von selbst widerlegt werden.

In metaphysischen Begriffen denkt er mit Leucipp ziemlich einstimmig. Er nimmt daher Atomen und zwar vollkommen homogen an, nur durch ihre Figur unterschieden, setzt aber zu ihren Eigenschaften noch die Schwere hinzu. Ein Atom soll schwerer seyn als das andere wegen des *Ueberschusses* (Aristot. de gener. et corrupt. I, 8). Es läßt sich zwar nicht bestimmen, aber doch nach einer Vergleichung mit dem vorhergehenden vermuthen, daß er bloß den Ueberschuß der GröÙe gemeynt habe. Diese Körper bewegen sich nach ihm ebenfalls im leeren Raume, doch so, daß sie ein Continuum bilden ohne eigenen Zusammenhang. Ueber die Richtung, in welcher er die Atomen sich bewegen lieÙ, sind die Meynungen der Schriftsteller ebenfalls getheilt. Nach Stobäus
und

und Plutarch (*de plac. philos.* I, 23) (*) sollen sie eine schiefe Richtung haben. Nach Gale-
nus bewegen sie sich wie Sonnenstäubchen oh-
ne bestimmte Ordnung nach allen Richtungen,
und nach Laertius (IX, 44) in einem Kreise.
Ich glaube, daß sich vielleicht die drey Nachrich-
ten mit einander vereinigen lassen. Es könnte
nemlich sehr wohl seyn, daß die Sonnenstäub-
chen bey ihm und Leucipp nicht bloß als Er-
klärung anzusehen wären, sondern daß sie
selbst die Veranlassung zu der Erklärung gege-
ben hätten, und daß beyde Philosophen, wie
ich schon bemerkt habe, die Kreisbewegung
des Himmels, statt sich dieselbe zu erklären,
als nothwendig annahmen, und sie ihren Ato-
men beylegte.

Nach einem Verzeichnisse, welches uns
Diogenes Laertius aufbehalten hat, hinterließ
er eine große Anzahl Schriften, physischen,
mathematischen, musikalischen, moralischen
und vermischten Inhalts, welche wir noch kaum
den Namen nach kennen und welche uns sicher,
wenn sie wirklich von ihm herkamen und noch
vorhanden wären, eine bessere Ansicht nicht
allein von seinen Ideen, sondern auch von den
Fort-

(*) Man vergleiche überhaupt *TRIEDMANN* pg. 269.

Fortschritten des Zeitalters geben würden. Aus diesen führe ich hier nur an: Eine große und kleine Kosmologie (*διακοσμος*), Werke über die Natur, über die Atomen, über die Verwandlung der Figuren, über die Planeten, eine Astronomie oder wie es scheint nur über den Auf- und Untergang der Gestirne und den Cyklus, eine Uranographie (vielleicht von den Sternbildern), eine Polographie (wahrscheinlich eine Beschreibung der Kreise des Himmels), eine Geographie, ein Werk über die Wasseruhren, eine Geometrie, eine Abhandlung über Zahlen, Linien und Körper, die kein Verhältniß haben, eine Schrift *de differentiis regularum seu de contactu circuli et sphaerae* (*περί διαφορας γνωμης η̄ περι ψαυσεως κυκλου και σφαιρας*), deren Titel ich nicht weiter zu übersetzen wage. Wenn sich aber etwas aus dem bloßen Titel schliessen läßt; so könnte sie vielleicht die Beschreibung eines Versuchs enthalten, durch Hülfe einer Diopter Kreise an der Sphäre zu messen.

Aus der jonischen Schule trat um eben die Zeit *Anaxagoras* aus Klazomenä in Kleinasien auf (*). Daß er ein Schüler des *Anaximenes* gewesen

(*) TIEDEMANN pg. 312. MEINERS *Gesch. der Wissenschaften in Griechenland u. Rom.* B. 1. pg. 723.

wesen sey, wie die meisten Schriftsteller glauben, läßt sich nicht mit Gewißheit behaupten. Er verließ in seinem 45 Jahre sein Vaterland und gieng nach Athen, weil durch die Kriege mit den Persern und durch ihre Tyranney Jonien fast ganz verheert wurde. In Athen wurde er vom Perikles mit vieler Freundschaft aufgenommen, mußte sich aber doch bald auch von hier wieder entfernen, weil er Grundsätze äusserte, welche den Vorurtheilen des Volks entgegen waren. Es wurde ihm z. B. zum Verbrechen angerechnet, daß er die Gottheit der Sonne geleugnet und behauptet habe, sie sey ein glühender Stein. Er gieng nach Lampsakus, wo er starb und ein ehrenvolles Andenken erhielt.

Er hatte viel Hang zur Spekulation und Betrachtung der Natur und Welt, und zog diese Beschäftigung Staatsgeschäften und dem Ruhme an der Regierung und Verwaltung des Staats Theil zu nehmen vor. Als man ihn daher fragte, warum er sich nicht um sein Vaterland bekümmere, antwortete er: Ich thue es allerdings, und zeigte mit dem Finger nach dem Himmel.

Er machte einen neuen Versuch, die Eigenschaften der Materie zu bestimmen. Da er

bemerkte, daß alle so verschiedene Theile unsers Körpers aus einfacher Nahrung erhalten würden, so schloß er, daß die Materie überhaupt aus einer unendlichen Menge unendlich kleiner Körper bestehe, mit allen den Eigenschaften, (nicht bloß der Form wie Leucipps Atomen) welche wir an Körpern selbst bemerken. So hatte also jede Art von Körper ihre eigenen Elemente, welche er daher *Homoeomerien* nannte. So entstand Gold aus kleinen Goldtheilchen, Erde aus erdichten, Feuer aus feurigen, u. s. w. — Eine Beurtheilung aller dieser Meynungen würde mich von meinem Zwecke abführen, welcher mir nur erlaubt, das Daseyn der verschiedenen Systeme zu berühren, um im folgenden verständlich zu seyn.

Die Begriffe der Pythagoräer über die Natur der Materie und die Art, wie sich die Welt aus derselben bildete, waren um nichts vollkommener, als die vorhergehenden Versuche. Der Stifter dieser Schule lebte um die 49te oder 50te Olympiade (584 ant. Chr.) (*) auf der Insel Samos, wo sich aus dem benachbarten Kleinasien Kultur und Wohlstand verbreitet hatte, besonders unter Polykrates. Pythagoras machte, wie andre gebildete Männer,
Rei-

(*) TIEDEMANN pg. 67.

Reisen und zwar nach Kleinasien, Phoenicien und Aegypten. Nach den Sagen der aegyptischen Priester bey Diodor erhielt er von ihnen seine Begriffe von der Seelenwanderung, der Arithmetik, (die letztere nach jüngeren Zeugnissen von den Phoeniciern, und von den Aegyptern bloß die Geometrie) (*) und wahrscheinlich auch mehrere Ceremonien, die symbolische Sprache und überhaupt das mystische und geheimnißvolle in seinem Vortrage. Nach andern Berichten besuchte er auch Persien und Indien. TIEDEMANN beweist aber (pg. 72), daß die Magier damals kaum dem Namen nach in Griechenland bekannt waren. Der Priester Aegyptens gedenkt Herodot zwar lange nach Pythagoras, erwähnt aber ihrer großen Weisheit nicht. Aus Aegypten gieng Pythagoras nach einem vieljährigen Aufenthalte nach Griechenland und besuchte dort besonders alle Tempel, welche im Rufe eines hohen Alterthums und von Mysterien standen, und kehrte dann in sein Vaterland zurück. Samos aber hatte sich in dieser Zeit so verändert, war in einen Bürgerkrieg verwickelt, von den Persern bedroht, daß er durch seine Kenntnisse und Einsichten nicht nützen konnte. Er suchte

(*) TIEDEMANN pg. 71.

te also einen andern Wohnort auf, und wählte dazu Italien. Hier stiftete er eine eigne Schule, um seine Kenntnisse aufzubewahren und sie gemeinnützig zu machen. Seine Freunde und Schüler band er durch Einrichtungen und Gesetze so sehr an einander, daß die ganze Gesellschaft das Ansehn eines Ordens bekam. Um diesem Bunde Dauer zu geben, war er sehr sorgfältig in der Wahl der Mitglieder, und legte daher jedem, ehe er aufgenommen werden konnte, gewisse Uebungen auf. Diejenigen, welche alle Prüfungen bestanden, wurden seine eigentlichen Vertraute unter dem Namen Esoteriker; den übrigen, welche Exoteriker hießen, wurden blos die gemeinnützigen Kenntnisse mitgetheilt. Durch Haß, Neid oder andere uns unbekannte Ursachen entstand endlich eine mächtige Parthey gegen diese Gesellschaft, wodurch sie zerstreut wurde, ihr Stifter selbst aber in einem hohen Alter das Leben verlor. Pythagoras selbst hinterließ keine Schriften, und es ist daher sehr schwer, wo nicht unmöglich, seine Ideen von denen seiner Schüler zu trennen. Denn daß die Philosopheme der Schule allmählich verändert worden sind, ist wohl keinem Zweifel unterworfen. Ich habe daher auch die Begriffe der Pythagoräer
hier

hier erst eingeschaltet, weil die meisten, welche ich anführen muß, entweder um diese Zeit lebten, oder in den Anfang der folgenden Periode gehören. Das Schwärmerische ihrer Vorstellungen, das Symbolische ihrer Sprache, die Vermischung der empirischen und Vernunftkenntniß, der Gang endlich und die Richtung, welche sie in ihren Untersuchungen nahmen, giebt ihrer Philosophie einen ganz eignen Charakter.

Dafs sie sich sehr mit Geometrie und Arithmetik beschäftigten, ist bekannt. Wie sie aber darauf kamen, ob es ihnen im Ernst darum zu thun war, die Wissenschaft durch ihre Bemühungen zu gründen und zu erweitern, oder ob ihr Hang zur Mystik sie antrieb, durch Zahlen Geheimnisse zu enträthseln, darin einzukleiden oder Wunderkräfte darin zu suchen; ob sie selbst Erfinder von dem allen waren, oder ob die aegyptischen Hierophanten und Schwärmer daran Antheil hatten, will ich jetzt nicht untersuchen. Genug, dafs ihnen die Zahlen mancherley wunderbare Eigenschaften zu haben schienen.

Ihre mathematischen Untersuchungen giengen wahrscheinlich von der Geometrie aus, weil sich ihre Sätze am anschaulichsten machen liefsen,

sen, und auch selbst der Arithmetik durch Konstruktionen Beyspiele und Erläuterungen liefern mußten. Unter den Theoremen, deren Erfindung ausser dem bekannten pythagoräischen Lehrsatze dem Pythagoras zugeschrieben werden, nennt Eudemos bey Proklus folgende drey: 1) Dafs die drey Winkel eines Dreyecks zusammen zwey rechten gleich sind (Proclus ad Euclid. pg. 99). 2) Dafs unter allen Polygonen nur drey Arten, nemlich das Quadrat, das gleichseitige Dreyeck und das Sechseck einen Raum um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt einschliessen (pg. 81), weil nemlich 6 Winkel eines solchen Dreyecks gleich sind drey Winkeln des Sechsecks oder vier rechten. Dafs er 3) wie Proklus Worte vermuthen lassen, Untersuchungen über die Verwandlung der Figuren und der Verhältnisse der Flächen und Linien gegen einander gemacht habe, wobey er die Worte Parabel, Hyperbel und Ellipse brauchte. Also ohngefahr von der Art, wie im 6ten Buche Enklids vorkommen, z. B. über eine gegebene Linie ein Parallelogramm zu beschreiben, welches einer gegebenen Fläche gleich oder um ein bestimmtes Stück gröfser oder kleiner als dieselbe ist.

Wie

Wie weit man nun besonders in arithmetischen Untersuchungen um diese Zeit gieng oder gehen konnte, läßt sich aus Mangel an Urkunden nicht genau angeben, weil nicht alle Nachrichten späterer Kompilatoren von Pythagoräern auf gegenwärtige Periode passen. Wenn man indessen den Zustand der Wissenschaft bey den nächstfolgenden mathematischen Schriftstellern mit einigen Nachrichten des Aristoteles von den Lehrsätzen der Pythagoräer in der Mathematik und Philosophie vergleicht; so scheint folgendes das Resultat zu seyn:

1) Es fehlte den Griechen an einer bequemen Bezeichnung der Zahlen, wodurch das Rechnen selbst, (die Logistik, wie sie es nennen) sehr erschwert wurde, besonders bey Brüchen. Sie hielten sich also

2) wahrscheinlich bloß an Zusammensetzung und Theilung der Zahlen durch sinnliche Hülfsmittel, wie die Rechenbrette, wobey kleine Körper, auch wol bloße Punkte im Sande die Stellen der Einheiten vertreten mußten. Dieses mußte nun

3) ihre Vergleichung der Zahlen mit geometrischen Figuren, worauf die Natur der Sache
sie

sie schon von selbst leitete, nur noch mehr begünstigen. Daher wurden sie

4) auf die Erfindung und Untersuchung der Vieleckszahlen, auf arithmetische Größen, welche durch Linien, Flächen, Körper dargestellt wurden, geführt. Ja ich glaube, daß selbst der pythagoräische Lehrsatz dazu benutzt, wenn nicht gefunden wurde. Eben hierin liegt es nun, wenn sie sich mehr mit der Natur der Zahlen und mit ihren Eigenschaften beschäftigten, als mit wirklichem praktischen Rechnen. Die sonderbaren Resultate, auf welche man hin und wieder stieß, mußten schwärmerischen Köpfen noch mehr Veranlassung geben, die Arithmetik zu Spielen der Phantasie zu benutzen. Auffallend z. B. war es ihnen, daß die Zahl zehn (Aristot. Probl. Sect. 15) alle Gattungen von Zahlen, das Gerade und Ungerade, das Quadrat, den Kubus, Längen und Flächen enthielt. Aus zehn Proportionen entstehen 4 Kubikzahlen, aus diesen die Welt. Andre fanden ähnliche Merkwürdigkeiten in der Zahl sieben.

Zum bessern Verständnisse des Ganzen will ich noch einige Sätze aus der Geschichte der Philosophie hinzufügen, von welchen die pytha-

thagoräische Schule vielfache Anwendung machte (*).

1) Die Elemente aller Zahlen sind das Gerade und Ungerade, aus beyden entstand nach ihnen die Einheit, und aus dieser die Zahlen.

2) Die gerade Zahl ist unendlich, weil sie von der ungeraden umschlossen den Dingen Unendlichkeit giebt. Und zum Beweise dieses sonderbaren Satzes führen sie, sagt Aristoteles (Phys. III, 4), die Gnomonen an, d. h. solche Zahlen, welche zu den Vieleckszahlen gesetzt, dieselben zwar vergrößern aber ihre Natur nicht ändern. Diese setze man um die Einheit (έν), so entstehn bald verschiedenartige (ἀλλο εἶδος) bald einartige Zahlen (έν). Bey Quadraten, sagt TIEDEMANN, sind Gnomonen alle ungeraden Zahlen, wie sie der Ordnung nach auf einander folgen. Addirt man diese zur Einheit und zwar so, daß die vorhergehende Summe stets beybehalten wird, so entspringen lauter Quadrate der natürlichen Ordnung nach. $1 + 3 = 2^2$; $4 + 5 = 3^2$; $9 + 7 = 4^2$ u. s. w. Aus ungeraden Zahlen werden also der Ordnung nach immer einartige, aus geraden aber verschiedenartige. $2 + 2 = 2^2$ eine Quadrat-

zahl;

(*) TIEDEMANN pg. 106. sqq.

zahl; $6 + 4 = 10$ eine Triangularzahl; $10 + 8 = 18$ eine Heptagonalzahl. So würde also, (dies dünkt mich ist Aristoteles Sinn) aus einem Quadrate immer wieder ein größeres ins unendliche entstehen können, wenn man zu dem nächst kleineren die ungeraden Zahlen nach der Reihe setzte. Nicht so bey den geraden Zahlen. Man darf sich nur eine Progression für die übrigen Vielecke entwerfen, so sieht man, daß die Glieder derselben abwechseln und bald gerade bald ungerade Zahlen enthalten. Daß es eine Vermischung des anschaulichen mit dem logischen, eine Verwechselung der Begriffe und Vorstellungen ist, wenn die Pythagoräer das gerade und ungerade zu den Elementen aller Zahlen machen, ist keinem Zweifel unterworfen. Nicht so deutlich ist es, welche Vorstellung sie sich von der Einheit machten. Aristoteles untersucht Met. 13, 8 ausdrücklich die Frage, ob die Dualität eher als die Einheit sey? und antwortet: Man könne beydes behaupten. Wenn man die Einheit als Materie der Zahlen ansähe; so wäre sie eher. Doch könne man sie auch später denken, als ein Ganzes nemlich und als eine Species der Dualität. Dieses erläutert er noch mit dem Beispiele des rechten und spitzigen Winkels.

Wenn'

Wenn man den spitzigen Winkel als Stoff, als das einfachere betrachte, so wäre er eher als der rechte. Brauchte man aber beyde zur Vergleichung (daß also etwas als in der Anschauung gegebenes zum Grunde gelegt wird; aus welchem sich dann das grössere oder kleinere bestimmen läßt); so wäre der rechte Winkel eher. Er setzt überdies ausdrücklich hinzu, daß die Ursache dieser Zweydeutigkeit darin liege, daß man die mathematischen und metaphysischen Begriffe vermengt habe. Hierzu kommt nun noch die Nachricht, (Aristot: Phys. I, 6), daß die älteren Philosophen die Einheit ein leidendes Vermögen, die Dualität hingegen ein thätiges genannt haben; statt daß die Platoniker nachher die letztere für leidend, und jene für thätig annahmen. Dieses läßt vermuthen, daß die Pythagoräer eine in der Anschauung gegebene Gröfse dachten, welche man vermehren oder vermindern könne, wie wir noch eine Elle, einen Fuß, einen rechten Winkel zum Maafse benutzen würden, nicht aber das einfachere untheilbare wie die Platoniker. So konnten sie behaupten, aus der gegebenen Einheit könne die thätige Dualität (Disjunktion und allmähliche Trennung) mehrere Gröfsen hervorbringen. Wahrscheinlich

lag hier die dunkle Vorstellung zum Grunde, daß jede auch noch so kleine GröÙe in Gedanken noch getheilt werden könne. Ja der Raum selbst gründete sich nach ihrer Behauptung (Aristot. Phys. IV, 6) auf die Zahlen, weil sie durch das Leere unterschieden würden. Ein offener Beweis, daß sie physische und mathematische Theilbarkeit mit einander verwechselten.

3) Daß sie Proportionen kannten, zeigt das eben aus Aristoteles angeführte Beyspiel. Nur wurden diese, wie Euklids Elemente beweisen, auch durch geometrische Konstruktionen, durch ähnliche Dreyecke bewiesen. Ueberhaupt müssen wir wohl unsre Kenntnisse und unsre Vorstellungsarten vergessen, wenn wir jene Männer richtig beurtheilen wollen. Wir lernen rechnen, ohne die Natur der Zahlen genau zu kennen, jene Männer mußten aber diese, wie ich schon gesagt habe, näher untersuchen, und oft auf mühsamen Wegen vom Konkreten auf das Abstrakte fortgehn, und man darf sich wohl nicht wundern, wenn sie bey der Art, wie man über die Natur philosophirte und nach so viel verunglückten Versuchen, die Bestandtheile der Materie kennen zu lernen, die Zahlen für die Elemente aller Dinge

Dinge annahmen und glaubten, einen Weg ausföndig gemacht zu haben, welcher am sichersten zur Wahrheit führe. Sie schlossen, wie Aristoteles (Met. I, 5) versichert, so: Die Zahlen sind die Elemente der Mathematik. Die mathematischen Principen aber passen auf alle Dinge (*). Da nun besonders nach ihrer Theorie auch die geometrischen Figuren aus Zahlen dargestellt werden; so sind die Zahlen die Elemente aller Dinge (**). Es blieb also nichts übrig, als die Zahlen für substantielle Punkte und die Einheit für die Materie selbst zu nehmen, wie auch TIEDEMANN bemerkt. Ihr System hatte also mit den Atomen Leucipps und Demokrits einige Aehnlichkeit, wobey sie durch die oben angegebenen Begriffe von der Einheit dem Vorwurfe auszuweichen suchten, welchen man den Atomisten machte, daß sich die Untheilbarkeit der Grundstoffe bei solchen kleinen Körpern nicht gut denken liefse. Ob sie alle oder nur einige von ihnen, wie Laertius behauptet (VIII, 27), noch Feuer oder Aether als Substanz der Materie annahmen, gehört nicht

(*) TIEDEMANN pg. 100.

(**) Daß sie nicht von der Erfahrung ausgingen, sagt Aristoteles ausdrücklich.

nicht hierher. Bey einigen derselben wenigstens spielt das Feuer eine bedeutende Rolle, sie mögen dasselbe nun von Heraklit entlehnt, oder selbst erfunden haben. Es ist überhaupt wahrscheinlich, wie ich schon bey Heraklit bemerkt habe, daß die jüngeren Philosophen immer bey Erfindung ihrer Lehren auf die Resultate früherer oder zugleich existirender Sekten mit Rücksicht nahmen, dieselben zu widerlegen, zu bestätigen oder zu benutzen suchten.

Empedokles lebte um die 7te Olympiade, und war zu Agrigent in Sicilien geboren. TIEDEMANN (pg. 245) nennt ihn einen der sonderbarsten Männer, welcher gründliche Kenntnisse mit vieler Charlatanerie vereinigte. Er stammte aus einer angesehenen Familie und gelangte frühe zu den höchsten Staatswürden, ohne sein Ansehn und seine Gewalt zu Bedrückung seiner Mitbürger zu gebrauchen. Desto mehr aber suchte er sich durch angebliche Wunderkräfte, besonders durch Heilung von Krankheiten, durch Prophezeiungen und durch eine ungewöhnliche Kleidung auszuzeichnen. Nach einigen soll er seinen Tod im Aetna gefunden haben, nach andern auf einer Reise nach Griechenland gestorben seyn. Nach späteren Schriftstellern war er aus der
pytha-

pythagoräischen Schule, und machte, gegen die Regel des Ordens, in seinen Gedichten die Lehren desselben bekannt. Mit Gewißheit läßt sich dieses zwar nicht behaupten, mehrere seiner Philosopheme sind aber den pythagoräischen sehr ähnlich. Auch er nahm eine Art von Chaos an, aus welchem alle Dinge hervorgingen, und welches er, gleich den Pythagoräern, die Einheit nannte. So wie nun selbst die letzteren in Ansehung der übrigen Bestimmungen der Materie und ihrer Elemente verschieden dachten, indem einige sogar zehn Principen und Dichotomien, andre das Feuer zur Bildung der Welt annahmen; so konnte auch er hierin einen eignen Weg einschlagen. Er nahm daher vier von Natur ewige Elemente an, welche sich bald in geringerer bald in größerer Menge in der Einheit oder dem Chaos aufhäuferten oder sich daraus sonderten. Diese vier Grundstoffe, wie sie sich unsern Sinnen darstellen, entstehen aber aus sehr kleinen und unbekannten Theilchen von der Natur und dem Wesen der Elemente selbst (TIEDERMANN pg. 247.). Bey der Vermischung der verschiedenartigen Partikeln geben die, welche am zahlreichsten sind, den Elementen ihren Charakter. So haben bey dem Feuer

die feurigen, bey der Erde die erdigten die Oberhand. Sonach sind auch nur die vier empfindbaren Elemente der Verwandlung fähig, die unsichtbaren Theile hingegen nicht. Aus Feuer kann durch Absonderung Wasser oder Luft entstehen, weil da, wo die Feuertheilchen das Uebergewicht verlieren, die eines ändern Grundstoffs, welche zunächst im Uebermaasse sich zeigen, dem Ganzen die Form geben. Die Ordnung, in welcher dieses bey der Weltbildung erfolgte, wird verschieden angegeben. Nach Lukrez wurde aus Feuer Luft, aus dieser Wasser, und daraus Erde. Nach Plutarch (*de plac. philos.* II, 6) entstand zuerst der Aether, daraus Feuer, dann Erde, und endlich Wasser.

Aus dieser ganzen Darstellung sieht man nun, daß Empedokles an gar keine Verwandlung der älteren Philosophen glaubte, sondern daß bey ihm alles auf Zusammensetzung und Trennung ankam. Es entsteht daher auch nach ihm nichts, sondern alles ist und bleibt ewig, nur nicht für unsre Sinne. So näherte er sich dem System Leucipps und Demokrits.

Zur Ursache nun dieser Abwechselung in der Natur, dieser unaufhörlichen Verbindung und Trennung, nahm er Freundschaft und Feind-

Feindschaft an. Jene verbindet mehrere Partikeln zu einem Ganzen, diese trennt sie. Deutlicher erklärt er sich selbst nicht darüber, und aller Wahrscheinlichkeit nach war es auch nur eine sinnliche dunkle Vorstellung, wie es unter den älteren Philosophen mehrere gab.

Aus diesen Elementen entwickelt sich endlich alles nach mechanischen Ursachen. Es entstanden Köpfe ohne Hülse, Füße ohne Körper, Ungeheuer von Thieren und Menschen allerley Art. Mehrere andre Produkte der Natur, welchen der Zufall eine zur Erhaltung bequeme Einrichtung gab, erhielten sich und dauerten fort, die übrigen mußten aus Mangel an tauglichen Werkzeugen wieder in die vorigen Elemente aufgelöst werden. Die Sonnenwärme setzte den Schlamm in Gährung und hieraus entstanden Thiere.

Dieses sind die vorzüglichsten Philosophen dieser Periode, deren Systeme auf die Astronomie einen Einfluß haben.

Das Resultat von allen diesen ist also: Der Mensch zweifelte nicht, daß er die Natur und Welt mit allen Eigenschaften und Veränderungen mit seinem Verstande und durch bloßes Nachdenken ergründen könne. Er verlor sich dabei in unzählige Spitzfindigkeiten,

Widersprüche, und wenn auf irgend eine Veranlassung die Phantasie mit ins Spiel kam, in die abentheuerlichsten Muthmassungen. Aber auch dann noch, wie die Erfahrung ihn nach und nach belehrte, daß nicht alles so sey wie es beym ersten Anblicke erscheint, konnte man sich nur auf unvollkommene Wahrnehmungen stützen.

Die ersten Untersuchungen der Philosophen betrafen daher immer nur die Materie und die Bewegung, wobey die Weltkörper nur gelegentlich betrachtet wurden, um die Art zu zeigen, wie sie sich aus dem rohen Urstoffe entwickelten. Diese einzelnen Wahrnehmungen nun führten Thales aus der dunkeln Vorstellung der älteren Zeit auf Wasser, Anaximenes auf Luft, und Heraklit auf Feuer. Andre glaubten sich dabey nicht beruhigen zu können, und nahmen ihre Zuflucht zu höheren Abstraktionen, Anaximander zu dem Unbegrenzten, einem Mitteldinge zwischen Feuer und Luft, die Pythagoräer zu den Zahlen, Leucipp und Demokrit zu ihren Atomen, Empedokles zu ähnlichen kleinen Theilchen der Materie, und die Eleatiker zu einem unveränderlichen Realen, das den Raum erfüllt.

Ueber

Ueber die Bewegung, als Ursache aller Veränderungen in der Natur, war man eben so verschiedener Meynung. Die Eleatiker leugneten dieselbe ganz. Bey den Ioniern, Heraklit, Empedokles und den Atomisten lag sie in den Principen, bey den Pythagoräern in der Weltseele. Auch gehört diesem Zeitalter, wenn ich nicht sehr irre, schon die Vorstellung vom Schweren und Leichten, wie sie nachher von Plato deutlicher auseinandergesetzt wird. Wenigstens scheint Heraklits Meynung darauf hinzuweisen, daß jedes der vier Elemente aus einer innern Nothwendigkeit seinen Ort im Weltraume einnehme, das Feuer schwebe ganz oben, und suche, wenn es durch irgend eine Kraft herab gedrückt werde, wieder nach dem ihm natürlichen Orte zu kommen. Auf dieses folge die Luft, dann das Wasser, und der unterste Ort, welcher der Erde eigen war, hiesse dann verhältnißmäßig gegen die übrigen entweder zugleich die niedrigste Region, wenn man sich die Erde als die Ebne dachte, auf welche sich das Himmelsgewölbe stütze, und in welchem die übrigen Elemente schweben, oder man mußte dafür die Mitte der Welt annehmen, wenn man sich den Himmel als eine Kugel dachte,

in welcher die Verhältnisse nach allen Seiten dieselben waren, wo man also keinen eigentlich niedrigsten Ort annehmen konnte.

Zweyter Abschnitt.

V o n d e r E r d e.

Die erste Anwendung der so verschiedenen Philosopheme finden wir bey den Begriffen von der Erde, wobey man aber auch wieder in den ältesten Zeiten von den gewöhnlichen Volksbegriffen ausgieng. Nur war es dem Philosophen nicht Grund genug, die Erde in Ruhe anzunehmen, ohne sie auf etwas zu stützen. Thales nahm daher, seinen Grundsätzen gemäß, Wasser an, und fand seine Vermuthungen besonders durch die Quellen der Flüsse und durch das Wanken derselben bey dem Erdbeben bestätigt. Er glaubte auch, daß der Ocean der hervorstehende Rand dieser Unterlage seyn müsse. Dieses bezeugt Aristoteles in den oben angeführten Stellen und in seinem Buche de coelo (II, 13), wo er ausdrücklich versichert, daß die Behauptung, *die Erde ruhe auf Wasser*, vom Stifter der ionischen

schen Schule abstamme, und dafs sie wie Holz auf Wasser schwimme. Eben dieses sagt Seneka (Nat. Qu. 6, 6): Thales läfst die Erde auf Feuchtigkeit schwimmen, man mag dieselbe nun Ocean, oder ein großes Meer, oder Wasser von einfacher Natur, oder feuchtes Element nennen. Hierauf schwimme die Erde, wie ein großes und schweres Schiff. Von der dünnen und flüchtigen Luft könne sie nicht getragen werden. Auch sey das Wasser die Ursache beym Erdbeben, weil bey heftiger Bewegung neue Quellen hervorbrechen, so wie Schiffe, wenn sie sich auf die Seite legen, Wasser einsaugen, welches, von der allzu-großen Last niedergedrückt, entweder überläuft, oder rechts und links mehr als gewöhnlich emporsteigt. Und an einer andern Stelle (3, 13): Das Wasser ist das mächtigste und erste Element, aus welchem alles entstanden ist. Die Erde wird vom Wasser getragen und schwimmt darauf wie ein Schiff, und bekommt durch dasselbe eine schwankende Bewegung, wenn man sagt, dafs ein Erdbeben sey. Man dürfe sich daher auch nicht wundern, fährt er fort, dafs auf diese Art die Ströme entstehen, weil die ganze Welt aus Feuchtigkeit besteht. Gegen diese Autorität ist die Aussage der

Excerpte,

Excerpte, welche gewöhnlich dem Plutarch zugeschrieben werden (de plac. philosoph. III, 10) und Galenus (hist. philos. 80) von keiner Bedeutung. Nach diesen soll nemlich Thales die Kugelgestalt der Erde behauptet haben. Daß dieses ein Irrthum sey, welcher dadurch entsteht, daß die Epitomatoren *Welt* (*κοσμος*) und *Erde* und ihre Eigenschaften verwechseln, wird noch deutlicher, wenn man sie über die Meynungen der späteren ionischen Philosophen sprechen hört.

Anaximander, der nächste Nachfolger des Thales, stellte die Erde frey schwebend in die Mitte der Welt durch einen Beweis a priori, den uns Aristoteles (de coelo II, 13) aufbehalten hat. Es sey nemlich, so sagt Anaximander, kein Grund da, daß ein Körper, welcher in der Mitte (einer hohlen Kugel) schwebe, nach oben oder nach unten, oder nach einer Seite zu sich bewege. Die Umstände wären nach jeder Richtung dieselben. Unmöglich aber sey es, daß er nach entgegengesetzten Seiten zugleich getrieben werde. Nach dieser Aeufserung konnte sich das Himmelsgewölbe nicht mehr am Rande der Erdscheibe befinden, sondern die Erde stand, wenn auch nicht gleich weit, doch wenigstens

um

um ein beträchtliches an der Seite, von der Himmelskugel ab. Zwar hat uns Theo eine Stelle aus einem Schriftsteller, den das Zeitalter, in welchem er lebt, das Zeitalter des Aristoteles, für einen kompetenten Richter erklärt, aus Endemus Geschichte der Astronomie ein Fragment erhalten, nach welchem Anaximander die Erde für einen schwebenden Körper (*μετεωρος*) erklärt, welcher sich um den Mittelpunkt der Welt bewege (*κινείται*). Wahrscheinlich ist aber dieser letzte Ausdruck bloß verschrieben statt *κεῖται*, sie *liegt* im Mittelpunkte der Welt (Menagius ad Diog. Laert. II, 1).

So stimmen alle Nachrichten, auch die des Diogenes Laertius (II, 1) und Plutarch (de plac. phil. III, 11.), darin überein, daß Anaximander die Erde in den Mittelpunkt der Welt setzte. Er behielt ebenfalls die Vorstellung von einer ebenen Figur derselben bey. Seine Bemerkung aber, daß es unter uns ganz wie über uns aussehen müsse, machte, daß er ihr die Gestalt eines Cylinders gab. Dieses sagt nicht allein Plutarchs eben angeführte Schrift, sondern noch umständlicher Origenes und Eusebius. Die Gestalt der Erde, sagt jener, verglich Anaximander einer kurzen runden

runden Säule, die obere Fläche bewohnen wir, die andre ist uns entgegengesetzt. Eusebius bestätigt ebenfalls, daß sich Anaximander die Erde cylinderförmig gedacht habe, und daß *ihre Tiefe das Drittel ihrer Breite betrage*. Das Zeugniß des Diogenes Laertius, daß Anaximander die Erde für eine Kugel gehalten habe, verdient eben so wenig Glauben, als Plutarchs und Galens Aussagen bey Thales.

Anaximenes fand durch mehrere Erfahrungen auch sein Princip, die Luft, bey der Gestalt und Lage der Erde anwendbar. Er sah nemlich, daß die in Gefäßen eingeschlossene und zusammengedrückte Luft andern Körpern den Eintritt versagt, wenn sie selbst keinen Ausweg findet, und bey der geringsten Oeffnung mit Gewalt hervorströmt. Dieses wandte er auf die gewöhnliche Vorstellung von der Erde an (Aristot. de coel. II, 13). Er suchte hierdurch Thales Behauptung zu entkräften, daß die Luft die Erde nicht erhalten könne, mußte sich aber selbst wieder von Anaximander entfernen und den alten Glauben beybehalten, daß sich die Erdoberfläche an das Himmelsgewölbe anschliesse, wenn er seine Hypothese anwenden wollte. Er stellte sich dabey die Erde weniger tief vor, als sein Vorgänger, und

und in der Gestalt eines Tisches, wie Plutarch (III, 10), Origenes, Eusebius und Galen versichern. Dadurch glaubte er die Ruhe der Erde am leichtesten sichern zu können. Das Erdbeben entstand durch eine Erschütterung dieser zusammengedrückten Luftmasse. Diogenes Laertius übergeht im Leben des Anaximenes diese Vorstellung ganz, erzählt aber, daß dessen Schüler Diogenes von Apollonia sich die Erde rund und in der Mitte der Welt durch die sie umgebende Luft befestigt gedacht habe. Voss (*) glaubt hier, daß wahrscheinlich die Rundung einer Scheibe und nicht die einer Kugel zu verstehen sey. Auch die Bemerkungen in Plato's Phädon, daß einige Philosophen der Erde, als einem breiten Backtroge, die Luft zur Unterlage gegeben hätten, und Plutarch's in seinen Tischgesprächen (7, 4), daß der Tisch als ein Bild der Erde angesehen werden könne, weil er nähre, rund und fest sey, scheinen Anspielungen auf Anaximenes Meynung zu seyn (vergl. Voss l. c.).

Von Pythagoras Meynung wissen wir nichts. Die Eintheilung der Erde in Zonen aber, welche Plutarch (de plac. philos. III, 14) als

(*) Deutsch. Mus. pg. 835.

als Pythagoras Meynung anführt, ist, wie auch Voss (deutsch. Mus. pg. 839) sagt, so sinnlich, daß sie einem ersten Versuche nicht unähnlich sieht, und ihm also sehr gut angehören könnte, oder wenigstens, nach Parmenides Abänderung zu schliessen, doch vor der 6ten Olympiade bestanden haben müßte. Hierbey ist die Kugelgestalt der Erde wohl nicht nothwendig, sondern Zonen der Erde heißen die, die unter den gleichnamigen Zonen des Himmels liegen. *«Nach Pythagoras,»* so heist die Stelle im Plutarch, *«wird die Erde, wie die Himmels-»kugel, in fünf Theile getheilt, in die »arktische, Sommer-, Winter- und Aequi-»noktialzone, und in die antarktische. Die »mittlere begreift die mittlere Region der »Erde, und heist daher die heisse oder die »verbrannte; er (nemlich Pythagoras) hält »aber diesen Erdstrich zwischen der Sommer- »und Winterzone für bewohnbar und ge- »mässigt.»* Die Stelle ist sonderbar und dunkel ausgedrückt, und enthält manches von des Epitomators eigenem Urtheil, besonders die Erklärung, daß die mittlere Zone verbrannt und also unbewohnbar sey. Wir nennen bekanntlich die Zone gemässigt, welche eine gemässigte Temperatur hat. Wenn nun Pythagoras

goras die mittlere zwischen den Wendekreisen so nennt; so kann er offenbar diesen Ausdruck nicht in der gegenwärtig üblichen Bedeutung genommen haben.

In den ältesten Sagen wurden die südlichsten, der Sonne näher wohnenden Menschen dunkelfarben und verbrannt genannt. Man hatte also keinen Begriff von einer gemäßigten Gegend jenseits des Wendekreises, und Pythagoras kannte noch keine anderen Länder, als die zwischen dem 24. und 54. Grad nördlicher Breite der späteren Eintheilung (vergl. Voss l. c.). Die Eintheilung ist also nach dem scheinbaren Stand der Sonne am Horizonte in Griechenland nach den verschiedenen Jahreszeiten gemacht. Der Auf- und Untergang der Sonne in den Sommermonaten um die Zeit des längsten Tages machte die Sommerzone aus, deren südliche Gränze wohl nicht ganz bestimmt seyn konnte. Eben so verhielt es sich mit der Winterzone um die Zeit des kürzesten Tages. Zwischen beyden lag die der Nachtgleichen, welche den Griechen gemäsiget seyn mußte, weil die Sonne im Frühjahre und Herbste sich in derselben befand. So verstehe ich Plutarchs Worte. Die übrigen Länder nord- und südwärts würden dann in der arktischen und

antarktischen Zone liegen müssen, wenn dieses nicht späterer Zusatz ist, welcher nach der ähnlichen Eintheilung des Himmels gemacht wurde. Man kannte nicht allein keine Länder in solchen Breiten, sondern die Polarkreise waren auch schwer zu bestimmen.

Xenophanes behauptete ebenfalls die flache Gestalt der Erde. Seine Philosophie gestattete ihm aber weder Wasser noch Luft zur Unterlage. Er nahm also *Wurzeln* an, die sich ins Unendliche erstreckten, wie Aristoteles (de coel. II, 13), Plutarch (III, 9), Strabo und Eusebius versichern. Achilles Tatius hat uns noch Xenophanes Worte aufbehalten:

Dieses obere Ende der Erd' erscheint von den Füßen.

Nah' uns ausgestreckt, doch unterhalb senkt sie sich endlos ().*

Parmenides soll die Kugelgestalt der Erde schon gelehrt haben, aber allein nach Aussage des Diogenes von Laerte. Dieser spricht an zwey Orten davon. Einmal im Leben des Pythagoras (VIII, 48) auf Theophrast's Autorität, nach welcher Parmenides auch der erste gewesen seyn soll, welcher die Welt *κοσμος* oder Ordnung nannte. Nach Phavorinus aber, setzt er

(*) Voss deutsch. Mus. pg. 838.

er hinzu, habe es Pythagoras gethan, und nach Zeno Hesiod. Die Behauptung wiederholt er nachher im Leben des Parmenides selbst (IX, 2) auf eigne Autorität, ohne daran zu denken, daß er dasselbe schon vorher von Anaximander gesagt hat.

Hierbey ist nun noch zu merken, daß er nur in den letzten Stellen das bestimmte σφαίροειδης (kugelförmig) von der Erde braucht. In den ersteren, wo er die Autorität anderer benutzt, drückt er sich durch das allgemeinere στρεγγυλη aus, welches von jeder Krümmung gesagt werden kann, und also gar nicht entscheidet. Plato z. B. setzt es der geraden Linie entgegen (Parmenid. pg. 45. ed. Steph.), Theophrast braucht es von Holz (hist. plant. 5, 6), Thucydides (II, 97) und Diodor (XII, 11 und 14) von Proviantschiffen, Suidas bey der Erklärung von περιφρεως und der Laertier selbst bey der oben angeführten Meynung des Diogenes von Apollonia. Und Voss bemerkt noch bey dieser Stelle (deutsch. Mus. pg. 839), daß Zeno nur die Rundung einer Scheibe bey Hesiod gefunden haben könne. Wie also, wenn durch das vieldeutige στρεγγυλη verführt, der Epitomator sich auch in der Meynung des Parmenides irrte? die späteren Philosophen

aus der eleatischen Schule wissen nichts davon, und ich möchte dieses nicht für einen Widerspruch gegen die Meynung ihres Lehrers ansehen. Außerdem sagt Origenes, daß Parmenides den Himmel oder das All (*παν*) kugelförmig (*σφαιροειδης*) und sich selbst gleich und ähnlich genannt habe (*ὁμοιον*). Es könnte also auch hier eine Verwechselung der Wörter Welt und Erde (*κοσμος* und *γη*) vorgegangen seyn.

Parmenides machte außerdem noch eine Veränderung in der Zoneneintheilung des Pythagoras, nach Plutarch (*de plac. philos.* III, 11) und Posidonius bey Strabo (*lib. II. pg. 65*).

Plutarch sagt, er habe zuerst die bewohnten Länder des Erdkreises unter die beyden Zonen der Sonnenwenden (*ὕπο ταις δυαι ζωναις ταις τροπικαις ἀφωρισε*) versetzt. Das heißt, dünkt mich, nichts anders, als, statt daß Pythagoras die zwischen diesen Gürteln in der Mitte liegende Aequinoktialzone (die Mitte der damals bekannten Erde, die Länder um den 34ten Grad nördlicher Breite) für bewohnbar hielt, setzte Parmenides, durch richtigere Beobachtungen und erweiterte geographische Kenntnisse geleitet, diesen Gürtel weiter nach Süden

Süden hin, und hielt die Länder bis an die Sonnenwende nur für bewohnbar. Nach Posidonius Urtheil war Parmenides der erste, welcher fünf Zonen machte, wodurch also meine Vermuthung, daß Pythagoras bloß die Sommer-, Aequinoktial- und Winterzone erdacht haben könne, einige Bestätigung erhält. Strabo setzt noch hinzu, daß wahrscheinlich Parmenides zwey verbrannte Zonen angenommen habe, von den Ländern nemlich, welche zwischen den Wendekreisen liegen und dieselben nach beyden Seiten nach außen oder den bewohnten Ländern hin überspringen (*). Diese Meynung widerlegt Posidonius dadurch, daß die Zone nur verbrannt heiße, wo niemand mehr wohnen könne. Die Nachrichten von Afrika bewiesen noch überdiß, daß noch jenseits des Aequators Menschen wohnen. Man sieht hieraus, daß sich Posidonius nur an den Ausdruck *verbrannt* stößt, daß übrigens diese Nachricht mit der oben angeführten Plutarchs übereinkömmt, und daß Parmenides

um

(*) 'Αλλ' ἐκείνον μὲν σχεδὸν τι διπλασίαν ἀπὸ Φαίνειν το πλάτος τὴν διακεκυρμένην τῆς μεταξὺ τῶν τροπικῶν ὑπερπιπτούσης ἑκατέρω των τροπικῶν εἰς τὸ ἔκτος καὶ πρὸς ταῖς εὐκραταῖς.

um den Aequator eine Zone annimmt, die er nicht bewohnt glaubte und die beyden andern um die Wendekreise setzt. Nimmt man nun dazu die bewohnten Länder auſſer deſſelben, ſo kommen die fünf Zonen heraus, ohne daſſ man auch hier unſere Polarzonen anzunehmen brauchte. Endlich verdient noch bemerkt zu werden, daſſ er die Erde in der Mitte der Welt hängen lieſſ, weil kein Grund da ſey, weſſwegen ſie ſich hier- oder dorthin bewege, nur werde ſie dann und wann geſtoſſen (eine Erklärung des Erdbebens, Plut. III, 15).

An ihn ſchlieſſen ſich Leüciſipp und Demokrit an. Jener gab der Erde die Geſtalt einer Trommel, nach Plutarch, Diogenes und Galenus; dieſer blieb dagegen bey der älteren Scheibengeſtalt, die inwendig hohl ſey (Plut. III, 10. Galen. 80), und durch ihre Breite auf der zuſammengedrückten Luft ruhe (Ariſtot. de coel. II, 13).

Heraklit erklärt ſich über ihre Geſtalt und Lage zwar nicht, aus ſeinen übrigen Lehren aber, beſonders aus ſeiner Vorſtellung von *oben* und *unten*, ſieht man, daſſ er eine ähnliche Meynung gehabt haben muß.

Fast zu gleicher Zeit lehrte Anaxagoras, ſeinen Vorgängern in der ioniſchen Schule gemäß,

gemäß, die flache Gestalt der Erde ebenfalls. Nach Diogenes von Laerte (II, 8) behauptete er, das Meer ruhe auf der ebenen Erde, und sein Schüler, Sokrates, erklärt sich in den Wolken des Aristophanes auch dafür. Daß man in der ionischen Schule auch Versuche machte, die Lage der damals bekannten Länder und der einzelnen Orte aufzuzeichnen, und also eine Art Landcharten zu entwerfen, lehrt uns die bekannte Nachricht bey Laertius von Anaximanders Bemühungen.

Dritter Abschnitt.

Beschaffenheit des Himmels und Sternbilder.

Mit dem Begriffe von der Erde dauerten auch die gewöhnlichen Vorstellungen vom Himmelsgewölbe noch fort, und änderten sich mit demselben. Voss hat (Myth. Br. B. 2, pg. 156 seq.) einige Fragmente von zwey Dichtern, deren Flor man ohngefahr um die 46te Olymp. oder ant. Chr. 580 annehmen kann, von Stesichorus und Mimnermus aufbehalten, welche mit klaren Worten beweisen, daß man auch

jetzt noch die Sonne des Abends vom Himmel sich herabsenken und auf den Ocean herum nach Morgen schiffen ließ.

Weil die Stellen zu deutlich sind und auch den noch überführen können, den meine vorigen bey Homer beygebrachten Beweise nicht genügen sollten, füge ich sie hier in der Vossischen Uebersetzung nebst noch einigen andern bey. Stesichorus sagt beym Athenäus (II, 6):

*Helios jetzt, Hyperions Sohn,
Lenkt in den goldnen Becher hinab,
Damit des Okeanos Flut durchschiffend
Er käme zu den Tiefen der heiligen und
dunklen Nacht
Zur Mutter und Jugendgenossin
Und dem trauten Erzeugten hin.*

Und Mimnermus (Athen. pg. 470):

*Arbeit gab das Geschick dem Helios jegli-
ches Tages;
Nimmermehr wird Ruh' oder Erholung
vergönnt
Weder den Rossen noch ihm, nachdem
die rosige Eos
Aus dem Okeanos sich wieder zum Himmel
erhob.*

Denn

*Denn ihn trägt durch wogende Flut das
 erfreuliche Lager
 Welches Hephästos Hand höhlend aus
 köstlichem Gold
 Ihm erschuf und von unten beflügelte:
 Ueber die Wasser
 Schwebet er eilend im Schlaf von der hespe-
 rischen Flut
 Hin zu der Aethiopen Gestad, wo Wagen
 und Rosse
 Harrend stehn, bis heran Eos die däm-
 mernde naht.
 Drauf besteigt er ein andres Gespann, der
 Sohn Hyperions.*

Es dürfte nicht schwer fallen, auch noch
 aus andern Schriftstellern Beweise aufzufinden,
 wenn es nöthig wäre. Ich begnüge mich aber
 damit, hier noch hinzuzufügen, daß in der
 Argonautik, die man dem Orpheus beylegt,
 welche aber von einem unbekannten Verfasser
 aus eben dem Zeitalter des Stesichorus und
 Mimnermus ist, mehrere Anspielungen vor-
 kommen, welche aus dieser Vorstellung ge-
 nommen sind. Der Verfasser nennt die Fluten
 des Oceans mehrmals (v. 364 und 510), und
 läßt die Sonne aus demselben steigen, oder
 (v. 504)

(v. 504) die Sterne in denselben hinabsinken, wenn die Mitte der Nacht vorbey ist. Im 53^{ten} und folgenden Versen spricht er gleich den älteren Dichtern von der äußersten Flut der Bärin (Helice) und der Thetys (v. 1102). Die Cimmerier werden von allen Seiten gegen Morgen, Mittag und Abend von Bergen umschlossen, wodurch das Licht des Tags und der Sonne verhindert wird, zu ihnen zu gelangen. Und Aeschylus (Ol. 63. ant. Chr. 525) läßt im Prometheus (v. 347-350, und 428-430) den Atlas noch eben so auftreten und die Säulen des Himmelsgewölbes halten, wie Hesiod. Auch Eos kömmt noch in der Argonautik als Tagesgöttin nicht bloß als Morgenröthe vor. Im 647ten Verse wird das Wort ausdrücklich von der Mitte des Tags gebraucht. Sollten dieses bloße Vorstellungen des Dichters und nicht die des Zeitalters gewesen seyn, so würde gewiß der Dichter damals so wenig als jetzt Beyfall gefunden haben, welcher ein unwahres oder unwahrscheinliches Gemählde von der Welt hätte entwerfen wollen. Möge immerhin die Kenntniß der Erde erweitert und der Ocean zur Breite des Meeres ausgedehnt worden seyn.

Wie

Wie die Sternbilder (*) allmählich sich vermehrt haben, darüber finden wir nur äußerst wenige Nachrichten. Ich fahre daher fort, hier nur diejenigen anzuführen, welche in griechischen Autoren genannt werden, ohne dadurch behaupten zu wollen, daß sie von diesen Männern selbst erdacht und am Himmel gesetzt worden wären. Denn auch da wäre der Schluß übereilt, wenn von späteren Mythographen bey astronomischen Fabeln Dichter und andre Schriftsteller genannt werden, weil man leicht einsieht, daß die Mythen vor den Sternbildern existirt haben können, und den letzteren nur angepaßt wurden. Es sind nur wenige Fälle ausgenommen, wo selbst die Fabel auf die astronomische Entstehung hinweist.

Mit ziemlicher Gewißheit läßt sich behaupten, daß *der kleine Bär* im Anfange dieser Periode in der griechischen Sphäre an den Himmel gekommen ist. Dieses sagen mehrere Schriftsteller, besonders der Scholiast Arats (v. 39), Germanikus und Hygin (P. A. II, 2). Thales soll entweder die Idee dazu angegeben, oder ihn von den Phönicern genommen haben.

Die

(*) Man vergleiche hierbey und in der folgenden Periode die beyden Planisphäre Tab. I. und II.

Die Gestalt dieses Bildes ist den 7 bekanntesten Sternen des großen Bärs nicht unähnlich, nur daß die 3 Sterne am Schwanze eine bogenförmige dem Schwanze eines Hundes ziemlich ähnliche Figur bilden. Daher der Name Cynosura (*κυνος ουρα*, canis cauda), welchen man fast in allen Astronomieen findet, ob sich gleich nicht angeben läßt, wenn er zuerst entstanden ist. Die Fabel des Sternbildes scheint mir aber erst in die folgende Periode zu gehören. Nicht lange darauf kommt auch das *Pferd* und der *Wassermann* vor. Pindar nemlich (vix. c. Ol. 55. a. Chr. 560) kennt beyde. Das erste nennt er Ol. 13. v. 120-130, wo er sagt, daß der Pegasus sich zum Himmel empor geschwungen habe. Hesiod erwähnt zwar schon der Hippokrene, es ist aber doch ungewiß, ob er deswegen auch das Sternbild gekannt habe.

Ueber den *Wassermann* giebt uns Theophrast wenigstens die Nachricht (ad Arat. v. 283), daß Pindar sich denselben als Ganymed gedacht habe.

Nach dem Scholiasten des Germanikus müßte jetzt auch durch Pherecydes der *Drache* an den Himmel gekommen seyn. Durch Gunst der Juno, heißt es in der Stelle, sey der
 Drache

Drache nach Pherecydes unter die Gestirne versetzt worden. Die Erde habe bey der Vermählung Jupiters, gleich andern Göttern, goldne Aepfel mit den Zweigen den Neuvermählten zum Geschenke gebracht, und Juno dieselben in die Gärten bey dem Atlas gepflanzt, die Töchter des Atlas hätten aber dieselben heimlich entwendet. Juno habe hierauf einen Drachen zum Wächter bestellt, dieser sey vom Herkules getödtet und von der Göttin unter die Gestirne versetzt worden. Nach einem Fragmente bey dem Apollonius von Rhodus lautet die Erzählung anders (*). Es ist wenigstens nicht von dem Gestirne die Rede. Ja selbst nach Eratosthenes, dem Germanikus genau folgt, bleibt es unentschieden, ob Pherecydes das Gestirn wirklich kannte, oder bloß die Fabel anführte. Gewiß dagegen ist es, daß ihm die *Krone* bekannt war (**). Wie Theseus die Ariadne verlassen hatte, nahm sie Bacchus zur Gemahlin, und schenkte ihr eine goldne Krone, welche die Götter unter die Gestirne versetzten.

Auch das Bild des Bootes müssen die Griechen um diese Zeit ziemlich vollständig gekannt

(*) STURZ Fragmente des Pherecydes pg. 141.

(**) Schol. Hom. ad Od. λ. 320. STURZ pg. 210.

gekannt haben, wie der Anfang von Anakreons dritter Ode beweist (*). Um die Stunde der Mitternacht, wenn sich die Bärin an (*κατα*) der Hand des Bootes dreht u. s. w. Man kannte also damals die Sterne am Schwanze der Bärin, welche die Hand desselben ausmachen. Fast um dieselbe Zeit (circ. Ol. 61. ant. Chr. 218) setzte Kleostratus aus Tenedos nach dem Zeugnisse des Plinius (II, 8) und Hygins (P. A. II, 13) den *Widder*, den *Schützen* und die *Böckchen* an den Himmel. Die Ziege war also, so wie die übrigen ausgezeichneten Sternbilder der nördlichen Hemisphäre bekannt (um die 80te Olympiade kommt sie in Demokrit's und Euktemon's Kalendern vor), weil man sich damals beschäftigte, die minder in die Augen fallenden Gruppen zu ordnen. Erst 60 Jahre später finden wir dann erst wieder einige Sternbilder erwähnt, und zwar von Euripides (circ. Ol. 75. ant. Chr. 479). Er kannte die *Dioskuren* (Electr. 990. Iphig. in Aul. 768), den *Hasen* neben dem Sirius (Iphig. in Aul. 7), den *Adler* (Rhes. 527), den *Cepheus*, die *Cassiopeia*, *Andromeda*, und wahrscheinlich auch den *Perseus*, nach Citaten des Eratosthe-

nes

(*) Der Dichter lebte um die 60te Olympiade, vor unserer Zeitrechnung 540.

nes und dessen Epitomatoren Germanikus und Hygin. Ich habe schon anderswo (*) die Vermuthung geäußert, daß man vor den Tragikern weder die Sternbilder der Familie des Cepheus noch ihre Fabeln angeführt findet, den Namen der Andromeda ausgenommen, welcher in einem Fragmente des Pherecydes bey dem Apollonius Rhodius (s. Sturz pg. 77.) vorkömmt, und mir ist HEYNS Bemerkung (ad Apollod. pg. 305) sehr wahrscheinlich, daß die Fabel aus dem Oriente abstamme. Ja ich glaube, daß beydes, Sternbild und Mythe, Einen gemeinschaftlichen Ursprung und Ein Vaterland haben, und beyde zugleich nach Griechenland gekommen seyn mögen. BAILLY äußert an mehreren Orten den Gedanken, daß die Figuren erst, und die Fabeln dazu nachher erfunden seyn möchten. Das ist es offenbar. Oder, um Mißverstand mit meinen vorhergehenden Aeufserungen zu vermeiden, die Mythologie und die Astronomie standen anfänglich in keinem Zusammenhange, sondern jede war für sich. Bey den Bären, dem Drachen, dem

(*) Neuer deutsch. Merkur St. 11. 1794. pg. 306.
und Eratosth. cat. 13.

dem Löwen, dem Herkules und andern sieht man es zu deutlich, daß die Fabeln nach Beschaffenheit der Umstände durch das Sternbild veranlaßt, erfunden, aus der übrigen Mythologie übertragen und modificirt worden sind. Daher kömmt es denn auch, wie wir in der Folge sehen werden, daß der eine die, der andre jene Fabel damit verband. Bey Cepheus Familie ist es aber gerade umgekehrt. Sie haben wenig oder nichts ähnliches mit den Gestalten, welche sie vorstellen sollen, besonders, wenn man sich denkt, daß die kleineren dazu gehörigen Sterne erst in der Folge hinzukamen. Sie sollen das Andenken an eine Familie erhalten, welche durch einen Zufall unglücklich wurde, und sie werden in allen Schriftstellern, welche über die astronomische Mythologie geschrieben haben, für dieselben Personen, ohne irgend eine Veränderung des Namens oder der Begebenheit, erkannt. Cepheus wird von Eratosthenes und andern ein König der Aethiopen genannt, die Scene aber von mehreren Schriftstellern, namentlich von Strabo und Plinius, nach Joppen in Phönicien gesetzt. Beydes läßt sich vereinigen, wenn man annimmt, daß die Aethiopen in der ältesten fabelhaften Geographie bis nach Kleinasien

asien sich erstreckten (*). Einer der spätesten Grammatiker, Tzetza (ad Lycophr. v. 836), nennt Joppen noch eine Stadt von Aethiopien. Dieses alles zusammen genommen macht es mir wahrscheinlich, daß um die Zeit des Phercydes oder der Tragiker Sophokles und Euripides die Sternbilder mit ihren Fabeln aus Phönicien nach Griechenland kamen. Es versteht sich hierbey, daß diese Bemerkungen, wenigstens in Ansehung der Mythen, nicht auf den Perseus ausgedehnt werden dürfen, der schon im Homer und Hesiod vorkömmt, aber ohne Verbindung mit der Andromeda.

Endlich verdient auch noch angeführt zu werden, daß Euktemon und Demokrit (Ol. 80-87. ant. Chr. 460-429) in ihren Kalendern, wovon wir noch einige Notizen in Geminus (elem. astr. c. 16) finden, die *Leyer* und den *Pfeil* nennen.

(*) S. Götting. Mag. 1. Jahrg. 2. Stück. pg. 306.

Vierter Abschnitt.Zeitmaass und Zeitbestimmung.

Die Begriffe von Raum und Zeit liegen in dem menschlichen Vorstellungsvermögen, und die Bemerkung, daß bey einer gleichförmigen Geschwindigkeit zwischen beyden ein Verhältniß statt finde, ist so natürlich, daß Astronomen und Mathematiker bald Anwendung davon zu machen versuchten. Die Frage ist nur, wie sich der eine aus dem andern bestimmen liesse. Der Himmel selbst konnte bey seiner scheinbar regelmässigen Bewegung am sichersten zum Zeitmaasse dienen. Im Gegentheil schien die Zeit wieder zu Bestimmung der Räume und der Entfernung zweyer Körper das sicherste Hülfsmittel zu seyn. Dieses können nun zwar die jetzigen Astronomen mit grosser Genauigkeit anwenden. Wie viele Zeit aber, ja wie viele Jahrhunderte dazu gehörten, ehe man die Uhren zu der Vollkommenheit brachte, wie viele Vorkenntnisse und mannigfaltige Erfahrungen man voraussetzen, wie viele Versuche man erst machen mußte, weiß jeder Sachkundige. Die Griechen mußten dergleichen

chen Hülfsmittel entbehren. Die ersten unvollkommenen Wasseruhren finden wir am Ende dieses Zeitraums erwähnt. Nach Diogenes Laertius hatte, wie wir gesehen haben, Demokrit davon geschrieben, und Athenäus (I, IV) erzählt, daß Plato, um die Stunden der Nacht ohngefähr zu wissen, eine Art von Wasseruhr gehabt, und dadurch bey dem Mechaniker Ktesibius, der unter dem Ptolemäus Evergetes (ohngefähr Ol. 130. ant. Chr. 270) lebte, zuerst die Idee veranlaßt habe, ein Instrument der Art zu verfertigen. Plinius (lib. 7, 37) und Vitruv nennen diesen Ktesibius als den Erfinder derselben, und deßwegen muß wohl Plato's Instrument noch sehr unvollkommen gewesen seyn. Anfänglich glaubte ich daher, daß man von Ktesibius an die Beobachtungen der Alten durch diese Erfindung leichter würde erklären und beurtheilen können; allein es vergeht noch eine geraume Zeit, ehe man Spuren von dem Gebrauche dieses Instruments findet. Ptolemäus (Alm. IV, c. 14) verwirft sie noch als unvollkommen, und erst bey Kleomedes, Proklus, Martianus Kapella (cf. Ricciol. Alm. nov. pg. 177) und dem diesen Schriftstellern gleichzeitigen Achilles Tatius (Isagog. in phaenom. in Petav. Ura-

nolog. pg. 87) fast in der Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi Geburt finden wir dasselbe wirklich gebraucht (*). Sonach müssen wir in der gegenwärtigen Periode das Zeitmaafs und die Zeitbestimmung auf eine andre Art zu erklären suchen, und es bleibt kein andres Hülfsmittel übrig, als bey jeder Beobachtung zu dem Himmel selbst seine Zuflucht zu nehmen und die Zeit einer Beobachtung durch ein Stück von einem Bogen eines grölsten Kreises auszudrücken. Der gebräuchlichste und bequemste derselben ist wohl der Aequator. Hierzu gehörte aber eine genaue Kennt-

niss

(*) Sextus Empirikus (advers. Mathem. l. V) zu Ende des 3ten Jahrhunderts nach Christi Geburt bezeugt zwar, daß die Chaldäer an einer Wasseruhr den Aufgang eines Sterns bemerkt und dadurch die Zeit bis zum folgenden Aufgang gemessen hätten. Es ist hierbey nicht bemerkt, wann sie dieses gethan haben. Da die früheren Griechen davon schweigen, ja die Wasseruhren ausdrücklich verwürfen; so läßt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß Sextus Empirikus von seiner Zeit spricht. Sollte wohl, wenn die Chaldäer so frühe in dem Besitze dieser Hülfsmittel waren, und die Griechen von ihnen lernten, der Gebrauch derselben nicht früher in Griechenland bekannt geworden seyn?

nifs der Lage desselben und der Sterne, welche sich darin befanden, oder Hülfsmittel, wie man zu jeder Jahres- und Tageszeit den Ort der Sonne auf denselben reduciren könnte, und Kenntnisse einiger andern Kreise, wenigstens des Meridians. Mit einem Worte, Rectascension, Deklination und Polhöhe waren nothwendige Bedingungen, deren Kenntnisse man voraussetzen muß, wenn von Zeitbestimmung die Rede ist, und ohne eine genaue Bestimmung der genannten Kreise läßt sich dieselbe gar nicht denken.

Der Auf- und Untergang der Gestirne waren ganz natürliche Zeitmomente. Der nächste nach diesen die Mittagszeit, und diese führt mich auf die Geschichte des *Gnomons*. Pherecydes und Anaximander waren die ersten, welche denselben brauchten. Der letzte nach einer kurzen Nachricht des Plinius (II, 8). Umständlicher ist dagegen die bekannte Sage von Pherecydes (Diog. Laert. I, 119) von einer Höhle, in welcher er die Sonnenwende beobachtete. Nach Herodot (lib. II.) verdanken die Griechen die Erfindung desselben den Babyloniern. Doch scheint mir Herodots Nachricht zu einer völligen Entscheidung der Frage, ob die Griechen selbst Erfinder davon waren

oder nicht, nicht hinreichend und nicht bestimmt genug. Unter der Erfindung des Gnomons läßt sich mancherley denken, und es konnten verschiedene Männer verschiedene Anwendung davon zu Bestimmung der Tages- und Jahreszeiten gemacht haben. Die Veränderung des Schattens war eine leicht zu machende Beobachtung, wie Thales oben angeführtes Verfahren, die Höhe einer Pyramide zu messen, zeigt. Herodots Nachricht scheint mir auf die Eintheilung des Tags hinzuweisen, und Pherecydes Höhle läßt so ziemlich einen ersten Versuch eines denkenden Kopfs, das Solstitium zu finden, vermuthen.

Die Erfindung des Gnomons wurde also dazu benutzt, daß man den bisher unbestimmten Mittag durch den kürzesten Schatten genauer fand, und auch die dazwischen fallende Zeit vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergange in kleinere Theile, nur nicht in unsre Stunden, eintheilte. Was Plinius (7, 60) von Rom sagt: *Serius horarum observatio Romae contigit. Duodecim tabulis ortus tantum et occasus nominantur, post aliquod annos adiectus est et meridies accenso consulum id pronuntiante*, gilt auch von den Griechen, und findet sich durch einige noch vorhandene Nach-

Nachrichten bestätigt. Ja es läßt sich sogar beweisen, daß man um die Zeit, wo diese Gesetze nach Rom kamen, das ist um die Zeit Herodots oder um die 83te Olympiade (ant. Chr. 450), in Griechenland noch keine andre Eintheilung des Tags kannte. Stunde nennen wir bekanntlich den 24ten Theil von Tag und Nacht, wobey der Anfang willkürlich ist, indem bekanntlich einige Völker vom Aufgange, andre vom Untergange der Sonne, noch andre von Mitternacht, und die Astronomen von Mittag an zu zählen fangen, je nachdem man die Beobachtung auf den Horizont oder auf den Meridian bezieht. Sollte nun selbst am Tage, wo der Schatten der Sonne zuverlässige Auskunft geben konnte, eine solche gleichförmige Abtheilung gemacht werden; so mußte man wenigstens Aequinoktialuhren haben, welche aber, so einfach sie auch sind, doch Kenntniß der Polhöhe voraussetzen, was, wie ich schon gesagt habe, jetzt noch nicht statt finden konnte. Die einfachste und natürlichste Einrichtung zu einer Sonnenuhr war also ein Stift auf einer horizontalen Ebne. Hierbey war aber an Stunden nicht zu denken. Der Schatten eines solchen Stiftes beschreibt bekanntlich in unsern Breiten vom Aufgange der Sonne bis

zum Untergang derselben eine hyperbolische Linie, die sich am Tage des Aequinoktiums beynahe in eine gerade verwandelt, nie aber einen Kreis. Auf dieser Linie müßten die verschiedenen Stunden durch die Azimuthe bestimmt werden, oder durch die Winkel, welche der Schatten des Stiftes an den verschiedenen Tageszeiten mit der Mittagslinie macht. Nun ist es aber bekannt, daß eben diese Winkel oder die Azimuthe der Sonne nicht in gleichen Zeiten sich gleich viel ändern, sondern so wie die Höhen derselben eine sehr ungleichförmige Veränderung zeigen. Es war also nicht möglich, unsre Stundenabmessungen an einem solchen Instrumente zu bemerken. Es sey Fig. 2. Tab. IV. G die Stelle des Gnomons, GM der Schatten desselben am Mittage, die Linien GL, GN u. s. w. die Schattenlinien zu verschiedenen Stunden Vor- und Nachmittags, und die Winkel a, b, c die Nebenwinkel der Azimuthe, oder die Winkel, nach welchen die Tagesstunden hätten bemerkt werden müssen. Nun sind aber diese Winkel zur Zeit des Solstitiums zu Alexandrien

Vormittags

Nachmittags.

um 11 Uhr

um 1 Uhr $63^{\circ}, 39'$

— 10 —

— 2 — $81^{\circ}, 18'$

um

um 9 Uhr	um 3 Uhr	$90^{\circ}, 29'$
— 8 —	— 4 —	$97^{\circ}, 26'$
— 7 —	— 5 —	$98^{\circ}, 30'$

und für das Aequinoktium

um 11 Uhr	um 1 Uhr	$27^{\circ}, 21'$
— 10 —	— 2 —	$48^{\circ}, 6'$
— 9 —	— 3 —	$62^{\circ}, 37'$
— 8 —	— 4 —	$73^{\circ}, 21'$
— 7 —	— 5 —	$82^{\circ}, 16'$

wobey ich die Abweichung der Sonne den Tag über für unveränderlich angenommen habe. Diese Winkel sind also zu ungleich, als daß sie zu einer Stundeneintheilung gebraucht werden könnten.

Es waren nun noch zwey Mittel übrig, welche man beym Zeitmaasse am Gnomon benutzen konnte. Das eine, die Schattenlängen zu verschiedenen Zeiten selbst zu messen. Dieses geschah nach einer Nachricht beym Komiker Aristophanes wirklich in diesem Zeitraume. Er lebte um die 97te Olympiade, ohngefähr 400 Jahr vor Christi Geburt, und sagt uns, daß man zur Abendmahlzeit gehen müsse, wenn der Schatten 10 Fufs lang sey. Der Scholiast bemerkt bey der Stelle, daß man die Gewohnheit gehabt habe, auf die Länge des Schattens zu sehen, weil man noch keine andere

andere Art, den Tag in Stunden einzutheilen, gekannt habe (*). Nach den vorhin angegebenen Zeitpunkten wären diese Schattenlängen am Tage der Nachtgleichen zu Alexandrien

den Gnomon = 1	den Gnomon 5 Fufs
um 11 Uhr = 0,6813	3 Fufs 4 Zolle
— 10 — = 0,9062	4 Fufs 5 Zolle
— 9 — = 1,3166	6 Fufs 5 Zolle
— 8 — = 2,1139	10 Fufs 5 Zolle
— 7 — = 4,4015	22 Fufs
und am Mittage selbst = 0,6052.	

Da nun aber diese Schattenlängen nach den Jahreszeiten verschieden sind; so ist die Frage, wie man sich dabey zu helfen und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen suchte?

Man hätte entweder eine besondere Tafel, wie späterhin uns Palladius aufbewahrt hat, und worin die Längen nach den Monaten angegeben waren, einrichten, oder da uns davon nichts aufbehalten ist, an einem öffentlichen Orte Einrichtungen treffen müssen, welche eben das leisteten, und vielleicht noch gemeinnütziger waren. Dieses scheint mir Eine Absicht

(*) Die bekannte Stelle des Aristophanes findet sich bey Salmasius ad Solin. pg. 44. und in Petavii Uranolog. Var. Diss. I. VII. c. 7.

sicht gewesen zu seyn, welswegen man an öffentlichen Orten sciotherica errichtete. Um aber auch hier feste Punkte zu haben, durfte man nur entweder verschiedene Mittagsschatten, oder nur einen einzigen, z. B. den des kürzesten Tages, zum Halbmesser nehmen, und mit diesem einen Kreis beschreiben. So fand man einen Bogen, welcher die Tageslänge angab, den man in gleiche, nach der damals allgemein üblichen Art, in 12 Theile theilte. Dadurch fand man gleiche Azimuthe, für welche man nur die verschiedenen Schattenlängen auftragen durfte, und welche man zu der Tageseintheilung benutzte. In Fig. 3. Tab IV. sey NO die hyperbolische Schattenlinie des Gnomons an einem gewissen Tage, z. B. am kürzesten, und G der Ort des Gnomons selbst; so liesse sich mit GD dem Schatten am Mittage ein Cirkel beschreiben, welcher, in 12 gleiche Theile getheilt, so viele gleiche Winkel AGB, BGC, CGD u. s. w. geben würde. Für jeden dieser Winkel dürften nur die Schattenlängen GN, GI, GK, GD bemerkt und nach Fußmaassen angegeben werden. So liesse sich die Angabe des Aristophanes verstehen, wenn er die Zeit des Abendessens durch einen zehn Fuß langen Schatten be-

bestimmt. Welchen Monat er hierbey meynete, wußten die Athenienser ohne Zweifel aus Erfahrung, ohne daß er nöthig hatte, dieses ausdrücklich hinzuzufügen. Daß ein solcher Kreis für die Azimuthe bey den Gnomonen angebracht war, vermuthet ich aus einer Stelle des Plinius lib. 36, 10, wenn es erlaubt ist, aus Mangel an Nachrichten einen analogischen Schluß aus den Angaben eines späteren Mannes auf die früheren Zeiten zu machen. Er sagt nemlich, daß der Obelisk auf dem Marsfelde zu Bestimmung der Tages- und Nacht-längen benutzt worden sey. Man habe einen Stein von der Länge des Mittagsschattens im Wintersolstitium in der horizontalen Ebne eingegraben, und daran durch metallene Stäbchen die verschiedenen Längen des Tags und der Nacht bemerkt. Dieses konnte auf keine als die angegebene Art geschehen, weil es nicht hinreichend war, wie man vielleicht glauben möchte, nur die Ab- und Zunahme des Schattens am Mittage zu zeigen, sondern die Größen der einzelnen Theile des Tags und der Nacht, und ihre Verhältnisse gegen einander.

Die auf diesem Wege gefundenen Schattenlinien nun würden zu Alexandrien um die
Zeit

Zeit der Nachtgleichen für gleiche Azimuthe seyn:

für 15 Grad	0,6264	oder	3 Fuß
— 30 —	0,6993	—	3½ Fuß
— 45 —	0,8561	—	4 Fuß
— 60 —	1,2102	—	6 —
— 75 —	2,3388	—	10 —

nachdem man, wie oben, den Gnomon = 1 oder 5 Fuß setzt.

Aus dieser Untersuchung nun ergibt sich, daß man zwar keine eigentlichen Stunden haben konnte, wie das angeführte Zeugniß auch beweist, sondern die Schattenlinien zur Eintheilung des Tages anwenden mußte; daß man aber doch die Nachricht des gleichzeitigen Herodots von 12 gleichen Theilen des Tages damit sehr gut vereinigen kann. Auch die allmähliche Entstehung der bürgerlichen und Aequinoctialstunden wird daraus deutlich. Von einer Vergleichung beyder mit einander ist aber in der ganzen Periode die Rede noch nicht.

Die natürlichste und leichteste Art aber, den Schatten zu messen, war wohl keine andre, als die, worauf uns Thales Versuch, die Höhe der Pyramide zu messen, schon führt, das heißt,

heißt, ihn mit dem menschlichen Körper selbst zu vergleichen, oder einen Gnomon von der Gröſſe oder von 5 Fuß zu gebrauchen. Aus der späteren Zeit beweist dieses Palladius angeführte Tafel, wie CALCKOEN (*) gezeigt hat, was auch Petavius dagegen einwenden mag. Salmasius hatte nemlich dasselbe behauptet, Petavius nimmt seine Gründe dafür nicht allein in Anspruch, sondern sucht ihn auch noch bey der angeführten Stelle aus dem Aristophanes durch die Bemerkung lächerlich zu machen, daß, wenn der Gnomon die Gröſſe des menschlichen Körpers gehabt haben sollte, die Athenienser nur 2 Fuß 12 Zoll hoch gewesen seyn müßten (Variar. dissert. lib. 7. c. 7). Er nimmt hiebey an, daß die Eßzeit ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang, das heißt, um 6 Uhr nach unsrer Rechnung, gewesen wäre, da die Sonnenhöhe um die Zeit des Solstitiums 12° , $16'$ zu Athen gewesen seyn müßte. Setzt man aber die von Aristophanes angegebene Zeit um eine Stunde früher; so läßt sich allerdings ein Gnomon von 5 Fuß denken. Die ganze Sache ist überhaupt keiner
genauen

(*) Dissertatio mathematico-antiquaria de horologiis veterum sciothericis. - Amsterdam 1797. cap. 1.

genauen Prüfung fähig, und auch Petavius macht viele willkürliche Voraussetzungen. Doch muß man bekennen, daß sich seine Gründe gut vertheidigen lassen; und sie würden beweisen, daß dazumal an öffentlichen Orten Sciotherica errichtet gewesen wären, welche einen kleineren Gnomon hatten, als die menschliche GröÙe. Ich wollte aber nur darthun, daß der menschliche Körper anfänglich das natürlichste Maas war.

Ob man nun auch jetzt schon im Stande war, die Nacht genauer als nach dem Steigen und Sinken der Gestirne zu beurtheilen, darüber finden wir vor dem Ende dieses Zeitraums keine Nachricht.

Fünfter Abschnitt.

Von der Sphäre.

Die Astronomen nennen bekanntlich *Sphäre* die Himmelskugel, wie sich dieselbe scheinbar unserm Auge darstellt, mit ihren verschiedenen Kreisen. Unser Auge setzen wir dabey immer in dem Mittelpunkt derselben. Hätten die

Griechen gleich anfangs den Begriff der Sphäre vollständig nach rein mathematischen Vorstellungen entworfen; so würde man mehrere Bestimmungen größter Kreise und Parallelen, ihrer Lage und Verhältnisse gegen einander von den frühesten Zeiten an finden. Dieses liefs aber ihre eingeschränkte und mangelhafte Kenntniß der Mathematik nicht zu. Ich habe deswegen bey Thales einige Beyspiele vom Zustande der damaligen Geometrie angeführt und wahrscheinlich zu machen gesucht, daß man sich noch mit den Elementen derselben und zwar mit noch sehr unvollkommenen durch Zufall herbey geführten oder durch die Nothwendigkeit abgedrungenen Versuchen beschäftigte. Noch mehr aber zeigten diese Beyspiele die Dürftigkeit der Arithmetik, besonders der Lehre von den Proportionen. So wenig wir auch Nachrichten aus dieser Periode haben; so beweisen doch die von Eudemus angeführten Sätze, daß sich Thales alle Mühe gab, nicht durch wirkliche Proportionen, nicht durch Aehnlichkeit, sondern durch Gleichheit zweyer Sätze, durch die Verhältnisse ($:$) seine Beweise zu führen. Jeder Mathematiker wird sich aber leicht überzeugen, daß sich davon nicht viele Anwendungen in der Natur machen ließen.

Auf

Auf noch mehrere Schwierigkeiten trifft man aber, wenn man die einzelnen Kreise der Sphäre und die Art, sie zu konstruiren, überdenkt. Die Winkel konnte man bloß durch Sehnen messen, und sie nie mit einer genau bestimmten Einheit, wie unsere Grade vergleichen, sondern bey jeder Messung mußte man den halben oder ganzen Kreis wieder aufs neue eintheilen, und den gefundenen Theil mit der Seite des ihm am nächsten kommenden Vielecks vergleichen. Dieses hatte also schon einen schlimmen Einfluß auf die Höhenmessungen, wenn man dergleichen wirklich hätte vornehmen wollen. Die Nothwendigkeit dieser Operation aber muß man zugeben, wenn man sich geneigt fühlt, dem Zeitalter astronomische Kenntnisse beyzulegen, so unvollkommen und mechanisch dieselben auch seyn mögen.

Gesetzt man hätte mit einem Lineal oder Stabe die Höhe eines Sterns finden wollen; so war kein andres Mittel übrig, als den gefundenen Winkel mit dem sechsten, zwölften oder einem ähnlichen Theile des ganzen oder halben Kreises zu vergleichen. Dieses erforderte wiederholte Messungen und veranlaßte grobe Irthümer von mehreren Graden. Sonnenhöhen zu nehmen war eben so schwürig. Der Gnomon

mon konnte wohl die Veränderung der Höhen, nie aber ihre absolute Gröſſe angeben.

Die Länge des Schattens von einem Stifte ist bekanntlich der Kotangente der Sonnenhöhe gleich, wenn man den Gnomon für die Einheit nimmt. Dieſs Resultat der Trigonometrie fällt bekanntlich in den Zeiten weg, wo die Wiſſenſchaft noch nicht erfunden war und die Geometrie nur unvollkommene Vergleichen zwiſchen Seiten und Winkeln eines Dreyecks darbot. Eigentliche Höhe der Geſtirne zu nehmen war also in der Periode so gut, wie unmöglich.

Unsre jetzige Astronomie verlangt ferner eine Ebne, oder vielmehr einige, auf welche sich alle Beobachtungen reduciren lassen müssen, wenn man sichere Resultate daraus ziehen will. Die Eine derselben ist der *Meridian*.

Wenn man nemlich durch den Schatten eines Gnomons am Mittage eine Linie nach Süden und Norden verlängert sich denkt; so gäbe dieses die Mittagslinie, und eine Ebne senkrecht auf dieselbe würde die Mittagsfläche seyn, welche wieder im Durchschnitte mit der Himmelskugel einen größten Kreis, den Meridian, bilden würde. Denselben nun bey der täglichen Umdrehung der Himmelskugel genau zu be-

bemerken und alle Erscheinungen darauf zu bringen, setzt eine sorgfältige Höhenmessung und genaue Zeitbestimmung voraus, da man sich an keine festen Objecte am Himmel halten kann. Die Schwierigkeit also, ein Instrument nur mit einiger Genauigkeit in die Ebne zu bringen und darin zu erhalten, welche hier aufzuzählen zu weitläufig seyn würde, machte, daß man den Meridian noch nicht zu seinem gewöhnlichen Gebrauche benutzen konnte. Man brauchte vielmehr den *Horizont* (*) an dessen Statt. Auch bey unsern verfeinerten Begriffen von der Sphäre benutzen wir noch den Kreis, und die Fläche; welche die über uns erhobene Himmelskugel von der unteren trennt, um von da aus die Höhen der Gestirne finden zu können, nie aber als eine Fläche, auf welche sich die Beobachtungen selbst bringen lassen. Hierbey

wür-

(*) Daß die Griechen den Horizont zu ihren Beobachtungen benutzten, bemerkt auch schon BAILLY (Gesch. d. a. Astr. B. 1. Absch. II. §. 9) aus einer Stelle des Simplicius (de coel. II. Com. 46) gegen GOGUET, der davon nichts weiß. Allein es bedarf dieser einzigen Stelle gar nicht, das ganze Verfahren der Griechen zeigt es. Warum gieng BAILLY nicht auf dem Wege fort? Er wurde sicher auf andre Resultate gekommen seyn.

würde die Refraktion und die Ungleichheit des Horizonts selbst uns sehr viele Hindernisse in den Weg legen, welche man damals nicht kannte und nicht achtete. Diese indessen bey Seite gesetzt, ist der Horizont wohl für den Anfänger und ungeübten Beobachter, dem es nur um ohngefähre Bestimmung, nie aber um Genauigkeit zu thun ist oder seyn kann, ein weit sinnlicheres und leichteres Hülfsmittel, die Erscheinungen der Gestirne zu beobachten. Das Moment des Antretens oder der Entfernung ist hier weit leichter zu bemerken, als bey dem Meridian, weil es sich in ein Erscheinen und Verschwinden verwandelt. Dafs die Alten wirklich den Horizont zu dem Gebrauch benutzten, wird die Folge zeigen. Es läßt sich so, um nur Einen Umstand zu berühren, am leichtesten erklären, warum man so viel Werth auf den Auf- und Untergang der Gestirne legte, und so viele Distinktionen dabey machte. Diesen Kreis sahen sie aber nicht bloß, wie wir, für scheinbar an, und benutzten ihn auch nicht bloß, wie wir, zu Erklärung der Phänomene, sondern sie hielten ihn anfangs für die wirkliche Gränze der Erdoberfläche, weswegen man auch oft bemerkt, dafs man ihn mit dem Ocean verwechselte, ja selbst den
Na-

Namen des Horizonts nicht einmahl kannte oder gebrauchte.

Es ist ganz natürlich, daß die Philosophen, so lange sie noch an den oben angegebenen Volksbegriffen von einer Erdscheibe und einem über derselben hervorragenden Himmelsgewölbe hiengen, weder einen richtigen Begriff von der Sphäre hatten, noch haben konnten.

Von Thales sind zwar keine vollständigen Nachrichten vorhanden, alle Notizen aber, welche noch aufbehalten sind, zeigen uns mit der größten Wahrscheinlichkeit, daß er, so wie von der Erde, die oben erwähnten Volksvorstellungen beybehielt, nach welcher sich die Gestirne in den Ocean senken und aus demselben an der Ostseite wieder hervorkommen, ohne unter der Erdscheibe hinzugehn. Anaximander aber war in seinen Behauptungen kühner und nahm förmliche Tagekreise an, statt daß im Gegentheil Anaximenes sich wieder an die alte Meynung hält und nach Plutarch, Stobäus und Origenes behauptet, die Planeten und die Sonne würden von der Luft getragen, die Fixsterne aber wären wie Nägel an dem Krystallhimmel angeheftet. Beyde Gattungen

von Gestirnen aber sanken nicht unter die Erde, sondern bewegten sich um dieselbe, wie der Hut um unsern Kopfe. Die Sonne verschwinde bloß, weil sie von den Gebirgen der Erde bedeckt werde und wegen der großen Entfernung. Bey den Kreisen der Sonne und der Planeten ist dieses wohl denkbar, minder deutlich aber bey den angehefteten Fixsternen. Wie sollten sich diese, wenn sie sich nicht frey bewegen können, wie der Hut um den Kopf, drehen können? Alle Tagekreise müßten in Norden an einem Orte am Horizonte zusammentreffen, keiner derselben würde aber mit dem andern parallel laufen können. Fig. 4. Tab. IV. sey der Durchschnitt des Himmelsgewölbes, AH die Erde, so würden die Lirien BI, CH, DG, EF die Tagekreise der Fixsterne vorstellen. Wären sie nun alle angeheftet, so läßt sich keine Bewegung der Himmelskugel selbst denken, daß die einzelnen Punkte dergleichen Wege beschreiben könnten. Ich bin daher sehr geneigt, die Worte: *die Fixsterne sind an dem Krystallhimmel angeheftet*, welche sich nur allein bey Stobäus finden, für späteren Zusatz zu halten, besonders da sich bey den damaligen Begriffen der jonischen Schule eine Bewegung der Kugel nicht

nicht wohl denken läßt. Das Zurückgehn der Gestirne aus Norden, durch die dort dichtere Luft, kann übrigens eben so gut von der täglichen Rückkehr als von den Sonnenwenden verstanden werden. Dieses zugegeben findet man erst 30 Jahre später bey Anaxagoras, Leucipp und Demokrit Bemerkungen, welche auf eine gleichförmige gemeinschaftliche Bewegung aller Theile der Kugel oder vielmehr der Kugel selbst hinweisen. Anfänglich, behauptet Anaxagoras und Diogenes von Apollonia (Laert. II, 9), stand das Himmelsgewölbe gleich einer Kuppel über der Erde, senkte sich aber nachher (Plut. II, 8), weil es die Providenz so wollte. Leucipp und Demokrit behaupten, die Erde habe sich gesenkt (Plut. III, 12), dieser überhaupt wegen der ungleichen Temperatur der Luft, jener mit der bestimmteren und vielleicht sinnlichern Erläuterung, daß die Luft in Norden durch die Kälte verdichtet werde, in Süden hingegen dünner sey. Auffallend ist es dagegen, daß den genannten Männern, die noch so sehr am sinnlichen hingen, keine Einwendung wegen ihrer eigenen Stellung und Bewegung auf der schiefstehenden Erde einfiel. Genug, daß wir von dieser Zeit an erst mit Gewißheit Nachricht von einer zu-

sammenhängenden bewegten Sphäre erhalten. Offenbar wurde diese Bemerkung erst dann gemacht, wie man hinlängliche Gruppen von Sternen kannte, und an diesen Bildern eine regelmäßige mit dem ganzen zusammenhängende Bewegung bemerkte, statt daß man vorher, einige z. B. den Bär, die Plejaden ausgenommen, den ganzen Himmel für einen regellosen Haufen leuchtender Punkte ansah, wie er einem jeden Unkundigen auch jetzt noch erscheinen muß. So lange man die Identität eines und desselben Sterns nicht erkannte, war es auch nicht möglich, dessen Bewegung zu verfolgen und seinen Tagekreis zu bestimmen. Hierbey kann aber nicht geleugnet werden, daß man nicht an der Sonne, dem Monde, und an solchen Gruppen, wie die Plejaden, eine ordentliche Bewegung sah, und dadurch veranlaßt wurde, ihre scheinbare Bahnen aufzufinden, nur ist, dünkt mich, der Schluß zu übereilt, so natürlich er auch scheint, daß man von der Bewegung eines einzigen Sterns auf die übrigen würde geschlossen haben. Die angeführten Nachrichten sprechen dagegen, und wenn man sich genau in die Lage jener Männer setzt, wird man sich leicht überzeugen, daß mehr als Ein

Ver-

Versuch dazu gehörte, die Begriffe von der Sphäre zu entwickeln.

Einige sinnliche Kreise der Sphäre, wenigstens der erste Entwurf dazu, wurden also schon früher gemacht, ehe man noch eine Kugel in unserem Sinne erkannte. Die ersten derselben waren unstreitig die *Sonnenwenden*.

Schon zu Homers Zeit ist, wie wir gesehen haben, davon die Rede. Jeder aufmerksame Nomade mußte auf die Bemerkung derselben treffen, wenn man ohngefähr die Zeit darunter versteht, wann die Sonne auf- oder abwärts zu steigen anfieng, und den Ort am Horizonte, wo dieses geschah. Ein Gebäude, ein Berg, oder ein andrer Gegenstand an der Ost- und Westseite des Himmels war dazu hinlänglich. Denkt man sich aber unter *Sonnenwende* einen bestimmten Tag, oder den wirklichen Tagekreis der Sonne an demselben, oder die Sterne, durch welche er gelegt werden müßte; so war die Sache nicht so leicht. Versuche der Art, welche von Thales Zeiten an bis späterhin gemacht wurden und wovon wir noch dunkle Nachrichten haben, mußten und konnten nur an dem Gnomon gemacht werden. Bey dem gänzlichen Mangel an Nachrichten und dem entschieden groben Verfahren der Philosophen, wel-

welche jetzt noch alles durch das bloße Gesicht, nie nach sorgfältig angestellten Beobachtungen beurtheilten, würde es jetzt noch ein ganz zweckloses Unternehmen seyn, die Größe der Fehler, welche am Gnomon entstehen konnten, untersuchen zu wollen. Bekannt muß es wenigstens jedem Liebhaber der Astronomie seyn, daß die Sonne um die Zeit des Solstitiums in ihrer Abweichung sich wenig ändert, daß also diese Erscheinung für das bloße Gesicht und selbst am Schatten des Gnomons unmerklich seyn muß.

Um die Zeit der Nachtgleichen ändert sich zwar die Deklination der Sonne täglich mehr, aber dem ohngeachtet war es noch schwieriger, den Aequator wirklich zu finden, wie wir in der Folge sehen werden, und es war wohl bloß die Gleichheit der Tage und Nächte, von welchen hier die Rede seyn kann. In den bekannten Auszügen finden wir zwar noch Nachricht von beyden Linien. Die Stellen scheinen aber aus Mangel an Sachkenntniß und Mißverstand sehr interpolirt zu seyn.

Diogenes von Laerte spricht einigemal davon, daß Thales die Sonnenwenden gefunden habe. Nach I, 23 soll er auf unbestimmte Autorität (was unwahrscheinlich ist) über dieselben

selben und den Aequator geschrieben haben (*), gleich darauf erwähnt Diogenes der Solstitien noch einmal auf Eudemus Zeugniß ohne das Aequinoctium (**). Nach diesen Stellen ist es also eine nur schwache Vermuthung, daß Thales schon an den Aequator gedacht habe, und aus Diogenes allein können wir nichts weiter schliessen, als daß er bloß die Solstitien kannte. Allein bey Plutarch (de plac. ph. II, 12) Galenus und Stobaeus (I, 24. pg. 501 ed. HEEREN) steht noch eine Stelle, welche ich nach dem letzten, wo sie am weitläufigsten ausgedrückt ist, hier mittheile: „Thales, Pythagoras und ihre Schüler theilten die Sphäre des Himmels in fünf Kreise, die sie Zonen nannten. Diese sind der *Arktikus*, der immer sichtbar ist, der *Wendekreis des Sommers*,
der

(*) Κατα τινος δύο μόνον συνεγράψατο περί τροπῆς καὶ ἰσημερίας.

(**) Δοκεῖ δὲ κατὰ τινος πρῶτος ἀερολογησαὶ καὶ ἡλιακὰς ἐκλειψαῖς καὶ τροπὰς προειπεῖν, ὡς Φησὶν Εὐδημος ἐν τῇ περὶ τῶν ἀερολογον μὲνων ἱστορίᾳ. Die lateinische Uebersetzung scheint hier den Compiler von einer nachlässigen Wiederholung frey sprechen zu wollen und übersetzt τροπὰς hier mutationes aeris. Allein gleich darauf (I, 24) wiederholt er dasselbe; πρῶτος δὲ καὶ τὴν ἀπὸ τροπῆς ἐπὶ τροπὴν παραδόντων ἄνθρωποι.

„der *Aequinoktialkreis*, der *Kreis des Wintersonstittiums* und der *südliche Polarkreis*, den wir nie sehen. Zwischen diesen drey mittleren liegt ein andrer schräg, den man *Zodiakus* nennt, welcher alle berührt. *Alle* endlich durchschneidet der *Meridian* von Norden nach der entgegengesetzten Seite und steht auf ihnen senkrecht. Pythagoras soll zuerst die Schiefe des Thierkreises entdeckt haben. Doch eignet sich diese Erfindung sein Schüler Oenopides aus Chios zu.“

Die Stelle ist wirklich an sich unverständlich und könnte zu den größten Mißgriffen Veranlassung geben. Es ist nemlich die Frage, ob das alles als Erfindung des Thales betrachtet werden soll oder nicht, und ob wir berechtigt sind, auf *diese* Autorität alles wörtlich zu nehmen. Aus meinen vorhergehenden Bemerkungen und den folgenden Daten läßt sich darthun, daß der Meridian vor dem Zeitalter der Alexandriner nicht gebraucht wurde und auch nicht zu gebrauchen war. Besonders auffallend ist es aber, daß zwey Philosophen, wovon der eine nicht einmal den Gnomon kannte, denselben gefunden haben sollen. Ja es ist ziemlich widersprechend und sorglos, wenn im Anfange behauptet wird, daß Thales und

und Pythagoras den Zodiakus erfunden haben, und am Ende noch einmal hinzugesetzt wird, er sey eine Erfindung des Pythagoras. Es scheint mir daher bloße Erklärung und späterer Zusatz aus mehreren Schriftstellern zusammengetragen, was hier vom Zodiakus und Meridian behauptet wird. Die Nachricht von Oenopides gehört aller Wahrscheinlichkeit nach dem Diodor an. Diogenes (VII, 56) schreibt die ganze Eintheilung dem Zeno zu. Vergleicht man nun diese Nachrichten mit der oben angeführten ähnlichen Eintheilung des Pythagoras von der Erde (Plut. III, 14); so ist es höchst wahrscheinlich, daß man den Himmel ebenfalls in fünf Zonen eintheilte. Zugleich aber giebt diese Zusammenstellung zu folgender wichtigen Bemerkung Anlaß: Die ersten Versuche an der Sphäre waren bloß mechanisch, roh, und ohngefähr so nach dem bloßen Augenmaße bestimmt, wie man noch jetzt, — entweder bey einem Ueberschlage, wo es auf keine Genauigkeit ankömmt, oder wo es an Kenntnissen fehlt, — Linien und ihre Richtungen durch Schritte oder auf andre Art sucht, ohne auf kleine Abweichungen, auf die Breite des Maßstabes u. s. w. zu sehen. Es war nicht die Rede von scharfen mathematischen Bestim-

Bestimmungen, von Wegen und Linien, welche durch Punkte an der Himmelskugel beschrieben wurden, von Eigenschaften, wie die reine Mathematik sie lehrt. Es ist also auch gar kein Widerspruch, wenn man sich recht in die Lage der Anfänger setzt, daß sie sich Linien an der Kugel in abstracto denken konnten, und sie doch bey der Himmelskugel nicht annahmen. Es kam hier nicht allein auf die Möglichkeit an, sich den Weg, welchen der Mittelpunkt der Sonne oder eines andern Gestirns beschreibt, zu *denken*, sondern ihn auch genau zu *finden*. Und eben die Schwierigkeiten, welche das Zeitalter fand, das letztere zu bewerkstelligen, machten, daß man bey den ohnehin noch sehr mangelhaften mathematischen Begriffen nicht an Linien und Kreise dachte, in welche man den Himmel eintheilen wollte, sondern dafür ganze *Zonen* annahm. Mit einem Worte, wenn sie Linien annahmen; so dachten sie sich dieselben geometrisch, als Gränzen der Zonen, und nicht phoronomisch, als Wege von Punkten in Bewegung. Sie ließen die Kugel mit allen ihren Kreisen nicht erst durch Bewegung von Punkten und Linien entstehen, sondern sie nahmen sie als gegeben an, und zwar anfänglich nur mit den Kreisen,
auf

auf welche sie Natur und Erfahrung leitete. Ich gebe es, wie gesagt, zu, daß die mathematischen Begriffe in uns liegen, aber existirten sie deswegen gleich mit allen ihren scharfen Bestimmungen? Alle Untersuchungen führen darauf, daß nicht die Astronomie zuerst durch Lehrsätze aus der Geometrie sich vervollkommnete, oder dieser wohl gar ihre Entstehung verdankt, sondern daß umgekehrt der Astronom dem Geometer zu manchen wichtigen Entdeckungen zuerst die Hand bieten mußte. Die Art, wie die alten Astronomen aus diesen Gürteln durch allmähliche Verfeinerung Kreise entstehen lassen, ist ein natürliches Bild von der Entstehungsart und den Fortschritten der Astronomie selbst, und dem Gange, welchen der menschliche Geist auch in andern Künsten und Wissenschaften nahm, ganz angemessen. Ich glaube daher, daß diese Zonen — Pythagoras mag nun allein Erfinder davon seyn, oder schon Thales vor ihm sie gekannt haben — die wirkliche Vorstellung jener Zeit ausdrücken und denen von der Erde ganz ähnlich sind. Die Gegend des Himmels, wo sich die Sonne in den Sommermonathen aufhielt, war die Sommerzone, die zunächst anliegende die der Nachtgleichen, an diese stieß die Winter-

K

zone

zone und so drückten die Benennungen immer die Jahreszeiten aus, wie ich schon oben bemerkt habe. Die Gegenden des Himmels außer den Wendekreisen bis an den nördlichen und südlichen Horizont, würden alsdann die arktische und antarktische Zone seyn. Es läßt sich also auch nicht viel von Anaximanders Bestimmung des Aequinoctiums durch den Gnomon, noch von seiner erfundenen Sphäre erwarten. Nach Phavorinus beym Laertius, wenn es nicht wieder Verwechselung oder Zusatz ist, bezieht sich das erstere wahrscheinlich auf die Bemerkung der geraden Schattenlinie, das letztere auf eine sinnliche Darstellung der Sphäre mit ihren Zonen.

Polarkreise sind in der jetzigen Astronomie bekanntlich die Tagekreise der Pole der Ekliptik. Sie sind daher durch die Schiefe derselben selbst bestimmt und stehn von den nächsten Weltpolen $23\frac{1}{2}$ Grad ab. Sie können also als fest angenommen werden, wenn man die Veränderlichkeit der Schiefe der Ekliptik bey Seite setzt. Bey den Alten aber wurden, wie auch die oben aus den Epitomatoren angeführte Stelle beweist, unter den Polarkreisen zwey Cirkel verstanden, welche die nie auf- und nie untergehenden Sterne bezeichneten, die also
auf

auf der einen Seite den Horizont berühren mußten und folglich um die Gröſſe der Polhöhe von den Weltpolen abstanden. Jeder Ort hatte also seine eigenen Polarkreise. Bey den groben Observationen der früheren Zeit aber fiel auch diese Veränderlichkeit weg, wenn man annimmt, daß der Landstrich, wo Griechen beobachten konnten, nur einige Grade in der Breite betrug, daß man nie eigentlich maas, sondern nur bemerkte, welche Sterne nie untergingen, und dieselben nach ganzen Gruppen angab. Da man nun um Pythagoras Zeit schon voraussetzen durfte, daß die meisten in dieser Himmelsgegend stehenden Sternbilder, die Bären, der Drache, Cepheus mit seiner Familie schon bekannt waren, so lieſſe sich mit Recht vermuthen, daß Pythagoras davon Kenntniß gehabt habe. Indessen scheint mir selbst das nicht nothwendig, sondern der Ausdruck bloß von den genannten Stücken des Himmels verstanden werden zu müssen, besonders wenn man auf irgend eine vernünftige Weise die Nachricht von Thales Kenntnissen nicht ganz verwerfen will, der nicht einmal einen Gnomon kannte. Gleiche Bewandniß hat es mit der *Ekliptik*. Daß auch diese einem Gürtel ähnlicher war, als einem

Kreise, zeigt der beständige Ausdruck des Zodiakus, mit welchem der Sonnenweg immer genannt wird. Die Erfindung desselben wird von Plinius II, 8 dem Anaximander zugeschrieben, von den Epitomatoren dem Pythagoras oder einem Anhänger seiner Schule, dem Oenopides aus Chios. Das letztere, wie ich schon erinnert habe, wahrscheinlich auf Autorität des Diodor von Sicilien, welcher (I, 62) diese Nachricht den aegyptischen Priestern nachzählt. Hier ist es nun schwer, diese Sagen alle zu vereinigen und die Wahrheit zu finden. Es laßt sich aber unter dieser Erfindung mancherley denken. Versteht man unter dem Sonnenweg die Sternbilder des Thierkreises; so waren diese um die 58-60te Olympiade, um welche Anaximander und Pythagoras lebten, so weit entdeckt, daß sich der Weg der Sonne dadurch angeben ließ. Der Widder, die Plejaden, Hyaden, der Schütze, der Wassermann waren gewiß, der Skorpion, die Jungfrau, der Löwe und andere wahrscheinlich den Griechen bekannt. Leicht war es also, diejenigen Gruppen zu bemerken, bey und mit welchen die Sonne das Jahr hindurch auf und untergieng; nicht so leicht aber, die schräge Lage ihres Wegs zu beobachten, deren Entdeckung wohl
als

als ein Schritt weiter angesehen werden kann. Demokrit. (Stob. I, 26) und Anaxagoras gaben der Sonne noch 30 Jahre nachher eine spiralförmige Bahn von einem Tropikus zum andern. Dieses zeigt, und die Epitomatoren sagen es ausdrücklich, daß sich beyde Philosophen nur Eine Bewegung der Gestirne von Morgen nach Abend dachten, von einer andern aber in entgegengesetzter Richtung noch nichts zu ahnden schienen. Wüßten wir genau das Zeitalter des Oenopides; so ließe sich bestimmen, ob Anaxagoras System und seine Begriffe von Vollkommenheit der Welt keine doppelte Bewegung verstattete, oder ob man dieselbe überhaupt noch nicht bemerkt hatte. So viel wissen wir, daß Oenopides ein Pythagoräer war und vor Plato lebte. Es könnte daher leicht seyn, daß auch hier die Schule mit ihrem Stifter verwechselt würde und daß die der Sache unkundigen Erzähler Anaximanders und Oenopides Erfindungen nicht zu unterscheiden vermochten.

Endlich füge ich auch noch hinzu, daß in diesem Zeitraume, wie ich glaube, auch selbst die *Pole* und die *Axe* der Sphäre, wenigstens nicht in der genauen mathematischen Bedeutung des Worts, wie wir es jetzt nehmen,

bekannt gewesen sind. Da es widersinnig zu seyn scheint, daß man da, wo man eine Kugel in einer drehenden Bewegung annimmt, nicht auch sogleich auf die Vorstellung von zwey unbeweglichen Punkten verfallen müßte, um welche sich die Kugel dreht, und durch welche man die Axe legt; so liegt mir ob, die Bedeutung des Worts *πολος* aus dem Sprachgebrauche zu erweisen. Diese Erörterungen werden ein neuer Beweis seyn, daß die Alten bey ihren astronomischen Entdeckungen nicht von mathematischen Begriffen ausgiengen, sondern sie dann erst anwändten, wann sie konnten.

Das Wort *πολος* (von *πολεω*, *verto*) bedeutet seiner Entstehung nach jede kreisförmige in sich selbst wiederkehrende Bewegung. Die Glossarien erklären es durch *Himmel*, *Welt*, *Sphäre*, das Etymologicum magnum und Phavorini Lexicon durch *positio astrorum*; wahrscheinlich weil es die alten Griechen für die kreisförmige Bewegung der Sonne und der Gestirne oder von der damit zusammenhängenden Bewegung des Schattens am Gnomon brauchten. In der letzten Bedeutung ist es im Herodot in der oben angeführten Stelle zu nehmen (lib. 2), wenn er bemerkt, daß die Griechen die Erfindung des *Pols* und des *Gnomons* den Baby-

Babyloniern zu verdanken hätten. Ich wüßte wenigstens in die Stelle keine bestimmtere Erklärung zu bringen, als die, unter *πολος* die hyperbolische Schattenlinie der täglichen Bewegung zu verstehen. Auch Aristophanes in einem verlorenen Stücke (*Γηγεραδης*) beym Pollux nimmt es in diesem Sinne. In der ersten Bedeutung für den sich bewegenden Himmel kommt es in mehreren Stellen und Schriften vor, welche in diese Periode fallen, z. B. im Aeschylus (*Prom.* v. 429) im Euripides und Aristophanes (cf. Suidas v. *πολος*), wo der Scholiast ausdrücklich versichert, daß man in den älteren Zeiten in Griechenland das Wort in dieser Bedeutung gebraucht habe. Auch Laertius (II, 78) nennt den Feuerkreis, unter welchen Anaximander sich die Sonne denkt, *πολος*, Stobäus und Plutarch *κυκλος* und Porphyrius in einem Fragmente beym Stobäus (I, 26, 2. pg. 526 ed. HEEREN) setzt die Bewegung der Sonne von Abend nach Morgen dem *πολω* der täglichen Bewegung entgegen.

Man wird außerdem leicht zugeben, daß man so lange noch nicht an einen Pol in unserer Bedeutung denken durfte, so lange man sich ein Himmelsgewölbe dachte. Und auch selbst dann mußte es dem Beobachter schwer

werden, wenn man mit Anaximander und den folgenden Philosophen eine freye Bewegung der Gestirne um die Erde erkannte. Wo man die Bewegung der Sonne in Zonen einschloß und die Fixsterne obenhin nach Sternbildern kennen und bestimmen mußte, wo man also noch keine Parallelkreise benutzen konnte, da fällt der Begriff von Pol wohl von selbst weg. Aber auch nach Anaxagoras Zeit, wo man außer allem Zweifel eine gemeinschaftliche Bewegung aller Punkte, oder eine um ihre Axe sich drehende Himmelskugel erkannte, mochte man noch nicht viel an zwey feste Punkte denken, nicht, ich wiederhole es, als ob man zu dem mathematischen Begriffe unfähig gewesen wäre, sondern weil man sie so wenig und vielleicht noch weniger als den Meridian fixiren und also keinen Gebrauch davon machen konnte. Man hielt sich auch hier bloß an die Phaenomene, an die Fixsterne und an die sinnlichen Kreise, und bey den Polen an die kleinsten Kreise entweder der Bären selbst, oder des dem Pole damals zunächst stehenden Sterns β des kleinen Bärs; Arats Bemerkung (phaenom. v. 37.-44) führt uns auf diese stufenweise Entwicklung des Begriffs vom Pol. Die Griechen, sagt er, brauchen bey ihrer Schiffahrt den

den großen Bär, weil er heller ist und leicht bey dem Einbruche der Nacht gesehen werden kann. Die Phönicier aber halten sich an den kleinen Bär, der zwar dunkler aber den Schiffen doch nützlicher ist, weil er einen kleineren Kreis beschreibt. Es ist aber nicht bloß meine Vermuthung, daß man sich anfänglich der Abstammung des Worts gemäß unter Pol einen Kreis und zwar den kleinsten nach Norden und Süden gedacht habe; sondern eine Stelle des Varro bey Gellius (noct. Att. III, 10) beweist es. Die Zahl sieben, bemerkt er, habe mancherley Eigenschaften. *Circulus quoque ait (Varro) in coelo circum longitudinem axis septem esse, e quibus duos minimos, qui axem tangunt, polos appellari dicit, sed eos in sphæra, quae *κρηστή* (armillaris) vocatur, propter brevitatem non inesse.* Die übrigen Kreise waren die Polarcirkel, die Wendekreise und der Aequator. Wenn man also noch zu Varro's Zeit, wo man in Bestimmung der mathematischen Begriffe um vieles weiter war, an der Sphäre des Himmels noch die denkbaren Punkte bey Seite setzte und sich nur an die Erscheinungen hielt, was sollte man in diesem Zeitalter thun, wo es äußerst schwer zu erweisen, ja gar nicht wahrscheinlich seyn

möchte, daß man eine Armillarsphäre gekannt habe? (*)

Sechster Abschnitt.

Natur, Gröfse und Entfernung der Weltkörper.

Die bisherigen Erörterungen der mathematischen und philosophischen Begriffe überhaupt erlauben mir jetzt, ohne Umschweife die Meynung des Zeitalters über die Natur der Weltkörper zu erzählen, wie sie sich aus ihren Systemen entwickelten, oder vielmehr, wie sich Gelegenheit zu den verschiedenen Ansichten der Natur darbot. Man bemerkt nemlich nur zu oft, daß die Betrachtung der Bewegung der himmlischen Körper sie bey ihrer Philosophie leitete.

Thales lehrte nach den bekannten Auszügen, daß die Welt, die Gestirne, und selbst die

(*) BAILLY's Meynung vom Pol, in der älteren Bedeutung, findet man in der Geschichte der alten Sternkunde B. 2. §. 33. Er halt ihn mit Scaliger ad. Manil. pg. 228 für eine Sonnenuhr, welche aber schon viele Kenntniß voraussetzt.

die Sonne von den Ausdünstungen des Wassers ernährt würden, und von irdigter Natur wären, doch mit Feuer vermischt (Stob. I, 25, 26, 27). Der Mond bekomme sein Licht von der Sonne. Diogenes Laertius belehrt uns überdies noch, daß er die Sonne 720 mal größer gesetzt habe, als den Mond. Da er hierzu die Entfernungen hätte wissen müssen, dieses aber seine mathematischen Begriffe nicht zuließen; so konnte er hierüber bloß Muthmaßungen anstellen; wenn die Nachricht gegründet wäre. Die ganze Stelle ist aber nicht allein verdorben (*), sondern auch unzuverlässig. Laertius führt sie auf unbestimmte Autorität und auf die Sage einiger Leute an. Das ist schon verdächtig. Genauer betrachtet aber ist die ganze Angabe nichts mehr als ein Mißgriff des sorglosen Compilators; welcher die *scheinbare* GröÙe beyder Weltkörper mit der wirklichen verwechselte. Die Alexandriner fanden nemlich für die erstere den 720sten Theil des Sonnenwegs, das heißt 30 Minuten, und diese Erfindung legten einige schon dem Thales bey. Bey seinen ma-
thema-

(*) Καὶ πρῶτος (suppl. πρὸς) τὸ τοῦ ἡλίου μαγὰς τοῦ σεληνιαίου ἑπτακοσίου καὶ εἰκοσίου ἀποφηνάτο, κατὰ τινας.

thematischen Kenntnissen war das aber schlechterdings unmöglich.

Dals er eine Sonnenfinsternis voraussagte, ist nach dem einstimmigen Zeugnisse glaubhafter Schriftsteller gewis. Herodot lib. I., Cicero de Divinatione, Plinius (II, 12) und nach Lertius auch Eudemos erzählen diese Nachricht. Sie soll sich im Kriege der Lydier mit den Medern nach Plinius in der 48 Olympiade, also 583 Jahre vor Christi Geburt und kurz vor Thales Tod ereignet haben. Klemens von Alexandrien, der sich in Ansehung der Begebenheit auf Herodot beruft, setzt sie, ohne zu sagen auf welche Autorität, in die 50te Olympiade. Wahrscheinlich haben sich an diese Angabe RICCIOLI und NEWTON gehalten, welche sie in das Jahr 585 ant. Chr. setzen, und wenn Klemens hier wie an andern Orten den Eudemos folgte, so wäre NEWTONS Hypothese die glaubwürdigste. Weniger wahrscheinlich, wenn sich irgend etwas wahrscheinliches aus den gewöhnlichen Angaben von Thales Lebenszeit und der Chronologie bestimmen läst, sind CHASSEBOEFS, BAYERS und COSTARDS Meynungen (cf. LA LANDE ASTRON. §. 296), wovon der erste das Ereignis ins Jahr 621 ant. Christ., die bey-

beiden übrigen auf 603 setzen. Thales Geburtsjahr ist nach MEINERS Untersuchungen um 11 Jahre ungewiß. Die ganze Erzählung ist aber so unbestimmt, daß sich hierüber nichts mit Gewißheit sagen läßt. Dieses zeigen auch schon Herodots Worte: „Kaum begann die „Schlacht, so wurde es am Tage Nacht. Diese „Begebenheit sagte Thales den Joniern voraus „und bestimmte das Jahr“. Doch läßt sich nicht leugnen, daß eine solche Vorhersagung möglich war, nur nicht nach strengen astronomischen Rechnungen. Es bedurfte aber auch keiner tief eindringenden Wissenschaft in die Natur der Bewegung der himmlischen Körper und ihre Entfernungen gegen einander, sondern nur eines Verzeichnisses von den Finsternissen, einer Aufmerksamkeit auf die Natur selbst, um einen Cyklus von 18 Jahren zu finden und den staunenden und ununterrichteten Zeitgenossen eine solche Begebenheit zu verkündigen. Weder er also noch seine Lehrer (wenn er nicht selbst bis in sein Alter die Bemerkung von den wiederkehrenden Erscheinungen machte, sondern den aegyptischen Priestern hierin nachgieng) dürfen deswegen auf den Namen von Astronomen Anspruch machen. Auch BAILLY fühlt dieses. Was ist es für eine Kunst, sagt

sagt er (*), *das Jahr* einer grossen Sonnenfinsterniß anzugeben, wenn man auch weiter keine astronomische Wissenschaft als nur einige seichte Kenntnisse von dem periodischen Umlauf der Sonne und des Mondes besitzt? (**).

Um

(*) Geschichte der alten Astron. B. 2. pg. 273 der deutsch. Uebersetzung.

(**) Mit dieser Aeufserung BAILLY's stimmt eine andere nicht überein, (pg. 314 Geschichte der alten Astron. B. 2). BAILLY übersetzt hier eine Stelle des Bischoffs Anatolius, welche ein Fragment aus Eudemus Geschichte der Astronomie enthalten soll, und sich in FABRICII bibliotheca Graeca Lib. III, c. 11 befindet. „Wer hat mathematische Wahrheiten erfunden? Eudem meldet „in seiner Astrologie, daß Oenopides zuerst den „Gürtel des Thierkreises und die Dauer des grossen Jahres beschrieben habe. Thales erfand „die Perioden der Finsternisse, die keinesweges nach gleichen Zwischenzeiten wiederkommen, Anaximander brachte heraus, daß „die Erde ein Meteor war und sich um den Mittelpunkt des Universums bewégte, Anaximenes „sah zuerst ein, daß der Mond von der Sonne „erleuchtet ward, und daß eine Mondfinsterniß „entstand, wenn sie ihm ihr Licht entzog. u. s. w.“ — — Die Entdeckungen, fährt nun BAILLY fort, sind nicht ihren wahren Autoren zugeeignet. Wer wirds glauben, daß der, welcher die Finsternisse berechnen konnte, deren

Um aber noch einen Beweis zu geben, wie sehr einfache Erzählungen von den späteren Grammatikern verdreht werden, und wie sehr man auf seiner Hut seyn muß, ihnen etwas nachzuerzählen, führe ich hier noch an, daß der Orator Themistius (s. Menag. ad Laert. pg. 14) diese Verfinsterung durch ein gleichzeitiges

deren Ursache nicht gekannt habe? Thales kannte sie ja schon, und dann auch Anaximenes? — Hier hat BAILLY offenbar vergessen, daß vom Berechnen die Rede nicht seyn kann. Und eine Sonnenfinsterniß ist ja mit den Mondfinsternissen nicht einerley. Die Stelle ist aber auch falsch übersetzt. Sie heist im Griechischen: *Θαλης ἡλίου ἐλλεῖψιν καὶ τὴν κατὰ τροπὰς αὐτοῦ περίοδον, ὥς ὅτε ἰσὴ αἰὶ συμβαίνει. Αναξίμανδρος δὲ ὅτι ἐστὶν ἡ γῆ μετεωρὸς καὶ κινεῖται περὶ τοῦ κόσμου μέσον.* — Die Worte *καὶ τὴν κατὰ τροπὰς αὐτοῦ περίοδον* gehen auf die Sonnenwende, und nicht auf die Perioden der Finsterniß. Anatolius lebte mit Diogenes Laertius zu gleicher Zeit im dritten Jahrhunderte nach Christi Geburt, und hat auch mit ihm einerley Quellen gehabt. Sie mögen immer nicht gewesen seyn, sie waren aber mit Sorglosigkeit und Mangel an Sachkenntniß abgeschrieben. Man vergleiche damit die Stellen des Diogenes, welche ich bey Thales Meynung von den Sonnenwenden und dem Aequator angeführt habe pg. 141 Note (2^{te}). Ueber die Ausdrücke *μετεωρὸς* und *κινεῖται* pg. 95.

tiges Auf- und Untergehn des Mondes mit der Sonne erklärt. Noch sonderbarer ist aber Apulejus Urtheil (Florid. IV) von Thales astronomischen Kenntnissen. Thales, sagt er, Milesius ex VII illis sapientia memoratis viris facile praecipuus. Fuit enim Geometriae penes Graecos primus repertor et naturae rerum certissimus explorator et astrorum peritissimus contemplator; maximas res parvis lineis reperit: temporum ambitus ventorum flatus, stellarum meatus, tonitruum sonora miracula, siderum obliqua curricula, Solis annua reuerticula, idem Lunae vel nascentis incrementa vel senescentis dispendia vel delinquentis obstacula: idem sane iam proclivi senectute divinam rationem de Sole commentus est, quoties Sol magnitudine sua circulum permeat, metiatur. Hätte man diese Stelle allein, was würde man nicht von Thales Kenntnissen urtheilen? Jetzt, bey andern freylich zum Theil eben so ungültigen Zeugen und unlauteren Quellen, sehn wir, daß es bloße rhetorische Figuren sind. Von Mondfinsternissen wissen wir bey Thales nichts und an eine Vergleichung der Gröſe der Sonne mit ihrer Bahn ist, wie ich schon erwähnt habe, nicht zu denken. Woher hätte er den scheinbaren Durchmesser kennen müssen, und wie war es mög-

möglich? (*) Ueber die Natur des Himmels selbst lehrte er nichts bestimmtes, gewiß ist es aber, daß er ihn, wie alle andre, für eine feste Masse hielt. Von Anaximander hingegen haben wir bestimmtere Nachrichten darüber. Er hielt den Himmel für ein Gemische aus warmen und kalten (Stob. I, 24), oder nach Achilles Tattius (in phaenom. n. 5.) für eine sich schnell bewegende Substanz von Feuernatur. Mit einem späteren Philosophen Metrodor, einem Schüler Demokrits (Plut. II, 15), soll er drey über einander stehende Sphären angenommen haben, wo in der obersten die Sonne, in der darauf folgenden der Mond, und in der untersten, wie es dort heißt, Fixsterne und Planeten sich befänden, wenn nicht zwischen den Philosophen

(*) Ich hatte dieses schon geschrieben, als ich BAILLY's Vermuthung (Gesch. d. alt. Astr. B. 2. pg. 275 lqq.) las, daß RICCIOLI diese Stelle des Apulejus und die vorher angeführte aus Diogenes Laertius gemeint haben möchte, wenn er dem Thales die erste Bemerkung des scheinbaren Sonnen - Durchmessers von $\frac{1}{2}$ Grad beylegt. BAILLY tadelt RICCIOLI mit Recht, daß er aus so unzuverlässigen Quellen schöpfte, besonders da Apulejus dieß nicht einmal sagt. Desto sonderbarer ist es, daß BAILLY am Ende ihm doch beypflichtet.

men dieser Männer noch ein Unterschied statt fand, den wir aus Mangel an Nachrichten nicht mehr kennen. Planeten wenigstens kannte man zu Anaximanders Zeit noch nicht, und ich erkläre die Nachricht dahin, daß in der dritten Sphäre alle Sterne außer Sonne und Mond sich befanden. Daß sie aber nicht frey sich bewegten, sondern in Kreisen fest standen, durch welche sie herum geschleudert wurden, sagt uns Plutarch (II, 16). Ueber seine Meynung von der Natur dieser Körper lauten die Nachrichten verschieden. Ganz verwerflich scheint besonders Diogenes Nachricht: daß der Mond mit einem von der Sonne entlehnten Lichte leuchten soll. Nach Plutarch (II, 20 und 25) und Stobäus (I, 26, 27) ist die Sonne 28 mal, der Mond 19 mal größer als unsre Erde, inwendig voll Feuer, welches durch eine Oeffnung bey der Sonne so groß als die Erde hervorleuchte. Auch die Mondphasen erklärt er nach Stobäus dadurch, daß sich die Scheibe des Mondes allmählig umkehre, und die Finsternisse von beyden Körpern, wenn sich diese Oeffnung verstopfe. Bey allen diesen Hypothesen verfuhr er ganz konsequent nach seinem System, wie folgende Stelle von der Weltbildung bey Eusebius (praeparat. evang.

evang. I, 8) nach TIEDEMANN'S Uebersetzung (Geist der speculativen Philosophie B. I. pg. 56) noch deutlicher zeigt. „Bey Entstehung unsrer „Welt, lehrt Anaximander, sonderte sich „Wärme und Kälte, welche von aller Ewigkeit „her zeugende Kraft besitzen; das heißt, „durch Verdünnung wurde aus jenem Mittelwe- „sen (dem Unendlichen) Feuer, durch Ver- „dickung Luft, welche beyde jener Mittel- „natur wegen sich zuerst aus ihm sich bilden „müssen. Das nemliche geschieht auch bey „der Entstehung jeder andern Welt, weil alle „Welten durch Auflösung von den vorherge- „henden, aus der nemlichen Materie durch die „nemliche Verdickung und Verdünnung, mit- „hin auf die nemliche Weise ins Daseyn kom- „men. Hierauf setzte sich eine Flammenkugel „um die die Erde umgebende Luft, wie um den „Baum die Schaale. Aus der Luft wird durch „Verdickung Wasser, aus diesem endlich Erde. „Diese alle umgeben sich wie die Häute einer „Zwiebel, wahrscheinlich weil die Erde durch „ihre Schwere den Mittelpunkt suchte, das „Wasser als zunächst leichter um diesen Kern, „dann die Luft und zuletzt, wegen der grös- „ten Leichtigkeit, nahm das Feuer seinen Platz. „Nun platzte die Feuerrinde, die zerstreuten

„Bruchstücke wurden in Kreise eingeschlossen, „und diese Kreise sind es, die wir Sonne, „Mond und Sterne nennen.“ Es läßt sich nicht genau bestimmen, ob er bey dieser Weltbildung aus rohen Klumpen an wirkliche kreisförmige Bewegung gedacht habe, man bemerkt aber wenigstens, daß sich die Körper so bildeten. HEEREN (ad Stob. pg. 550) glaubt, daß Anaximander durch Nebensonnen und dergleichen Erscheinungen auf den Gedanken geführt worden sey, ich halte es aber für natürliche Folge seines Systems, daß er, wie nachher mehrere ja fast alle Philosophen, die Elemente, Feuer, Luft, Wasser und Erde als über einander stehend annahmen, und sobald er, wie dieses aus seinem System natürlich folgt, die Erde für frey schwebend und den Himmel für eine zusammenhängende Kugel ansah, aus diesen über einander geordneten Elementen durch die ebenfalls allen einleuchtende Bewegung des Himmels Kreise oder Schaalen werden mußten, aus welchen die Körper dann leicht entstehen konnten.

Auch nach Anaximenes waren die Sterne feuriger Natur, doch so, daß ihnen etwas erdigtes beygemischt war. Ob er einen Unterschied zwischen Planeten und Fixsternen machte

te (*αστρα* und *αστερες*), wie aus Plutarch und Stobaeus zu folgen scheint, bleibt ungewiß. Mond und Sonne mußte er wohl unterscheiden können, und dem Zeitalter nach auch wohl noch die Venus. Zu viel würde man aber auf alle Fälle aus den Auszügen folgern, wenn man auf ihre Autorität dem Anaximenes bestimmte Begriffe über die Planeten heymessen wollte.

Von den Kreisen sagt er bloß, daß der des Himmels am weitesten abstehe. Ob diese Behauptung vielleicht gegen Anaximander gerichtet ist?

Wunderbarer als alle bisher bekannten Systeme erscheinen die Philosopheme des Xenophanes über die Natur der himmlischen Körper. Seinen Grundsätzen von Verwandlung der Materie in verschiedene Körper, welche keine gänzliche Vernichtung in der Welt zulassen, getreu, suchte er sich an die Natur selbst zu halten, um Beweise dazu aufzusuchen. Daß er dabey auf lächerliche Sagen traf, daß z. B. eine Sonnenfinsterniß einen ganzen Monat lang gedauert (Plut. II, 24. Stob. I, 26) und den Tag in Nacht verwandelt habe, daß sie oft an unbewohnbaren Orten herunter falle u. d. gl., darf man wohl bey den damals dürftigen Erfahrungen nicht so genau nehmen. Man hatte und

erzählte sich oft über die Verfinsterungen sonderbare Sagen. Dahin gehört unter andern eine Nachricht des Herodot, lib. VII, die auch BAILLY anführt, wo gesagt wird, daß die Sonne damals, als Xerxes Heer auf dem Marsch war, bey heiterem Wetter am Himmel völlig verschwunden sey, und ihren Ort verlassen habe. Man braucht hier keine Kometen zu Hülfe zu nehmen, oder in Muthmaßungen sich zu verlieren. Die Seltenheit der Sonnenfinsternisse (da man voraussetzen darf, daß gewiß auch noch unter den sichtbaren manche partiale unbemerkt blieb) machte es nothwendig, daß selbst Philosophen sich auf unsichere Relationen verlassen mußten, und wie viel Abentheuerliches mag hier nicht mit eingemischt worden seyn? Konsequent ist es übrigens allerdings nach seinem Systeme, und es zeigt, so groß auch seine Fehlgriffe seyn mögen, einen aufmerksamen Beobachter der Natur an, wenn er behauptet, daß die Sonne jeden Tag eine Bewegung ins Unendliche habe und daß es uns nur dünke, als ob sie sich in einem Kreise bewege (Plut. II, 24); daß die Sterne und unter diesen auch die Kometen (Plut. III, 2) bloß entzündere Wolken wären, welche täglich ausgelöscht würden und des Nachts wie Kohlen leuchteten; daß überhaupt

haupt der Auf- und Untergang nichts anders als ein Anzünden und Verlöschen sey (Plut. II, 13, Stob. I, 25); daß Sonne und Mond von eben der Natur wären, aus feurigen Ausdünstungen entstanden und daß es so vielerley Sonnen und Monde gäbe, als auf der Erde Klimata und Zonen wären. Für alle diese Behauptungen hatte er Erfahrungen für sich. Die erste entstand aus der Beobachtung, daß entfernte Gegenstände sich nach und nach am Horizonte zu verlieren scheinen, und die übrigen aus Bemerkungen, wie sie uns Diodor lib. 17 aufbehalten hat und wie man auch noch in unsern Tagen ähnliche machen kann. Auf dem Ida bey Troja sahen nemlich nach Diodors Bericht die, welche die Nächte dort zubrachten, daß man die Sonne schon erblicke, ehe es noch auf der übrigen Erde helle werde. Anfangs sieht man nur hin und her zerstreute Flammen, als ob die ganze Gegend brenne. Diese Strahlen verwandeln sich nach und nach in einen großen Feuerklumpen, aus welchem sich endlich eine Kugel von der Größe eines Morgen Landes bildet. Diese Kugel wird alsdann immer kleiner aber glänzender und steigt endlich als Sonne in die Höhe (*).

Die-

(*) Vergl. BREOWs Bemerkungen über eben den Gegenstand. Gen. d. Zeit 1797. pg. 307.

Dieser Betrachtungen wegen ist es daher kaum glaublich, daß Xenophanes gelehrt haben sollte, der Mond sey bewohnt und mit Städten bebaut, wie Cicero versichert (*Acad. Quaest. IV, 39*).

Parmenides, sein Schüler, nahm Licht und Finsterniß, dichtes und dünnes immer für einerley. So entstanden (wie bey den vorigen Philosophen aus den vier Elementen) aus diesen zwey Principen und aus ihren Mischungen mehrere Kreise (*Stob. I, 23*), von welchen die Anordnung uns nicht ganz deutlich wird. Alle umfasste zu oberst etwas einer Mauer ähnliches, wahrscheinlich das All seines Lehrers nach der sinnlichen Vorstellung. Ueber seinen Begriff vom Himmel widerspricht sich *Stobaeus* (c. 23, 24, 25). Nach c. 24, wäre der Himmel der äußerste Kreis, wie *Anaximenes* lehrte, nach c. 23 aber der Feuerkreis unter dem Aether und nach c. 25 die Region unter der Sonne. *HEEREN* sucht daher (pg. 485) bey c. 23 zu ändern, und den Aether für die oberste Region am Himmel zu nehmen. Mir scheint es indessen, daß sich *Parmenides* Vorstellungen besser vereinigen lassen, wenn man *Stobaeus* Aeußerung c. 24, die für *HEERENS* Meynung spricht, für ein Versehn des Epitomators annimmt. Denn
auch

auch in den Fragmenten (FÜLLEBORN pg. 51) nennt er

*den Himmel um uns her und wie er ward,
und wie ihn tragend die Nothwendigkeit
befestigte und die Gestirne daran vertheilte,*
wir werden aber gleich sehen, daß diese nicht
an der obersten Region vertheilt waren.

Also kam (Stob. 23) nach der begränzenden Mauer der Aether, in welchem sich der Planet Venus bewegte, auf diesem ein Feuerkreis, wahrscheinlich der der Sonne (c. 25), welche er ausdrücklich eine Ausdünstung des Feuers nennt. Ob nun zwischen diesen beyden der erste gemischte Kreis die Milchstrafse lag, ist nicht ganz deutlich. Er nennt dieselbe mehrmals eine Mischung des lockern und dichten. Sonne und Mond scheiden sich aus ihr (c. 26), jene aus dem lockeren, diese aus dem dichten Stoffe. Sonach sollte man glauben, daß sie zwischen beyde Körper, also unter die Sonne zu stehen kommen müsse. Nur scheint diesem das eben angeführte 23te Kapitel zu widersprechen. Auf diese folgt nun der Kreis der Sterne (c. 25) *den er den Himmel nennt*, setzt Stobaeus hinzu. Diese sind ihm Stücke vom Feuer, welche durch Ausdünstungen der Erde unterhalten werden. Die Stelle des Mondes ist nicht genau

angegeben. Seines geschwinden Laufes wegen aber und aus Uebereinstimmung mit andern seines Zeitalters setzt er ihn wahrscheinlich ganz zu unterst. Er ist der Sonne an Grösse gleich und von ihr erleuchtet. Darauf scheint auch ein Fragment zu deuten (FÜLLSBORN pg. 93.)

*Stets blickt er nach der Sonne Stralen hin,
und gleich darauf*

*Nur leuchtend in der Nacht und um die
Erde sich wälzend*

ein geborgtes Licht.

Wahrscheinlich waren es die Flecken, weswegen Parmenides den Mond ein Gemische von Licht und Finsterniß, von Nacht und Kälte (Stob. 26), oder nach den Fragmenten (pg. 82 lqq.) ein *dichtes und schweres Wesen* nennt. Zunächst nach diesen Kreisen ist alles erdigt (*περὶ γῆα*), wozu auch die Luft gerechnet wird (Stob. 23), die er für eine Ausdünstung oder Auswurf (*ἀποκρίσις*) der Erde ansah.

Mit den Vorstellungen des Parmenides haben die von Heraklit viele Aehnlichkeit. Die Gestirne hält er ebenfalls für Klumpen von Feuer, welche von Ausdünstungen, aber nach seiner Voraussetzung, von den glänzenden Nahrung erhalten (Stob. I, 25). Der Himmel selbst ist feuriger Natur (Stob. I, 24). Durch Finsternisse

nisse und den Mondwechsel veranlaßt gab er beyden Körpern, der Sonne und dem Monde, die Gestalt eines Skaphiums (Stob. I, 26), welches, wann es sich umkehre und uns den konvexen Theil zukehre, uns das Licht entziehe. Die Sonne sey ein reineres Feuer, weil sie sich in lichterem Regionen befinde als der Mond; dieser hingegen trüber, weil er in einer minder reinen Luft schwebe, oder wie Laertius sagt, in der Nähe der Erde (*πρὸς γειοτέρα*). Die Sterne stehen am weitesten von uns, daher leuchten sie am schwächsten. Der Sonne schreibt er überdies, wahrscheinlich ihrer Bewegung wegen, Verstand zu. Die Größe derselben giebt er für einen Fuß, oder, wie Laertius sagt, für so groß an, als sie erscheine. Sie steht von uns in einer meßbaren Entfernung, ohne daß diese angegeben wäre. Er will damit ohne Zweifel sagen, sie stehe in keiner unendlichen Entfernung von uns. Wenn (Laert. IX, 11) die feurigen Ausdünstungen in dem Kreise der Sonne im Skaphium entzündet werden, so entsteht Tag, im Gegentheil Nacht. Durchs Licht vermehrt sich die Wärme und daher entsteht der Sommer. Bey der Finsterniß bleibt aber viele Feuchtigkeit zurück, daher der Winter. So Laertius. Meiner Vorstellung nach kann es nichts

nichts anders heißen, als: Im Sommer hat die Sonne einen größeren Tagebogen, es wird mehr Licht von ihr abgesetzt, daher die Wärme. Im Winter sind die Nächte länger, daher Ueberfluß an Feuchtigkeit und Kälte. Laertius braucht ausdrücklich die Worte, *vermehrten* und *vermindern*. Es scheint also daraus zu folgen, daß er mit Xenophanes wirklich ein Verlöschen und Entzünden der Sonne annahm und vielleicht auch des Mondes, wovon wir aber keine Nachricht finden; er läßt nur die Körper nicht so regellos, wie sein Vorgänger, sich auflösen.

Nach Leucipp entstehen die Sterne durch die Entzündung der Haut, welche sich durch die Atomen bildet. Ihr Feuer bekommen sie durch ihre geschwinde Bewegung, die Sonne aber das ihrige von den Sternen. Dieser letzte Zusatz läßt sich nicht anders verstehen, als daß sie aus solchen leuchtenden Atomen zusammengesetzt sey. Der Kreis der Sonne ist der äußerste, der des Mondes der Erde am nächsten. Die übrigen Kreise liegen zwischen beyden. Die Verfinsternung der Sonne und des Mondes erklärt er durch die nach Süden sich senkende Richtung der Erde (Diog. IX, 31). Die Sonne werde weniger verfinstert, als der Mond, weil sie einen
grö-

größerem Kreis habe. Ich bekenne, daß ich dieses nicht verstehe. Die Verfinsterung könnte entweder durch eine Bedeckung oder wirkliche Beraubung des Lichts entstehn. Sollte das erste seyn, so müßten Sonne und Mond wirklich dunkle Körper seyn, die von einem Centalkörper erleuchtet würden, und die Erde dürfte nicht im Mittelpunkte der Welt angenommen werden. Von einer solchen Aeusserung findet sich aber in seinem ganzen Systeme nichts, vielmehr widerspricht sie demselben, weil er den Weltkörpern eignes Licht beylegt; und wie wäre das zweyte denkbar? Wie sie des Lichts durch die Neigung der Erde beraubt werden können, ist dunkel, und wahrscheinlich ein Mißgriff der Kompilatoren.

Auf ähnliche Weise läßt Demokrit Sonne, Mond und die Gestirne durch die Kreisbewegung der Atomen und zwar bloß von Morgen nach Abend (Plut II, 16) entstehn. Alle diese Himmelskörper sind feste feurige Massen. Die Ursachen der Sonnenwenden schreibt er der Wirbelbewegung der Atomen zu, welche diesen Körpern eingedrückt ist. Die Ordnung der Gestirne bestimmt er so, daß er erst die Fixsterne, dann die Planeten setzt (Stob. I, 25). Nach Plutarch (II, 15) sollen Sonne, Mond und

Venus

Venus dazu gehört haben. Origenes (philosoph.) drückt die Stelle etwas anders aus. „Nach der Erde kömmt der Mond, dann die „Sonne, dann die Fixsterne. Auch die Planeten haben nicht einerley Höhe“ (*). Seltsam, daß er vorher der Planeten gar nicht erwähnt, und nun von ihrer ungleichen Weite spricht. Man sollte glauben, daß er bloß Sonne und Mond darunter verstanden habe, was höchst unwahrscheinlich ist, weil man den Planeten Venus schon kannte und auch schon Kometen, die er für ein Zusammenstoßen mehrerer Planeten ansah, (συμφασιν πλανητων ἀστερων Aristotel. Meteorol. I, 6). Es ist also offenbar, daß in Origenes sowohl als in Plutarchs Stelle durch spätere Hände Veränderungen hinzugekommen sind, weil die Grammatiker Demokrits Vorstellung mit den ihrigen besser zu vereinigen hofften. Wahrscheinlicher ist es mir, daß er dem Monde, der Sonne, den Planeten und den Fixsternen jedem der verschiedenen Bewegung wegen einen eignen Kreis gab, da er unmöglich sie in Eine Sphäre setzen konnte, wenn sie nicht einerley Entfernung haben sollten. Die dunklen Flecken des Mondes hielt er für den Schatten höher liegender Theile (Stob. I, 27),
die

(*) Τους δὲ πλανητας οὐδ' αὐτοὺς ἔχειν ἴσον ὕψος.

die Milchstraße (Stob. I, 28, Plut. III, 1) für den gemeinschaftlichen Schein mehrerer Fixsterne. Diese letzte Meynung halte ich für bloße mit der Erfahrung zusammentreffende Vermuthung, nicht für Folgen eines scharfen Gesichts, wenn sie nicht überhaupt ein Mißverstand ist, wie wir bald sehen werden. Der vielleicht gleichzeitige Oenopides hielt die Milchstraße für den Weg der Sonne (Achill. Tat. ad phaenom. n. 24), welchen sie erst genommen habe, ehe sie in den Thierkreis kam, mit dem fabelhaften Zusatze von der bekannten Geschichte des Thyestes.

Auch Anaxagoras nahm mehrere Elemente an. Das erste, was die Gottheit hervorbrachte, war Kreisbewegung. Durch diese sonderte sich alles, das leichte stieg empor, das schwere und feuchte fiel zu Boden (cf. TIENEM. pg. 335). Auch er hielt die Welt für eine Kugel, in deren Mitte die Erde schwebte. Auf diese folgte die Luft und den obersten Platz nahm wieder das Feuer, oder, welches bey ihm nach Aristoteles (de coelo 1, 3) gleichbedeutend war, der Aether ein. Dieser Aether bewegte sich von Natur sehr schnell, und riß durch seine Geschwindigkeit schwere Stücke von erdigter Natur, die Gestirne, los, und schleuderte dieselben

selben mit sich herum, und zwar, wie Demokrit, bloß durch eine Bewegung von Morgen nach Abend (Plut. II, 13. II, 16. Stob. I. 25). Also mußten auch Sonne und Planeten diesem Schwunge folgen und daher in spiralförmiger Bewegung auf- und abwärts gehen, wobey die dichtere Nordluft sie abwärts drückte (Plut. II, 23, Stob. I, 26). Nach Plutarch war die Sonne selbst, nicht die Kälte, Ursache dieser in Norden zusammengedrückten Luft, welche sie, wie es scheint, durch ihre Wärme in Süden ausdehnte und nach Norden hinauf trieb. Nur wäre dadurch noch nicht erklärt, warum die Sonne immer wieder von dem südlichen Wendekreis nach Norden umkehre. Vielleicht daß die schnelle Bewegung des Aethers und der Zug derselben nach dem obersten Theile der Himmelskuppel zugieng, und daß dieser Zug blieb, wie sich die Erde schon senkte, und also die Welt eine schräge Richtung bekam. Doch ist dieses nur eine Vermuthung, die noch mancherley Einwendung verstattet, bey welcher ich mich aber nicht länger verweilen mag. Die Sonne hielt er für eine brennende Steinmasse, ja der Himmel selbst bestehe daraus, und werde nur durch den schnellen Umschwung erhalten (Xenoph. Memorab. Socrat. IV, 7, 7).

Diese

Diese Vorstellung schien ihm vielleicht die natürlichste, sich die Natur des Himmelsgewölbes zu erklären., und wurde nur durch einige Sagen bestätigt, dergleichen gewiß in allen Chroniken vorkommen. Nach Plinius (II, c. 58) und Laertius (II, 12) wollte man Nachrichten von mehreren aus der Luft herabgefallenen Steinen haben, und auch noch zu Plinius Zeiten zeigte man einen solchen. Einige solche Ereignisse, besonders die Erscheinung eines Steines von beträchtlicher Gröfse, welcher in der 78ten Olympiade in Thracien niederfiel, soll Anaxagoras vorausgesagt haben. Nach Laertius (II, 8) hielt er die Sonne für so groß, als den Peloponnes, nach Plutarch (II, 21) aber um vieles größer, und den Mond für bewohnt mit Bergen und Thälern. Nach Plato in der Apologie des Sokrates aber (f. Menag. ad Laert. II, 8) sollte man fast glauben, daß er ihn nur eine der Erde ähnliche Masse genannt habe, dessen Flecken (Plut. II, 30) aus einer Mischung des erdigten kalten mit dem feurigen entstand. Eine ähnliche Nachricht finden wir bey Plutarch *de facie in orbe Lunae*, wo es ebenfalls heist, daß nach Anaxagoras Lehre der Mond aus kaltem gemischt sey, daß einige Theile desselben höher, die andern

niedriger liegen. Aus diesen beyden letzten Stellen sieht man zugleich, mit welchen Einschränkungen die ersten zu verstehen sind. Die Kometen sah er für zwey zugleich erscheinende Planeten an, und nach Stobaeus (c. 27) gehört er zu den Philosophen, welche nach Aristoteles (de coelo II, 13) noch mehr sublunariſche Körper annahmen, aus welchen sie die Finsternisse erklärten. Besonders behaupteten sie, würden sonst nicht so viele Mondsfinsternisse statt finden können, wenn bloß die Erde es wäre, welche das Sonnenlicht auffienge.

Ueber die Milchstraße endlich lehrte er (Aristoteles Meteor. I, 8), daß die Sonne das Sternenlicht verdunkle, so bald aber durch die Erde das Sonnenlicht verdunkelt werde, bemerke man das erstere, und dieses sich verbreitende Licht sey die Milchstraße. Wenn nun dieses Demokrits Lehre ebenfalls war, wie Aristoteles ausdrücklich versichert; so hätte er nicht einmal von den kleinen Fixsternen der Milchstraße gesprochen, sondern bloß von den uns bekannten sichtbaren Sternen, deren Licht sich verbreitet. Von Metrodor, einem Schüler Demokrits der um gleiche Zeit lebte, sind die Nachrichten unvollständig. Allem Anscheine nach entfernte er sich nicht sehr von den Meynungen

nungen seines Lehrers. Er hielt Sonne und Erde für den Bodensatz der Luft und des Wassers Plut. III, 9., also glaubte er die Sonne in der Region der Luft, und die Erde an dem untersten Orte der Welt. Auch bey der Erklärung des Erdbebens Plut. III, 15 behauptet er, kein Körper könne sich von selbst von einem Orte bewegen, auch die Erde nicht. Die Sonne hält er aber doch für eine glühende Masse Plut. II, 20. Stob. I, 26, und den Mond von der Sonne erleuchtet Stob. I, 27. Seine Meynung von der Milchstrasse ist zwar Plut. III, 1, und Stob. I, 28 angeführt, aber schwer zu enträthseln. Sie entstehe, soll seine Meynung seyn, aus dem Vorübergang der Sonne und sey der Sonnenkreis (κυκλος ἡλιακος). Da nun die Sonne nicht den Weg durch die Milchstrasse nimmt, so müßte er mit andern geglaubt haben, daß dieses ehemals geschehen sey. Nach Archelaus endlich war die Sonne von den übrigen Sternen nur durch ihre Gröfse unterschieden.

Wenn man nun die bisher vorgetragenen Meynungen der Philosophen mit einander vergleicht; so lassen sich über den Gang, welchen die Astronomie oder vielmehr die Kenntniß der Weltkörper nahm, folgende Bemerkungen machen :

Von Thales bis auf Anaxagoras konnte man weiter nichts, als unvollkommene Muthmassungen über die Natur der zwey Hauptkörper unsers Systems, über Sonne und Mond wagen. Selbst die einzelnen Angaben ihrer Größe sind nichts als die willkürlichsten Einfälle, wo auch nicht einmal eine ohngefähre Schätzung zum Grunde liegt. Eben so verhält es sich mit den Hypothesen über die gegenseitigen Entfernungen. Der Himmel wurde dem ersten Anblicke nach gewiß sehr nahe gesetzt und erweiterte sich allmählig, ja es war ein eignes Problem, womit sich philosophische Köpfe beschäftigten, zu untersuchen, wie weit derselbe von uns abstehe. Daher die verschiedenen Versuche, dieses zu bestimmen, von welchen wir noch in der Folge sprechen werden. Ob nun die Fixsterne zuerst und dann erst Sonne und Mond kommen sollten, oder ob die Ordnung umgekehrt war, darüber konnten sie sich nicht vereinigen. Der eine Theil fand jenes seiner Hypothese gemäßer, der andre dieses, nachdem es ihnen nemlich schien, daß die Fixsterne ihr Licht von der Sonne oder diese es von jenen erhielt. Einen Schritt weiter kam man in der 6ten Olympiade, wenn nicht Pythagoras auch hier mit seinen Schülern verwechselt ist, und
nicht

nicht Parmenides 30 Jahre später die Entdeckung zuerst machte, daß der Phosphorus und Hesperus Ein Stern sey. Den samischen Philosophen nennen Plinius (II, 8), Apollodor (Diog. Laert. VIII, 14) und Stobäus (I, 25). Den Parmenides aber Phavorinus (Laert. IX, 23). Seltsam war übrigens die Bemerkung des Parmenides, daß Venus ganz zu oberst gesetzt werden müßte und dann erst die übrigen Kreise folgten.

Von der 7oten Olympiade finden wir in Parmenides und noch mehr in Demokrit und Anaxagoras aufmerksamere Beobachter der Natur und genauere Beobachtungen über Planeten, Kometen und die Milchstraße, und man muß sich wirklich wundern, wie Metrodorus wieder zu den älteren Anordnungen der verschiedenen Sphären nach Anaximenes Lehre zurückkehren konnte. Demohngeachtet möchte ich die Aussagen der noch vorhandenen Zeugen, *daß man Planeten gekannt habe*, nicht so deuten, als ob man schon ein förmliches System damit gemeynt habe. Dieses entwickelte sich jetzt, war aber noch nicht gleich vorhanden. Unter der Menge von Sternen bemerkte man wohl, und hatte schon einige Zeit bemerkt, daß einige, wie Jupiter, Mars, den Ort veränderten,

die Identität derselben mochte man aber wohl nicht so gleich eingesehen haben. Eben so verhielt es sich mit den Kometen. Wegen ihrer Seltenheit ist es wohl nichts auffallendes, daß man erst um die 75te Olympiade (480. ant. Christ.) Nachrichten und Muthmaßungen über ihre Natur findet. Der erste, von welchem wir Nachricht haben, erschien um die Zeit, nach Plinius (lib. 2, c. 25), wie Xerxes nach Griechenland übersetzte. Bald darauf beobachtete Demokrit mehrere (Aristot. Meteorol. I, 3), nach deren Verschwinden neue Sterne entstanden seyn sollten. In der 87ten Olympiade (ant. Christ. 431) erschien nach Thucydides und Plutarch im Leben Lysanders kurz vor dem Anfange des Peloponnesischen Krieges ein anderer, welcher sich 75 Tage hindurch sehen liefs und mit einer großen Sonnenfinsterniß begleitet war, und 21 Jahre darauf noch einer im Monate Januar (Aristot Meteor. I, 6). Alle wurden für schlimme Vorbedeutungen gehalten.

Hätte man ferner die Sonnenfinsternisse zu berechnen verstanden; so würde man sie nicht jetzt noch als Vorboten einer großen Begebenheit angesehen haben, wie die angeführten Beweise darthun. Man konnte sie also wie Thales auf ein Jahr voraussagen, auch ihre Ursachen

Ursachen wissen, ohne nähere Kenntnisse von der Eiprichtung unsers Sonnensystems zu haben.

Noch weniger darf man aber von diesen auf die Mondfinsternisse schließen. Auch hier war nicht sowohl die Verdunkelung selbst, als die Ursache derselben das größte Räthsel. Bey Verfinsterungen der Sonne sahe man wohl, daß sie zur Zeit des Neumondes fielen, daß also der Mond dieselbe bedecke. Aber die häufigen Mondfinsternisse, wie ließen sich die erklären? Es gehörte offenbar viele Erfahrung und manche Proben dazu, ehe man sich völlig überzeugte, daß der Erdschatten allein dergleichen hervorbringen könne. Deswegen kam Anaxagoras und andre auf den Gedanken von noch mehr dunklen uns unsichtbaren sublunari-schen Körpern.

Diese Gründe veranlassen mich daher, daß ich unter dem Namen von Planeten (von *πλανομαι* erro), der Etymologie des Worts gemäß, nur noch bloß im allgemeinen fortrückende, wandelnde Sterne verstehe, wozu nach den oben angeführten Nachrichten auch die Kometen und Anaxagoras sublunarisches Körper zu rechnen wären, daß also die wirkliche Entdeckung und Anordnung des Planetensy-

stems in Griechenland, die Venus ausgenommen, nicht über die Zeiten Platos hinaufgesetzt werden dürfte.

Diese Vermuthungen werden noch durch das Zeugniß eines Mannes bestätigt, der die alten Nachrichten mit mehr Sorgfalt benutzte, als manche späteren Schriftsteller, auf dessen Urtheil man sich also verlassen kann. Dieser Mann ist Seneka. Demokritus, sagt er, (quaest. natur. lib. 7, c. 3) *subtilissimus antiquorum omnium, suspicari ait se, plures stellas esse quae currant; sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, nondum comprehensis quinque siderum cursibus.*

Ueber Demokrits und Anaxagoras Vorstellungen von der Milchstrasse macht Aristoteles die gegründete Erinnerung, daß sie ein größter Kreis sey und immer bey denselben Sternen bliebe. Es ist dieses, dünkt mich, ein neuer Beweis, daß es noch an sorgfältigen Beobachtungen fehlte.

Siebenter Abschnitt.

V o m K a l e n d e r.

Wir haben oben gesehen, daß schon zu Hesiods Zeiten 30 Tage des Monats bekannt waren. Daher die Bemerkung des Diogenes Laertius (I, 24), daß Thales zuerst den letzten Tag des Monats den 3oten genannt habe, irrig ist, oder zu seinen gewöhnlichen Mißgriffen gehört. Er versichert gleich darauf (I, 58), Solon habe den 3oten den letzten und ersten zugleich genannt. Diese Angabe wird von mehreren Schriftstellern bestätigt, Plutarch sagt (vit. Solon.), Solon (*) habe bemerkt, daß die Monate nicht richtig eingetheilt wären, und daß die Bewegung der Sonne und des Mondes nie, weder beym Auf- noch beym Untergange zusammenträfen, so daß oft in demselben Tage der Mond die Sonne noch erreiche und vor ihr vorbeigehe. Diesen Tag habe er deswegen *εὐνὴ καὶ νέαν*, den alten und neuen genannt, weil er den Theil des Tags vor dem Zusammentreffen mit der Sonne zum alten, den übrigen zum neuen

(*) Er lebte Ol. 45. ant. Christ. 596.

neuen Monat gerechnet habe. Nach dem zwanzigsten Tage habe er nichts mehr hinzugefügt, sondern nach und nach wieder abgezogen, so wie er das Licht des Mondes sich verändern sah. Im ganzen läßt sich wohl nicht an der Aechtheit dieser Nachricht zweifeln, daß sie aber in allen einzelnen Punkten richtig sey, läßt sich auch nicht beweisen. Offenbar ist es, daß er die Art, wie Hesiod schon zählt, beybehalten habe, und beybehalten mußte, wenn er verstanden seyn wollte. Es könnte sich in die Lebensbeschreibung des Mannes, wo Plutarch Didymus, Kratinus und Heraklides als Quellen und Gewährsmänner anführt, leicht Räsonnement mit eingeschlichen haben, das davon gesondert werden müßte. Ich vermuthe also, daß es bloß die Benennung des alten und neuen, und die damit entstandene Verbesserung der alten rohen Eintheilung war, welche wir Solon zum Verdienste anrechnen können. Auch Proklus (in Tim. Platon. pg. 25) glaubt, daß das *ενη καὶ νεα* nichts anders heißen könne, als Solon habe bemerkt, daß nicht jedem Monate, welchen man schon vorher in 30 Tage theilte, diese Anzahl zukomme. So genau als nun Proklus die Sache nimmt, darf man wohl Plutarchs Aeufserung nicht erklären. Nach dem

dem Sinn der Worte beobachtete er nur, daß die Konjunktion noch an demselben Tage sich ereigne, daß sich also der Mond nicht nach dem Auf- und Untergange der Sonne richte, und man also das Phänomen nicht immer am Horizonte bemerken könne.

Eine andere mit dieser aber verwandte Einrichtung der Griechen zu Solons Zeit, lehrt Herodot. Ich setze das menschliche Leben, läßt er Solon in einer Unterredung mit Krösus sagen, auf 70 Jahre. Diese enthalten 25200 Tage, wenn der Schaltmonat ausgelassen wird. Schaltet man aber denselben ein Jahr ums andre ein, daß die Jahreszeiten (*αἱρέαι*) wieder eintreffen; so giebt dieses in 70 Jahren 35 Schaltmonate oder 1050 Tage. An einem andern Orte wiederholt er dieses (lib. II). Die Aegypter, sagt er, verfahren bey ihrer Eintheilung des Jahres klüger als die Griechen, wie mich dünkt: Indem die letzten allemal im dritten Jahre, das heißt, zwischen dem zweyten und dritten der Jahreszeiten wegen einen Monat einschieben. Die Aegypter aber haben 12 Monate jeden zu 30 Tagen, hängen aber den 560 Tagen jedes Jahr noch 5 Tage an. Daß dieses Jahr von 360 Tagen noch in der 97ten Olympiade galt, zeigt Petavius (Var. diss. IV, 7) an einer Stelle
des

des Aristophanes in den Wolken, wo einer sich beklagt, daß er seine Zinsen nach dem Mondswechsel bezahlen müsse, und wobey die Hesiodische Art nach der Ab- und Zunahme des Monds zu zählen vorkömmt, aber doch auch der 20te und 30te genannt wird. Auch Geminus versichert (element. astron. c. 6), daß die Alten die Monate zu 30 Tagen und überdies noch Schaltmonate angenommen hätten. *Da man aber schon durch den ersten Anblick* (eigentlich durch die Erscheinungen am Himmel) *fährt er fort, die Wahrheit bald entdeckt* (ταχὺς δὲ ὑπὸ τοῦ φαινομένου ἐλεγχομένης τῆς ἀληθείας), *weil Tage und Monate nicht mit dem Monde, und die Jahre nicht mit der Sonne übereintreffen; so suchte man eine Periode, in welcher diese Uebereinstimmung statt fand. Die Zeit dieser Periode aber enthält ganze Tage, ganze Monate und ganze Jahre. Sie setzten daher zuerst die Periode von 8 Jahren fest.* Censorinus sagt in der schon oben angeführten Stelle c. 18 dasselbe: Annos civiles sic statuerunt, ut intercalando facerent alternos XII mensium alternos XIII utrumque annum separatim vertentem; junctos ambos annum magnum vocantes. Idque tempus *τριετηρίδα* appellabant, quod tertio quoque anno

anno intercalabatur, quamvis biennii circuitus et revera *διετηρής* esset. Postea cognito errore hoc tempus duplicarunt et *τετραετηρής* fecerunt.

Das Resultat aus diesen Stellen ist folgendes: Solon bemerkte, daß die Bewegung des Mondes nicht mit den Tagen gleich war, und dieses gab ihm die Veranlassung zu der Benennung des alten und neuen. Wenn der synodische Monat zu 29 Tagen, 12 Stunden, 44 Minuten, 3 Sekunden und 10 Tertian angenommen wird und man setzt, daß der Neumond zugleich mit Sonnenaufgang eintritt; so wäre dieses der 3ote. Den folgenden Monat würde der Mond nicht wieder mit Aufgang der Sonne, sondern erst 12 Stunden später gegen Abend mit derselben zusammentreffen. So läßt sich nun auch die Erklärung des Censorinus verstehen, daß der Mond einmal ums andre am 3oten aufgehe. Nur muß man dabey seine Erklärung von der Tradition selbst unterscheiden. Er erklärte die Nachricht nach seinen Begriffen und setzte dabey unvermerkt seine eignen Ideen, besonders die Bemerkung, daß der synodische Monat ohngefähr $29\frac{1}{2}$ Tag betrage, hinzu. Die ungeübten Beobachter entdeckten dieses nicht sobald. Geminus versichert,

chert, daß man den Tag Neumond genannt habe, an welchem der Mond wirklich neu erscheine, (*Φανερα*) und den *δευτερά*, wo man ihn das zweytemal erblickte. Die Mitte des Monats hieß in dieser astronomischen Rücksicht *διχαμνία*. Von der rohen Art, wie beobachtet wurde, giebt uns Arat (phaenom. v. 733 – 739) einen Begriff: *Wenn der Mond mit seinen Hörnern noch klein am Abendhimmel erscheint, lehrt er uns, daß der Monat beginne. Wenn aber sein Glanz so stark ist, daß er zuerst Schatten wirft, so geht es auf den vierten Tag los. Am achten ist er halb erleuchtet, mitten im Monate aber ganz. Stets aber zeigt er durch seine wechselnde Phasen, welcher Tag des Monats es sey.*

Aus dieser ganzen Darstellung sieht man also, daß man sich um Solons Zeit in Bestimmung des Jahres noch mehr an den Mond als an die Sonne hielt, indem man bemerkte, daß 12 solcher Monate ohngefähr die Jahreszeit wieder herbey führten. Denn 70 Jahre geben wirklich nach Solon's Angabe 25200 Tage, und die Schaltmonate 1050. Dieses würde zusammen eine Summe von 26250 Tagen machen. Von einer förmlichen Einschaltung aber, wie sie nachher eingeführt wurde, ist hier die Rede nicht.

Auch

Auch darf man endlich nicht, wie einige wollen, auf Censorinus Veranlassung das dritte Jahr zum Schaltjahre machen. Petavius giebt sich Mühe, diese Einwürfe zu entkräften (Var. dissert. IV, 3), besonders durch Stellen aus Aristophanes, wo von den olympischen Spielen behauptet wird, daß sie im Anfange des fünften Jahres gehalten würden. Doch sind die Einwendungen überhaupt von keiner Erheblichkeit.

Wenn nach den Zachischen Sonnentafeln (pg. 36. explicat.) das tropische Jahr zu 365 Tagen, 5 Stunden, 48', 48" angenommen wird, und das synodische Mondenjahr 354 Tage 8 Stunden 48', 38"; so ist der Unterschied beyder 10 Tage, 21 Stunden, 0', 10". Dieser giebt in zwey Jahren 21 Tage, 18^h, 0', 20", folglich fehlt zu 30 Tagen, wenn man nach Solon in der Zeit noch einen Monat einschalten wollte, und den synodischen Monat zu 29 Tagen 12 Stunden 44', 3" annimmt, ohngefähr $8\frac{1}{4}$ Tag, oder eigentlich nur 7 Tage, 18^h, 43', 43". Diesen Irthum mußte man nun bald entdecken und daher sagt Censorinus (c. 18) habe man die Periode verdoppelt und eine vierjährige daraus gemacht. Er bemerkt zugleich, daß diese Einrichtung auch um deswillen bequemer geschie-

achtenon habe, weil das Jahr aus $365\frac{1}{4}$ Tag besteho und der Bruch in vier Jahren wieder einen ganzen Tag betrage. Die Mondperiode passte aber hierzu nicht gut, und darüber schweigt Censorinus. Doch ehe wir weiter gehen, wollen wir die Art der Einschaltung nach Geminus untersuchen, wie sie in dieser Periode gewöhnlich war.

Zuerst (Gemin. elem. astron. c. 6) machte man die 8 jährige Periode. Diese enthält 99 Monate, 3 Schaltmonate und 2922 Tage. Man bestimmte das alles so: Da das Sonnenjahr $365\frac{1}{4}$, das Mondenjahr aber 354 Tage enthält, so nahm man von beyden den Ueberschufs $11\frac{1}{4}$ Tag. Dieser beträgt in 8 Jahren 90 Tage oder 3 Monate. Um so viel würde also in 8 Jahren fehlen, wenn man alle Erscheinungen des Himmels erklären wollte. Um daher zu bewürken, dafs die Feste nach dieser Zeit wieder in dieselbe Jahreszeit fallen, setzte man diese 3 Monate hinzu. Damit aber so viel möglich Gleichförmigkeit erhalten würde; beschlofs man, von den 3 Schaltmonaten den ersten im 3ten Jahre (nach Ablauf von zweyen), den zweyten im 5ten oder nach Ablauf des vierten, und den 3ten im 8ten Jahre hinzuzufügen.

Da

Da der Ueberschuß in zwey Jahren 21 Tage 18 Stunden beträgt: so wären, wenn man hier 30 Tage einschaltete, 8 Tage 6 Stunden zu viel hinzugekommen. Es dürften also nach vier Jahren nur 13 Tage 12 Stunden hinzukommen. Sie supplirten aber von neuem 30 Tage, also 16 Tage 12 Stunden zu viel. In den 3 folgenden Jahren bis zum siebenten waren Sonne und Mond nun um 32 Tage 15 Stunden von einander, man schob aber die letzten 30 Tage ein, folglich wieder 13 Tage 21 Stunden mehr als man sollte. Da nun aber in dem letzten Jahre wie gewöhnlich wieder ein Unterschied von 10 Tagen 21 Stunden dazu kam, so trafen beyde Gestirne in 8 Jahren bis auf einen Unterschied von 2 Tagen 23 Stunden 58 Minuten 40" zusammen. Die 3 Schaltmonate betragen aber nicht 90, sondern eigentlich nur 88 Tage 2 Stunden 12 Minuten, und der Unterschied des Sonnen- und Mondenjahrs in dieser Zeit nur 87 Tage. Man hätte sich daher hier nur um 1 Tag, 2 Stunden und einige Minuten geirrt, wenn das Jahr durch wirkliche Observationen bestimmt gewesen wäre.

Wenn es also bloß darauf ankäme, führt Geminus fort, eine Uebereinstimmung der Jahre zu suchen, so würde diese Periode hinreichen.

chen. Aber Tage und Minuten sollten auch mit dem Monde übereintreffen. Der Mondenmonat beträgt genau genommen $29\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{3}$ Tag; In einer Oktaeteride aber sind 99 Monate mit den Schaltmonaten, man bekam also durch Multiplikation dieser Zahlen $2923\frac{1}{2}$ Tage. Acht Sonnenjahre (zu $365\frac{1}{4}$) geben aber in der Zeit 2922, also einen und einen halben und in 16 Jahren 3 Tage Differenz. Dieses würde in 160 Jahren aufs neue 30 Tage betragen, und es mußte daher in 160 Jahren ein Schaltmonat weggelassen werden.

Folgende Tabelle wird das bisherige deutlicher darstellen.

Das Sonnen- und Mondjahr giebt einen Unterschied

Aber

	nach Geminus	nach jetzigen Begriffen	Unterschied
in einem Jahr	10 Tage 21 ^h , 17', 24"	10 Tage 21 ^h , 0', 10"	0 ^h , 17', 14"
in 8 Jahren	87 — 2 ^h , 19', 12"	87 — 0 ^h , 1', 20"	2 ^h , 17', 52"
3 Schaltmon. geben in der Zeit	88 — 24 ^h , 10', 54"	88 — 14 ^h , 12', 9"	0 ^h , 1', 15"
Man schaltete also zu viel ein	4 — 11 ^h , 51', 42"	1 — 14 ^h , 10', 49"	2 ^h , 19', 7"
in 16 Jahren	174 — 4 ^h , 38', 24"	174 — 0 ^h , 2', 40"	4 ^h , 35', 44"
6 Monate gehen in der Zeit	177 — 4 ^h , 21', 48"	177 — 4 ^h , 24', 18"	0 ^h , 2', 30"
Ueberschuß	3 — 23 ^h , 43', 24"	3 — 4 ^h , 21', 38"	4 ^h , 38', 14"
160 Jahre	1741 — 22 ^h , 24', 0"	1740 — 0 ^h , 26', 40"	1 Tag 21 ^h , 57', 20"
60 Monate	1771 — 19 ^h , 38', 0"	1771 — 20 ^h , 3', 0"	25'
Fehler in 160 Jahren	29 — 21 ^h , 14', 0"	31 — 19 ^h , 36', 20"	1 T, 22 ^h , 22', 20"

Aber auch diese Verbesserung reichte nicht hin, weil man bey dem Mondenmonat 25 Sekunden zu viel angenommen hatte; und man mußte oft schon in 16 Jahren 4 Tage statt 3 einschalten.

Wenn man diese Bemerkungen mit den noch vorhandenen Nachrichten vergleicht, so scheint zu folgen, daß die Griechen von Solons Zeit an bis auf die 60te Olympiade nur die unvollkommene Einschaltung nach zwey Jahren kannten und diese (*wann* wissen wir nicht) nach und nach in die vierjährige umänderten. Beyde waren, um die Jahre mit den Jahreszeiten in Uebereinstimmung zu bringen, so ziemlich hinreichend. Hätte man nun einen bestimmten Anfangstermin gehabt; so hätte man diese unvollkommene Zeitbestimmung bald bemerken müssen. Es zeigt aber dieses aufs neue, daß man sich darum nicht bekümmerte. Nun traten Matricetas (*) und Kleostratus auf, und erfanden die 8 jährige Periode. Da aber durch die Länge der Zeit auch diese wieder von der Wahrheit abwich; so brachte man auch hierbey wieder Verbesserungen an, deren Geminus gedenkt, ob wir gleich nicht wissen, wann und von wem es geschehen ist. Vielleicht waren es Harpalus,

Nau-

(*) Nach Theophrast de signis aquarum et ventorum. cf. FABRIC. biblioth. graec. L. III, V.

Nauteles, Mnesistratus und andre, welche nach Kleostratus sich mit dieser Periode beschäftigten (Censorin. c. 18).

Es versuchten unterdessen andre Männer andre Perioden, und unter diesen wird besonders Demokrit genannt, welcher eine von 82 Jahren mit ohngefähr 28 Schaltmonaten erfand (Censorinus l. c.).

82 Jahre betragen 841 Tage, 18^h, 40', 13"
28 Schaltmonate geben

nach unsrer Rechnung 826 — 20^h, 33', 24"
also 14 Tage, 22^h, 6', 49" zu wenig. Wenn man aber 30 Tage für den Monat annimmt, oder 840 Tage in 82 Jahren; so kommt Demokrits Hypothese der Wahrheit bis auf einen Tag nahe, zeigt aber auch aufs neue, daß selbst Demokrit noch keine genauere Erfahrungen und Bestimmungen des Sonnenjahrs, und desselben Anfang hatte, sonst hätte er bey den 30 Tagen, welche er für den Monat annahm, wenigstens eine dem Meton ähnliche Vertheilung machen können. Sie wurde daher auch gar bald vergessen und kam überhaupt in Griechenland nie recht in Gebrauch.

Da also diese Perioden (Gemin. c. 6) zu allerley Irthümer führten; so setzten Euktemon, Philipp und Meton ohngefähr am Ende des ge-

genwärtigen Zeitraums die 19 jährige Periode fest (*). Nach dieser sind in der Zeit 6940 Tage und 235 Monate mit den Schaltmonaten. Der letzten sind 7, und unter den 235 sind 110 unvollständige (*κοιλοι, cavi*) und 125 volle (*πληρεις*), das Jahr selbst aber betrug $365\frac{1}{5}$ Tage. Sie setzten aber nicht immer abwechselnd einen vollen und einen unvollkommenen Monat, sondern manchmal 2 volle hinter einander. Dieses konnte in der Oktaeteride nicht statt finden. Der Grund dieser Vertheilung war folgender: Sie nahmen die 235 Monate alle zu 30 Tage an, dieses gab aber 7050 Tage. Um nun 6940 herauszubringen, nahm man so viel unvollkommene Monate jeden zu 29 Tage an, als die Differenz beyder Zahlen beträgt, d. h.

110,

(*) Sonderbar, daß im Geminus nur Euktemon und Philipp genannt sind, und der bekannteste Erfinder derselben Meton ausgelassen ist. Ueber Metons Erfindung sehe man Salmasius ad Solin. pg. 519. Petavius II, 9 de doctr. temporum, unter den Quellen Aristophanes in avibus. v. 998, Arat v. 753, die Scholiasten bey diesen Stellen, und auch Diodor lib. II, pg. 305. vergl. FABRIC. bibl. Graec. lib. III, 5, wo man auch noch die übrigen minder bekannten Astronomen und Stellen der Alten erwähnt findet, wo ihre Namen vorkommen.

110. Der Gleichförmigkeit wegen nahm man alle 63 Tage einen Tag weg, welches nicht immer der 30te seyn durfte. Nach unsrer Rechnung würden in den 19 Jahren 206 Tage, 15 Stunden, 5', 10" zu ergänzen seyn. Sieben Monate gaben aber 206 Tage, 15^h, 8', 21", also fehlten hier nur 1 Stunde, 54', 49".

Die Länge des Jahrs wurde also durch einen Cyklus bestimmt. Wie viel Tage Kleostratus dafür angenommen habe, weiß man nicht. Geminus spricht nur im allgemeinen von der achtjährigen Periode und scheint zu glauben, daß man es auf $365\frac{1}{4}$ gesetzt habe. Da er aber Kleostratus nicht nennt, die Periode für unvollkommen erklärt und mehr auf astronomische Entwicklung als historische Erörterungen des Gegenstandes ausgeht; so wäre es nicht unmöglich, daß wir auch noch bey Kleostratus 360 Tage annehmen dürften. Diese kommen aus den 99 Monaten heraus, wenn man jeden zu 30 Tage rechnet. Er hätte sich freylich jedes Jahr um mehr als 5 Tage geirrt, doch war es gegen Solon immer schon eine Verbesserung, der in zwey Jahren um 21 Tage fehlte.

Diese Vermuthung, so wenig ich sie auch durch historische Gründe zu unterstützen vermag, schließt sich sehr gut an die folgenden

Hypothesen an. Man bemerkt dadurch ein allmähliges Fortschreiten und eine Annäherung zu vollkommeneren Kenntnissen, statt daß man, wenn Kleostratus das Jahr schon zu $365\frac{1}{4}$ Tag angenommen haben sollte, Lücken und unwahrscheinliche Sprünge in den Forschungen und Entdeckungen der Männer bemerken würde, welche sich mit ihrer übrigen Bildung nicht gut vereinigen lassen. Demokrits Jahr giebt Censorinus nicht an, aus dem magnus annus (so heißen die bisher erwähnten Perioden) aber würde es 362 Tage, 22^h , $14'$, $38''$ seyn, also 2 Tage, 7 Stunden, $34'$, $10''$ zu klein. Harpalus setzte es auf 365 Tage, 13 Stunden, also 7 Stunden $11'$, $12''$ zu groß; Oenopides auf 365 Tage, 8 Stunden, $56'$, $56''$; 3 Stunden, $8'$, $8''$ zu groß; Meton und Euktemon endlich auf 365 Tage, 6 Stunden $1'$, $53''$; oder $13'$, $5''$ zu groß.

Hier ist es nun noch nöthig, die Unmöglichkeit zu zeigen, daß den Alten bey der Bestimmung des Jahrs kein andrer Weg als der genannte durch einen Cyklus übrig blieb.

Daß man nicht darauf verfallen darf, das tropische Jahr durch das siderische zu finden, hat schon RICCIOLI (Almag. nov. I, 3, 15) und vor ihm Kopernikus und Tycho gezeigt. Noch
mehr

mehr aber empfanden die alten Astronomen, denen es an den dazu nöthigen Hülfsmitteln fehlte, die Schwierigkeiten, und Hipparch und Ptolemäus erklären es geradezu für unmöglich.

Der zweyte Weg wäre durch sorgfältige Beobachtung des Aequinoktiums. So lange aber die Möglichkeit noch nicht dargethan werden kann, wie man den Aequator bis auf einen kleinen Unterschied finden konnte, läßt sich hierüber auch nichts mit einiger Zuverlässigkeit behaupten. Simplicius (ad Aristot. de coelo lib. II, sect. 46) bezeugt zwar, daß Alkmaeon und Menon (wahrscheinlich Meton) die Nachtgleichen beobachtet hätten. Da aber weiter nichts von diesen Observationen bekannt ist, so läßt sich mit Grunde zweifeln, daß irgend ein Gebrauch davon gemacht werden konnte.

Es bleiben also bloß die Solstitien noch übrig, auf deren Bestimmung am Ende auch alle andre Beobachtungen zurückgeführt werden mußten. Aber auch dieses hatte nicht geringe Schwierigkeiten. Villebrordus Snellius sagt noch (Ricc. Alm. nov. P. I, pg. 132): Herculei esse laboris, vitare in Solstitio errorem quadrantis diei. Dasselbe ist auch meiner Meynung nach Ptolemäus oder vielmehr Hipparchs Bemerkung (Ptolem. Alm. lib. III, 1. pg. 60).

Man kann sich, heißt es hier, bey Beobachtung nicht gut an die Solstitien halten. Denn ich glaube, daß es nicht möglich sey, daß ich oder Archimed im Beobachten oder im Rechnen nicht um $\frac{1}{4}$ Tag fehlen sollten. So übersetzt auch Petavius (), und der Zusammenhang giebt auch den Sinn. Er will nemlich beweisen, daß die Nachtgleichen dazu tauglicher wären. Riccioli läßt ihn freylich etwas ganz anders sagen. Er übersetzt (**): Sed in solstitialibus spero nec nos nec Archimedes in observatione et calculo ad quartam usque diei partem errasse. Ich zweifle aber, daß das Wort ἀπελπίζω in der Bedeutung von spero nicht griechisch ist.*

Die älteste Observation, und man merke wohl, nur eine einzige, nicht zwey korrespondierende, ist von Meton, dessen Lehrer Phaen schon ähnliche Beobachtungen angestellt hatte. Man vergleiche Theophrasts oben angeführte Stelle, und Fabricius (l. c.). Ptolemäus sagt (Lib. 3, 1. pg. 62), sie sey nur ganz flüchtig und grob und er wolle sie nur des Alterthums wegen

(*) De doctrina tempor. l. IV, 25. T. I. pg. 189.

(**) ΑΑ', ἐπὶ μὲν τῶν τροπῶν οὐκ ἀπελπίζω καὶ ἡμᾶς καὶ τὸν Ἀρχιμήδη τῶν αὐτῇ τηρησέαι καὶ ἐν τῷ σιλλεψισμῷ διαμχετάνειν καὶ καὶ τῷ τέταρτου μέρους ἡμέρας.

wegen anführen. Für die Zeit der Beobachtung giebt er den 21 Phamenoth an, an welchem sie frühe zu Athen gemacht worden sey, ohne das ägyptische Jahr weiter zu bestimmen. Es ist also offenbar dieselbe, von welcher nach Diodor die Metonische Periode anfing, so daß der von Ptolemäus angegebene Tag mit dem 15 des Monats Scirophorion übereinkäme. Petavius (lib. I, 26) nimmt zum Jahr das 4282te der Julianischen Periode an. Dieß wäre 432 Jahre vor unsrer Zeitrechnung, den 27ten Junius frühe 6 Uhr, oder nach Diodor das erste Jahr der 86ten Olympiade.

Zum Beweise, daß sie nicht genau ist, wird folgende Erörterung hinlänglich seyn:

Nach dem Berliner astronomischen Jahrbuche wäre am 20ten Junius 1798 die Sonnenhöhe am Mittage $= 60^{\circ}, 56', 30''$; dieselbe Höhe von 1797 $= 60^{\circ}, 56', 33''$. Die Höhe den 21ten Junius 1798 aber $60^{\circ}, 56', 37''$. Folglich wäre die Höhenänderung zwischen dem 20ten und 21ten Junius 1798, $7''$; zwischen dem 20ten 1797 aber und dem 20ten 1798 nur $3''$. Daraus fände man das Sonnenjahr zu 365 Tagen, $10^h, 17', 8''$. Es scheint überhaupt aber, daß es Meton nur mehr darum zu thun war, den Tag der Sonnenwende zu wissen, als die Grö-
ße

ße des Jahrs auf dem Wege zu finden. Wir wollten aber seine Observation noch genauer untersuchen, zum Beweise, wie schwer es ihm seyn mußte, das Solstitium in Stunden anzugeben.

Die Veränderung der Abweichung ist bekanntlich sich nicht immer gleich. Ich nehme für 24 Stunden 24" dafür an, ob sie gleich oft noch weniger beträgt, der Irthum also noch größer seyn mußte. Athen, wo Meton beobachtete, lag unter $37^{\circ}, 40'$ der Breite, folglich war die Aequatorhöhe $52^{\circ}, 20'$. Die größte Abweichung der Sonne zur Zeit des Solstitiums wäre gewesen $23^{\circ}, 45'$ (so groß setze ich nemlich die Schiefe der Ekliptik für die damalige Zeit): Diefs gäbe die größte Sonnenhöhe $76^{\circ}, 5'$ und die Schattenlänge am Mittage, den Gnomon zur Einheit angenommen, $= 0,2477837$. Da die Sonne diese Höhe aber schon frühe um 6 Uhr erreicht haben sollte; so mußte die Abweichung am Mittage selbst $23, 44, 42$ und die Höhe $76, 4, 42$ seyn, und am 27ten Junius war die Abweichung $23, 44, 54$, die Höhe $76, 4, 54$. Die verschiedenen Schattenlängen für beyde Mittage aber waren

$$= 0,2478783 \text{ den 26ten Junius und} \\ 0,2478171 \text{ am 27ten}$$

Also beyde nur um 612 unterschieden. Diefs betrü-

betrüge, wenn man den Gnomon zu fünf Fuß annimmt, kaum $\frac{3}{100}$ einer Linie. Diese Kleinigkeit konnte Meton wohl schwerlich am Gnomon entdecken. Es ist mir daher auch unerklärbar, wie er bemerken konnte, daß das Solstitium frühe einfiel, wenn ihn sein Cyklus nicht etwa darauf führte. Nimmt man nun mit Riccioli die 24 stündige Veränderung der Abweichung 15" an; so würde ein Fehler von 16" in der Beobachtung einen ganzen Tag: 8" einen halben, und 4" ein Viertel desselben betragen, nicht zu erwähnen, daß Parallaxe, Refraktion und Halbschatten den Irthum noch sehr vermehren konnten.

So ausgemacht es nun ist, daß man jetzt noch unmöglich durch Hülfe wirklicher astronomischen Beobachtung die Zeit finden konnte; so ist es doch ganz gewiß, daß man alle Jahresrechnung in Griechenland von dem Solstitium anfieng, und daß man also es nicht wagte, die Nachtgleichen zu benutzen. Beweise kann ich hier außer den genannten Gründen nicht beybringen. Alle Einrichtungen der folgenden Zeit, die man findet, sprechen aber dafür, und die Heliotropia und Horoscopia von Anaximander, Harpalus, Demokrit, Meton und andern sind offenbar weiter nichts, als Gno-

Gnomonen über horizontalen Ebenen, wie die Obeliskten zu Rom, woran man die Schattenlängen an den verschiedenen Tages- und Jahreszeiten und also auch den Anfang des Jahres bemerkte, und sie zu öffentlichem Gebrauche aufstellte (*).

Petavius stößt sich an den Ausdruck *Sequior* und findet keinen Sinn in Salmasius Erklärung, daß man eine eigne Einrichtung der Art für die Sommer-Sonnenwende gehabt habe, daß überhaupt kein Gebrauch davon für den Landmann, welcher sich wohl nicht so genau um die Zeit der Sonnenwende bekümmert habe, abzu- sehen sey. Sie wären im Gegentheil weiter nichts, als Instrumente, die Tageszeit an dem Schatten zu finden, und vielleicht eine Art Aequinoktialuhr. Auf diese letzte Idee bringt ihn vorzüglich der Ausdruck *Sequior*. Sie mögen immerhin, wie ich ebenfalls zugebe, die Stellen der Uhren vertreten haben. Es standen dergleichen an öffentlichen Orten, wie die Stelle des Aristophanes zeigt; dieß ist aber noch kein Beweis, daß man sie nicht auch zu anderm Gebra-

(*) Statt aller einzelnen Citate, worin derselben gedacht wird, verweise ich auf Salmasius ad Solin. pg. 519 sqq. und auf das, was Petavius dagegen erinnert Var. Diss. l. VII, 8.

Gebrauche benutzt habe. Unserm Landmanne
 wäre freylich ein Instrument der Art unnöthig,
 nicht aber dem Griechen, welcher weiter kei-
 nen Kalender hatte, an welchen er sich bey sei-
 ner Feldarbeit halten konnte. Eben die öffent-
 liche Aufstellung spricht für einen solchen Ge-
 brauch. Welche Schwürigkeiten, und welche
 Unvollkommenheiten würden dagegen Aequi-
 noktialuhren nicht gehabt haben, da die dazu
 nöthige Aequatorhöhe noch so wenig bekannt
 war? Der Ausdruck *Σειρος* beweist übrigens
 nur so viel, daß man nur das Sommersolstitium
 daran bemerkte, weil dasselbe zum praktischen
 Gebrauche, um den Anfang des Jahres daran
 zu zeigen, hinlänglich war, ob wir gleich im
 Ganzen die Einrichtung nicht kennen. Mit
 demselben waren nun auch außer allem Zweifel
 die Verzeichnisse des Auf- und Untergangs der
 Gestirne, die allgemein bekannten *parapeginata*
 verbunden, von welchen man ebenfalls behaup-
 ten könnte, daß sie dem Landmanne nicht nütz-
 lich gewesen wären. Daß Demokrit, Meton
 und andre, welche einen Cyklus erfanden und
heliotropia aufstellten, dergleichen Tafeln hat-
 ten, sehen wir noch aus den vorhandenen Ver-
 zeichnissen bey Geminus, Ptolemäus und Pli-
 nius. Der Grieche konnte sie bey seinen wan-
 delbaren

delbaren Monaten unmöglich müssen, wenn er für seine Feldarbeit nur einigermaßen feste Punkte das Jahr hindurch suchte, die wir durch das Datum unsers Kalenders leicht wissen können. Die Untersuchung über die Monate selbst muß ich übrigens bis in den folgenden Zeitraum versparen, da wir in dem jetzigen zu wenige Nachrichten haben, aus welchen sich der gegenwärtige Zustand erkennen liesse.

Dritte Periode.

Von Sokrates Tod bis auf Eratosthenes.

Erster Abschnitt.

Meynungen der Philosophen.

Nach allen bisherigen Versuchen stand in der 87sten Olympiade im Anfange des Peloponnesischen Krieges (ant. Chr. 432) (*) Plato auf. Er widmete sich vorher der Dichtkunst. Da die damalige Sprache überhaupt, selbst die der Philosophen, noch zu bilderreich war; so war es ganz natürlich, daß er seine Dichtervorstellungen

(*) TIEDEMANN pg. 63. B. 2.

lungen beybehielt, wie er durch Sokrates zum Studium der Philosophie geführt wurde. Auch er unternahm nach Sokrates Tod Reisen und zwar auch nach Aegypten. Aber hier scheint es, sagt TIEDEMANN, fand er nichts von Erheblichkeit, wenigstens enthält seine Philosophie nichts, was aus griechischen Quellen nicht Ableitung erlaubte; nur seines Geistes Ton hat höchstens durch Aegyptens Hierophanten Umstimmung erlitten. Die Annäherung zu einem Emanationssystem, den Hang zur Schwärmerey und zu Mysterien mochte er ihnen vielleicht verdanken. Von hier gieng er nach Italien, um die Pythagoräer kennen zu lernen. Ihre Sprache und Denkart, welche mit der Aegyptischen viel ähnliches hatte, mußte bey einem Kopfe, wie er, und bey einer Stimmung, wie die seinige, sehr leicht ansprechen. Seine übrigen Lebensumstände gehören nicht hierher. Daß er auch die älteren griechischen Systeme, was die Lehre von der Welt betrifft, benutzte, sie theils zu widerlegen theils zu vervollkommen suchte, scheint mir so ziemlich ausgemacht, besonders aber dünkt mich, geht er im Timäus, und überall sehr deutlich darauf aus, die Begriffe des Parmenides und der Pythagoräer mit einander zu vereinigen. Von seinem Lehrer

O

Sokra-

Sokrates entlehnte er im wesentlichen die Methode, daß er sich aber in seinen Grundsätzen nicht strenge an ihn hielt, davon werden wir gleich ein Beyspiel sehen. Er blieb bloß bey metaphysischen und moralischen Untersuchungen stehen; weil man nun einmal so weit vorge-rückt war, daß man die Sinnenwelt nicht mehr zum unmittelbaren Gegenstande der Spekulation machte, und betrachtete Mathematik und Astronomie bloß aus dem Standpunkte eines Philosophen als Hülfswissenschaften.

Wenn man übrigens den Zustand der damaligen Philosophie kennt, wenn man weiß, wie die noch nicht sehr zahlreichen Erfahrungen und der Gang, den dadurch die Spekulation nahm, die denkenden Köpfe veranlaßten, alles außer dem Denkvermögen für Sinnen-schein und Trug zu erklären, und alle Erkennt-niß der Natur durch Dialektik zu erzwingen, wenn man ferner belehrt wird, wie auf die Art die Künste und fruchtlosen Spitzfindigkeiten der Sophisten entstanden; so versteht man, wie Plato's Lehrer Sokrates, bey seinem Streben seine Grundsätze praktisch zu machen, bloß so viel von Arithmetik, Geometrie und Astro-nomie zu lernen befiehlt, als man in den Ge-schäften des Lebens brauche; Plato hingegen
eben

eben diese Anwendung verwirft, und sie gleichsam eines Philosophen unwürdig erklärt und sich dabey in unnütze Spekulationen und Träume verliert. Sokrates Meynung wissen wir durch Xenophon (Mem. Sokrat. IV, 7, 4). Er empfahl auch, heißt es in der Stelle (*), die Astronomie, aber doch nur in so weit, daß man die Theile der Nacht, des Monats, und des Jahrs bestimmen lernte, um auf Reisen, zu Wasser und zu Laude, beym Wachthaben, und bey andern Geschäften, die nächtlich oder monatlich oder jährlich eintreten, sich darnach gehörig richten zu können: und so viel liesse sich leicht von Jägern, Steuermännern und vielen andern Personen lernen, die sichs zur Sorge machten, diese Dinge zu wissen. Aber in der Astronomie so weit zu gehen, daß man die himmlischen Körper, welche nicht bloß durch die tägliche Bewegung getrieben werden, die Planeten und die Sterne, welche keinen festen Platz am Himmel haben, kennen lernte (**); sich mit Untersuchungen über ihre Entfer-

(*) Nach der WEISKESchen Uebersetzung.

(**) Hier bin ich von WEISKE abgegangen. Er übersetzt die Worte *ἀντὶ τῆς περιστροφῆς* durch: welche nicht immer einerley Lauf behalten, wenn man aber den griechischen Ausdruck mit

Entfernung von der Erde, über die Zeit ihres Um-

Plato im Timäus vergleicht; so ist wahrscheinlich die tägliche Bewegung gemeint. Er versteht unter diesen Sternen solche, welche keine Fixsterne sind, nemlich Planeten und ἀσάθμητους ἀστρος. Diesen Ausdruck habe ich ebenfalls geändert. Weiske übersetzt: welche nicht immer am Himmel stehn, und versteht Kometen darunter. Er fuhr die verschiedenen Meynungen der Ausleger an, und erklärt sich gegen die, welche den Ausdruck für ein Synonym von Planeten ansehen wollen, weil hier nicht der Ort sey, gleichgeltende Worte zu häufen. Doch findet er es selbst auffallend, daß Xenophon nicht den Namen κομηται gebraucht habe. Ich bekenne, daß ich doch mit einer geringen Modifikation der Meynung derer beitreten möchte, welche die Worte ἀσάθμητους und πλανητας für einerley halten. Das erstere Wort heißt eigentlich unbeständig, was keinen festen Ort hat, kann also Kometen und Planeten bedeuten, Cometa hingegen nur ein behaarter Stern, und bezieht sich also bloß auf die Gestalt. Wenn man nun bedenkt, daß sich jetzt das Planetensystem allmählig bildet, daß man zwar die Planeten kannte, aber doch ungewiß war, ob und wie viel es dergleichen Gestirne noch gab (man denke nur an die aublunatischen Körper des Anaxagoras, von dem er so eben spricht); so könnte Sokrates mit dem Ausdruck ἀσάθμητους allgemein

alle

Umlaufs und über die Ursachen ihrer Entstehung zu ermüden, davor warnte er seine Zuhörer mit allem Nachdrucke. Denn auch davon, sagte er, sähe er keinen Nutzen (er war aber auch darin nicht fremd); auch mit diesen Dingen müßte wohl der Mensch seine ganze Lebenszeit zubringen und deswegen auf so manche nützliche Unternehmung Verzicht thun. Ueberhaupt war er sehr dawider, daß man sich zum Geschäfte machte, zu untersuchen, durch welche Mittel die Gottheit alle Veränderungen am Himmel hervorbringt. Theils blieben diese Dinge, meynt er, für den Menschen ein Geheimniß, theils leistete der den Göttern keinen angenehmen Dienst, welcher das zu entdecken suchte, was sie nicht haben bekannt machen wollen. Wer sich damit abgäbe, gerieth auch leicht auf ausschweifende Grillen, wie Anaxagoras, welcher sich dadurch sehr groß dachte, daß er das ganze Kunstwerk der Götter erklären könnte. — Ganz anders urtheilt Plato. Er begünstigt nicht allein die leeren Hypothesen der Philosophen, sondern er verwirft sogar alle wahre auf Beobachtung gegründete

alle irrende Sterne und unter *πλανητας* die 7 bekannten Körper verstehn.

gegründete Astronomie, und setzt nur allein einen Werth darin, zu untersuchen, wie die sehr regellos scheinende Bewegung der Planeten mit der Vollkommenheit der Welt und des Himmels zu vereinigen sey. Diese Bemerkung macht man bey allen Stellen seiner Schriften, wo er Gelegenheit hat, der Planeten Bewegung zu erwähnen. Besonders ist aber eine Stelle im Epinomis (pg. 99 ed. STEPH.) zu merken, wo er von dem Werthe des Menschen, von Anwendung seiner Kräfte, und von den Wissenschaften spricht, denen man sich vorzüglich widmen müsse. Hier ist nun auch von der Astronomie die Rede, und Plato behauptet, daß er den *wahren* Astronomen zu den weisesten Männern rechne, *doch nicht den, welcher wie Hesiod oder andre seines gleichen die Wissenschaft treibe*, (*καὶ Ἡσίοδον ἀστρονομούντα καὶ πάντας τοὺς τοιούτους*) (*), und die bloß nach dem Auf- und Untergang der Gestirne
 fra-

(*) Es ist also hier nicht von der unvollkommenen Kenntniß Hesiod's die Rede, wie die Stelle gewöhnlich übersetzt wird, sondern von den Bemühungen der Menschen, sich über den Auf- und Untergang der Gestirne zu belehren, und bey ihren Geschäften Gebrauch davon zu machen. Diesen setzt Plato die philosophische Betrachtung des Himmels entgegen.

fragen, sondern den, der die acht Kreise des Himmels und die Ordnung der sieben Planeten betrachtet. Dieses könne nur allein ein Mann von den vollkommensten Anlagen. Wir dürfen also in Plato's Schriften keine Observationen oder andre genaue astronomische Untersuchungen erwarten. Eben so wenig können wir uns auf sein Urtheil hierin berufen.

Sein System gehört im Ganzen nicht hierher. Ich schränke mich daher bloß auf einige Begriffe aus seiner Kosmologie ein, ohne welches manches in der Folge nicht recht verständlich seyn möchte.

So wie bey andern Gegenständen nahm er auch bey der Welt ein Ideal an, wovon die unsrige, wie wir sie erblicken, nur eine Kopie sey. Die älteren machten unter dem Universum (*παν*), dem Ganzen (*ολον*), unter Himmel und Welt bald einen Unterschied, bald faßten sie alle diese Begriffe in einen zusammen, je nachdem man sich um die jenseits des Himmels gelegenen Regionen bekümmerte oder nicht, und die Materie oder das Unendliche dem Orte nach ausdehnte. Plato nimmt die Ausdrücke für Synonyme, und geht in seinen Un-

tersuchungen ebenfalls von dem Satze aus:
Aus Nichts wird Nichts.

Darin unterscheidet er sich von seinen Vorgängern vorzüglich, daß er, um Ordnung und Zweckmäßigkeit in der Welt zu erklären, noch ein höheres Wesen annahm, aber auch mit den Pythagoräern eine Weltseele behauptete, welche den Grund der Bewegung enthielt. Unsere Welt hielt er für das vollkommenste, was existirt, und außer andern metaphysischen Merkmalen sieht er auch 1) die sphärische Gestalt für ein Zeichen der Vollkommenheit an, weil sie sich mit einem Zwöllecke vergleichen lasse, dieses mit den Dreyecken, und nach seiner hier zu weit führenden Deduktion alle Figuren in sich enthalten würde, überhaupt aber auch sich selbst gleich und ähnlich sey. Nach allen Seiten hin nemlich sind alle Theile vom Mittelpunkt gleich weit entfernt. 2) Die Kreisbewegung, weil sich ein Körper so immer auf einerley Art um seinen Mittelpunkt bewegen könne, wodurch die Thätigkeit des Verstandes am zweckmäßigsten ausgedrückt würde. Aus diesen Begriffen leitet er nun auch seine Vorstellung vom grave und leve her. Ich erinnere hier noch einmal daran, daß schon in den vorigen Systemen der Gedanke dunkel lag, daß

dafs von den sogenannten vier Elementen jedes seine eignen weiter nicht erklärbaren Grundeigenschaften habe, und dafs zu diesen auch das verhältnißmäßige Streben nach einem bestimmten Orte im Weltraume gehöre. Die glänzenden und feurigen Weltkörper, das Aufblodern der Flamme und andre Erscheinungen veranlaßten schon die ältesten Denker Griechenlandes, wie wir gesehen haben, die oberste Region im Weltraume dem Feuer, der Erde hingegen die niedrigste, und dem Wasser und der Luft wegen der Erscheinung der Meteore die mittleren Gegenden anzuweisen. Plato glaubt nun nach seinen Begriffen von Vollkommenheit (Tim. pg. 62), dafs die gewöhnliche Definition vom *Schweren* und *Leichten*, und von den damit zusammenhängenden Begriffen von *oben* und *unten* unschicklich sey, wenn man unter dem letzten den Ort verstehe, wohinwärts alles, was eine gewisse Last habe, falle, und unter jenem den Ort, wohin man alles mit Gewalt heben müsse. Noch unschicklicher aber findet er es, wenn man diese Erklärungen mit der Vorstellung vom Universum und seiner Gestalt vergleiche. Denn bey der Kugelgestalt des Himmels müßten zwey vom Mittelpunkte gleichweit abstehende Punkte

für Extreme sowohl gegen den Mittelpunkt als unter sich gelten. Der Mittelpunkt selbst aber würde jedem derselben gegen über stehen. Die Mitte könne also weder oben noch unten heißen, und im Universum ließen sich dergleichen Bestimmungen gar nicht denken. Ein Körper, der in der Mitte im Gleichgewichte sey (die Erde) könne daher auch weder gegen die eine noch gegen die andre Seite sich hinbewegen. Wie also ließe sich nun schwer und leicht, oben und unten erklären? Plato antwortet: Wenn man ein Stückchen Erde in die Höhe heben, d. h. mit Gewalt aus seinem ihm durch Naturnothwendigkeit ihm angewiesenen Orte in einen andern, den der Luft, versetzen wollte; so würde das, was sich ohne viele Mühe in einen widernatürlichen Zustand versetzen ließe: *leicht*, und der Ort, wohin es gebracht würde, *aufwärts* genannt werden. Den Körper aber, welcher mehr Widerstand leisten würde, belege man gewöhnlich mit dem Namen des *schweren*, und den Ort, wohin er sich senke, nenne man *unten*. Analogisch nun geschlossen, würde man, wenn man sich in die Feuerregion versetzen könnte, jenes Element, wenn man es in eine widernatürliche Lage, in die Luftregion bringen wollte, nach unserm jetzigen

jetzigen Wohnorte hin, also nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche abwärts mit Gewalt treiben müssen. Nach Plato's Deduktion aber wäre das ebenfalls aufwärts, so wie die Seite nach dem Himmel zu alsdann unterwärts genannt werden müßte, weil sich die größere Masse von Feuer dort hin senken würde.

Plato sieht also diese Begriffe für relativ an, nimmt das Gewicht eines Körpers und das Streben nach einem gewissen Ort für einerley, und glaubt, daß nur alles nach Verhältniß der Masse das eine mehr, das andre weniger drücken und seinen natürlichen Ort einzunehmen streben müsse. Nach dieser Voraussetzung gebe es also bloß schwere Körper, und kein oben und unten im Weltraume. Lauter Bemerkungen, auf welche man durch die neuen Beobachtungen geführt wurde, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt schwebe.

Auf ihn folgt Aristoteles (geb. Ol. 99. ant. Christ. 384). Auch bey ihm können wir uns hier noch weniger auf die Erörterung seines ganzen Systems einlassen, da seine metaphysischen und ontologischen Sätze nicht unmittelbaren Einfluß auf die Astronomie haben, wenn wir nur bemerken, daß auch er gewisse nothwendige Eigenschaften und Kräfte der Materie
annahm,

annahm, an welche er den Faden seiner Untersuchungen über die Welt anknüpfte, daß er zwar durch Erfahrung geleitet wurde, aber doch noch zu viel Vertrauen auf die Dialektik setzte. Der Gedanke, daß man nur durch Râsonnement in die Geheimnisse der Natur eindringen könne, leitete ihn auf die widernatürlichsten und willkührlichsten Muthmassungen, wovon ich jetzt aus seiner Schrift *de coelo* einige Beyspiele anführen will, deren Beweise oder Widerlegung aber mich von meinem Zwecke abführen würden, und die ich daher den Geschichtschreibern der Philosophie überlassen muß.

Er sucht in dieser Schrift die Natur der Welt und ihrer Theile nach seinen Principen darzustellen, und geht hierbey von der Bewegung und den verschiedenen Gattungen derselben aus. Einfache Bewegung nennt er die geradlinigte und die Kreisbewegung, zusammengesetzte die, welche aus beyden entsteht. Die geradlinigte besteht aus zwey Gattungen, in einer Bewegung nach oben und in einer nach unten. Jene geht vom Mittelpunkte nach der Peripherie, die andre den entgegengesetzten Weg, wodurch er zugleich die Begriffe *grave* und *leve* zu bestimmen, und im 4ten Buche besonders

Pla-

Plato's Meynung davon zu widerlegen sucht, nach welcher bloß ein mehr oder weniger, nie aber ein absolut leichtes oder schweres existiren könne. Er folgert ferner, daß jeder Körper entweder einfach oder zusammengesetzt sey, daß jenem eine einfache, diesem eine zusammengesetzte Bewegung zukommen müsse, weil alle Körper von Natur beweglich seyn müssen. Es muß also auch ein einfacher Körper vorhanden seyn, der sich in einem Kreise drehe, und welchem eine solche Bewegung eigen und natürlich ist. Denn es würde ungereimt seyn, die einzige ununterbrochene und ewige Kreisbewegung für widernatürlich zu halten. Aus dieser Aeußerung ist es also klar genug, daß er die Bewegung der Weltkörper als absolute Nothwendigkeit ansieht, von welcher man im Beweise ausgehn müsse, und die sich nicht weiter erklären lasse (*). Da ferner die Kreisbewegung keine entgegengesetzte habe, und kein Punkt des sich so bewegenden Körpers weder von noch nach dem Mittelpunkte zu sich bewegen könne; so folgt, daß der Körper, dem diese Bewegung zukomme, weder leicht noch schwer sey, und daß der Himmel überhaupt,

so

(*) Man vergleiche darüber die 3 Kapitel des ersten Buches de coelo.

so wie seine Bewegung ohne alle Veränderung, also ewig, und seine Bewegung vollkommen sey, daß es daher keiner besonderen Seele bedürfe, dieselbe hervorzubringen (de coel. l. II, 1). Doch scheint nun auch diese Vorstellung von Bewegung auf der andern Seite die Einwendung herbeyzuführen, daß in dem ganzen Himmelsraume nur eine einzige Art von Körper existiren könne. Diesem Einwurfe zu begegnen, und die Existenz der vier Elemente darzuthun, deren Verschiedenheit nur in der verschiedenen geradlinigten Bewegung nach oben und unten besteht, behauptet er, von dem sich im Kreise drehenden Körper müsse der Mittelpunkt ruhen. Von dem göttlichen könne aber nichts ruhen, daher müsse Erde vorhanden seyn, deren Natur es sey, im Mittelpunkte still zu liegen und von jedem andern Orte in gerader Linie dorthin zu sinken. Weil aber ferner zwey entgegengesetzte Dinge zugleich wirklich sind, ausser der Erde also, deren Eigenschaft Ruhe sey, noch ein andrer Körper von entgegengesetzten Eigenschaften existiren müsse; so müsse auch Feuer und ausser diesem noch Luft und Wasser vorhanden seyn, welche beyde wieder unter sich sowohl, als den beyden ersten entgegenstehen.

Zu

Zu diesen Beweisen von der Nothwendigkeit der Kreisbewegung kömmt endlich noch eine andere von der runden Gestalt des Himmels. Er hält die Kugelgestalt auch für die vorzüglichste, wie Plato, aber aus drey ganz andern Gründen. Einmal, sie laßt sich von der Kreisfigur ableiten, und diese verdient unter den Flächen den größten Vorzug, weil alle geradlinigte Flächen durch mehrere Linien, diese hingegen durch eine einzige begränzt werde, also nicht, wie Plato annimmt, aus einem Zwölfecke entstehe. Das Einfache hat aber überall vor dem Vielfachen den Vorzug. Zu geraden Linien läßt sich immer noch etwas hinzuthun, der Kreis ist geschlossen und in sich vollendet. Da nun der Himmel der vorzüglichste Körper ist; so gebührt ihm auch die vorzüglichste Gestalt. Ferner nimmt er ausser dem Himmel keinen leeren Raum an, und auch das ist ihm ein Beweis für die Kugelgestalt desselben, weil ein eckigter Körper bey seiner Umdrehung nicht überall gleichen Raum erfüllen würde. Und endlich bestätigt ihm dieses die Erfahrung. Die verschiedenen Elemente berühren einander. Das Wasser ruht auf der Erde, auf diesem die Luft und an diese gränzt endlich das Feuer. Wenn nun das Wasser

wirk-

wirklich, wie die Erfahrung lehrt, kugelförmig ist; so müssen es auch die übrigen seyn.

Alle diese Begriffe gehen in die Vorstellung von den einzelnen Weltkörpern über, wie wir in der Folge sehen werden.

Diese Hypothesen und Philosopheme dauern nun die ganze Periode hindurch, nebst noch einigen andern welche ich hier übergangen habe, bis auf Eratosthenes. Der eine hielt sich an dieses, der andre an jenes System, nachdem er es seiner Ueberzeugung gemäß fand. Plato besonders, so sehr ihn Aristoteles durch seinen Tiefsinn zu widerlegen und aus dem Kredit zu bringen sucht, erhielt sich in Griechenland und in Alexandrien, weil seine phantasiereichen Gemälde und Vorstellungen den Aegyptern mehr behagten, als das trockene Raisonement des Aristoteles. Ja selbst die griechischen Gelehrten scheinen nach und nach zu Alexandrien durch das phantastische und mystische angesteckt worden zu seyn, so daß am Ende alle wahre Philosophie daselbst verschwand.

Auch die Astronomie empfand die Folgen des sinkenden Geschmacks in der Philosophie und den Mangel an Selbstdenken. Man hatte noch keine sonderlichen Fortschritte in der Astro-

Astronomie gemacht, und doch veranlafste das Zusammentreffen aller dieser Umstände, die erfundenen Lehren zu Aberglauben zu benutzen und die Sterndeuterey recht systematisch auszubilden. Doch war es noch ein Glück, daß nicht alle auf einmal davon angesteckt wurden, und daß sich noch Männer fanden, welche alle philosophische Speculation bey Seite setzten, und durch welche das Interesse an praktischen Untersuchungen in der Astronomie allgemeiner wurde, wozu die Fortschritte der Mathematik nicht wenig beytrugen. Jetzt wurden daher die Mathematiker ausdrücklich von den Philosophen unterschieden, wenigstens wird zuerst von Aristoteles und nachher auch von andern z. B. Cleomedes Cycl. th. I, pg 377 der Unterschied gemacht, aber nicht früher.

Der Mangel an geschickten Zeichen für die Zahlen scheint die Behandlung derselben auch in dem gegenwärtigen Zeitraume noch sehr erschwert, und die unnützen Grübeleyn der Pythagoräer, das Haschen nach wunderbaren Eigenschaften die philosophischen Träumereyen begünstigt und der Arithmetik ihren wahren Werth, wo nicht benommen, doch geschmälert und sie in ihrem Gange gebindert zu haben. Die Geometrie machte dagegen

P

nicht

nicht unbedeutende reellere Fortschritte, welche sogar auch auf die Arithmetik oder Logistik den entschiedensten Einfluß hatten. Ich rechne dahin die bessere Behandlung der Verhältnisse und Proportionen. Wir haben aber schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß der praktische Nutzen die einzelnen Untersuchungen herbeyführte, und daß sie nicht nach einem System gemacht wurden. Ganz natürlich, daß auch jetzt noch oft das Bedürfnis dergleichen über Flächen und Körper veranlaßte, wodurch sich nach und nach der genaue Gang und die einfachen Grundsätze entwickelten, auf welchen die Ausmessung gegebener Größen beruht. So gab ohne Zweifel das berühmte Problem von Verdoppelung des Würfels einen Stoß mit zur Vervollkommnung der Lehre von den Verhältnissen, und zu Erfindung und Erweiterung der Analysis. Man hat schon früher mehrere mechanische Versuche zur Auflösung desselben, Hippokrates aus Chios war aber um die Zeiten Plato's der erste, welcher eine Probe machte, das Problem in das von zwey mittleren Proportionallinien oder Zahlen zu verändern (*). Nach ihm vervollkommnete sich

(*) Man vergleiche hierbey REIMERS vortreffliche
Unter-

sich die Wissenschaft immer mehr, wie Euklids Elemente und die bekannten Bemühungen der Alexandriner in der Analysis beweisen. Bey alle dem mathematischen Geiste, und bey allem Streben nach Vollkommenheit, gab es aber doch noch zwey Hauptschwürigkeiten, welche der Astronom in seinen Beobachtungen zu entfernen suchen mußte, und die wenigstens keine Genauigkeit erwarten lassen. Man hatte nemlich noch immer keine Hülfsmittel, alle und jede Verhältnisse, besonders die Irrationalzahlen bequem darzustellen, und man mußte sich daher immer mit unvollkommenen Näherungen begnügen. Ausserdem fehlte es auch noch an einer bequemen Art, die Winkel zu messen, wovon man wenig oder gar keine Beyspiele den ganzen Zeitraum hindurch sieht. Die Natur der Kugel war noch wenig untersucht, das Verhältniß des Durchmessers zur Peripherie wagte bekanntlich der eben angeführte Hippokrates zuerst auf eine sehr unvollkommene Weise durch Monde zu bestimmen, und erst am Ende unserer Periode fand Archimed sein bekanntes Verhältniß. Alles Messen an der Sphäre, und alle Arbeiten
der

Untersuchungen in seiner *historia problematis de cubi duplicatione*. Götting. 1798.

der Mathematiker schränkten sich also darauf ein, daßs man noch immer die Winkel durch Sehnen maafs, und bey jeder Arbeit den gefundenen Theil aufs neue mit dem ganzen oder halben Kreise der Kugel vergleichen mußte, wodurch natürlich immer neue Fehler entstanden. Beyspiele werden wir unten zu bemerken Gelegenheit finden.

Zweyter Abschnitt.

V o n d e r E r d e.

Ueber die Vorstellung von der Erde war man im Anfange gegenwärtiger Periode noch immer in den Meynungen getheilt. Noch immer gieng man mehr von Begriffen als von Wahrnehmungen und genauen Nachforschungen aus. Es mußte dem Menschen offenbar schwer fallen, sich von dem ersten sinnlichen Eindrücke, daßs sein Wohnplatz eine Ebne sey, los zu machen. Es gehörten auch in der That überwiegende Gründe, genaue Observationen und weite Reisen dazu. Alles dieses fehlte den Männern. Von nur geringen Ländern am mittelländischen Meere herum hatte man gewisse
Nach-

Nachrichten, von den übrigen nur dunkle unbestimmte Sagen. Erst durch Alexanders Züge wurde man mehr mit dem Oriente bekannt. An Beobachtungen des Himmels an weit entlegenen Oertern war also nicht zu denken. Gesetzt man merkte, daß Schiffe allmählig am Horizonte hervorkamen und wieder verschwanden, so hielt man dieß wahrscheinlich für einen Trug der Augen und für eine Täuschung, welche die große Entfernung verursachte. Bey Mondfinsternissen an den Erdschatten zu denken, oder ihn als einen Beweis für die Gestalt der Erde zu brauchen, fiel jenen Männern aus Mangel an hinreichenden Nachrichten so bald noch nicht ein oder wurde wenigstens stark bezweifelt, wie die Folge lehren wird. Was war also wohl übrig, da man unsern Planeten noch nicht umschiffte hatte, als daß man alle Kunstgriffe philosophischer Demonstration aufbot, die gewöhnliche Volksmeynung zu beweisen? Indessen kann nicht geleugnet werden, daß man nach Sokrates Tode anfieng, eine Krümmung zu vermuthen.

Von den Pythagoräern und von Plato, der ihnen folgte, finden wir hier das erste Beyspiel einer Anwendung ihrer Zahlentheorie und den damit verbundenen geometrischen Untersu-

suchungen. In der festen Ueberzeugung von der Gewilsheit und allgemeinen Gültigkeit ihrer Erkenntniß und ihrer Schlüsse verliessen sie sogar die Erfahrung ganz, und hielten sich an ihre Begriffe oder vielmehr Phantasien, wie die Einbildungskraft sie schuf. Und gesetzt, daß man sie der Träumerey und ihrer ersten Grundsätze wegen in Anspruch nehmen wollte; so verdienen sie auf der andern Seite deswegen keinen Tadel, daß sie in ihren Untersuchungen ganz konsequent verfahren und ihr System bey allen Erscheinungen anzuwenden und durchzusetzen suchten. Da wir aus Mangel an Nachrichten ihre Begriffe von denen des Plato nicht genau trennen können, so will ich beyde hier zusammenfassen,

Plato spricht in seinen Schriften einigemal von der Gestalt der Erde, führt aber seine Hypothesen als die Meynungen des Zeitalters, als das Resultat der damaligen Erfahrung und der Philosopheme verschiedener Sekten, und nicht als seine Behauptung an. Man sieht indessen die Grundsätze der Pythagoräer überall durchschimmern, denen vielleicht einiges aus Parmenides Philosophie beygemischt seyn möchte.

In

In einem seiner Dialogen, welcher den Namen des Pythagoräers Timäus führt, handelt Plato ausführlich von der Entstehung und Bildung der Welt, und der Weltseele. Er mag seine Ideen, oder Ideale, dabey benutzt haben. Der Name der Schrift, die arithmetischen und geometrischen Sätze, welche er als Principe vorausschikt, und bey der Weltbildung zum Grunde legt, ja ich möchte hinzusetzen, der schwärmerische Vortrag selbst, zeigt, daß er Pythagoras Schülern folgte. Die vier Elemente läßt er aus geometrischen Körpern, und diese wieder aus Dreyecken entstehen. Dem Feuer giebt er (Tim. pg. 52 fqq.) die Gestalt einer Pyramide, das Universum vergleicht er mit einem Zwölfecke, als der dem Kreise am nächsten kommenden Figur, aus welchem wieder die Kugel entstehe. Die Gestalt des Wassers und der Luft übergehe ich, weil sie sich nicht weiter auf Erfahrungen oder Anschauungen gründen. Aus den beyden andern Beyspielen aber ist klar, daß die Elemente und ihre Gestalt aus der Natur genommen sind, und sich auf die Erscheinungen gründen, welche die Kugelgestalt des Himmels und die Pyramidenfigur einer Flamme gewähren. Aus den Gründen folgert er nun, daß die Erde, als Element

betrachtet, die Gestalt eines Würfels haben müsse. Aus dem gleichschenkligen Dreyecke, sagt er (Tim. pg. 55), entsteht das vierte Element, die Erde. Vier gleichschenklige und rechtwinkliche Dreyecke so zusammengelegt, daß die Spitzen zusammenstoßen, machen ein Quadrat, und sechs solcher Flächen einen Würfel. Und gleich darauf fügt er hinzu: Der Erde geben wir die Gestalt eines Würfels. Denn unter den vier Gattungen der Elemente ist sie dasjenige, welches am festesten steht, oder sich am wenigsten bewegt (*ἀκίνητος*) und zur Bildung der Körper am geschicktesten ist. Diese Eigenschaft muß aber nothwendig dem Elemente zukommen, welches die sicherste Grundfläche hat. Unter den ursprünglichen Triangeln ist aber der Natur nach die Basis des gleichseitigen fester als die des ungleichseitigen, und von den daraus entstehenden Flächen steht das eine Parallelogramm fester als das andere, das Viereck fester als das Dreyeck. Dieses alles hält er für wahrscheinliche und vernünftige Schlüsse. Dasselbe wird in der Schrift, welche dem Timäus selbst beygelegt aber von mehreren Gelehrten und namentlich auch von TIEDEMANN aus einleuchtenden Gründen für untergeschoben und aus Plato's

Plato's Dialogen zusammengetragen gehalten wird, wiederhohlt. TIEDEMANN selbst scheint dieses für eine Meynung der Pythagoräer zu halten (*), glaubt aber, daß ausser Hermias (irris. philos. gent.) sie niemand dafür erkenne. Aber auch in den Auszügen wird es nach erzählt (Stob. I, 22. Plut. II, 6), daß sich die Erde aus einem Würfel, das Feuer aus einer Pyramide und das Universum aus einem Zwölfecke gebildet habe, und ausdrücklich gesagt, Plato ahme hierin dem samischen Philosophen nach. Ich habe lange geglaubt, daß hier nur von den Principen, aus welchen der Stoff entstanden sey, die Rede wäre. Plato braucht aber die Worte *αρχα* und *σχηματα*, welche die folgenden Philosophen unterscheiden, als Synonyme, und man wird es daher nach allen diesen Gründen nicht wunderbar finden, wenn er dem Erdkörper selbst diese Gestalt beylegt. Dieses zeigen unter andern die oben angeführten Beispiele vom Feuer und dem Universum deutlich genug. Warum sollte er, gesetzt auch, daß nur von dem Elemente die Rede sey, hier ein von dem Himmel verschiedenes Element annehmen, wenn die Pythagoräer die Kugelgestalt der

(*) Geist der spekul. Philos. B. I, pg. 121.

der Erde schon gekannt oder angenommen hätten? Er hätte unsern Planeten alsdann eben so gut mit einem Zwölfecke vergleichen können. Dafs es aber Philosophen gegeben habe, welche sich die Erde unter einem Kubus dachten, sagt uns Kleomedes (Cycl. theor. I, 8), und auch die Vorstellung des Alexandriners Kosmos scheint mir aus der pythagoräisch-platonischen Meynung hervorgegangen zu seyn, ob er gleich so heftig gegen die Philosophen eifert, und die Welt aus Gottes Wort und eigener Erfahrung beschreiben will. Man weiß ja, in welchem Verhältnisse christliche Religion und platonische Philosophie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung standen. Nach ihm (*) ist die Erde ein länglichtes Viereck von Morgen nach Abend umringt vom Ocean, welchen wieder ein viereckigter Rand einschließt. Sie ruht durch Gottes Allmacht auf ihrer eigenen Veste. Von dem jenseitigen Erdrande erhebt sich der Himmel, der gegen Osten und Westen in geraden Mauern hinaufsteigt und an der Süd- und Nordseite sich oben, wie ein Dach, in die Runde

(*) Zu näherer Vergleichung rücke ich dessen Beschreibung, die ich selbst nicht zur Hand habe, und nur aus dem deutschen Museum (pg. 845) kenne, mit Vossens Worten hier ein.

Runde wölbet. Das innere Viereck mit seinen vier Busen, das wir bewohnen, ist in Westen und Norden höher, wodurch, wenn hier Tag ist, der Ocean dort und das jenseitige Land, wo in Osten das Paradies war, beschattet wird, und wenn die gesunkene Sonne über den nördlichen Ocean herumläuft, bey uns Nacht entsteht. Ein Bild dieses Weltalls war die mosaische Stiftshütte. Nach solchen Voraussetzungen ist es wohl nicht übertrieben, einer Kaste von Philosophen solche Vorstellungen zuzutrauen, welche überall ihre schwärmerische Einbildungskraft einmischte, und sichs zum Gesetze machte, die Erfahrung zu verachten und in ihren Schlüssen nur Wahrheit zu finden,

Diese Hypothese mochte vielleicht durch die fortschreitenden Untersuchungen noch einige Wahrscheinlichkeit mehr erhalten haben, Anaximander dachte sich schon eine zusammenhängende Himmelskugel und kam dabey auf die Bemerkung, daß es unter uns eben so, wie über uns aussehen müsse. Dieser Gedanke durfte nur so erweitert werden, daß man ihn nicht bloß auf den Himmelsraum und auf die flache Gestalt der Erde, sondern auf die Beschaffenheit der Welt überhaupt anwandte. Dieses liegt schon in der Cylindergestalt, wodurch

durch die Erde unten wie oben eine Kreisfläche bekam. Wie also, wenn man diese Vorstellung auch auf die Seiten nach Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht ausdehnte? Es waren wenigstens keine Gründe da, warum es bey der Kugelgestalt des Himmels nach diesen Gegenden hin anders aussehen sollte. Die Aelteren waren darüber deswegen in weniger Verlegenheit, weil sie bey der Scheibengestalt der Erde verhältnißmässig keine beträchtliche Dicke oder Tiefe unsers Planeten annehmen durften; jetzt mußten sich scharfsinnige Köpfe gleich den Einwurf machen, daß man bey einer dickeren Erde nicht den halben Himmel übersehn könnte, weil man sich denselben überhaupt zu nahe dachte, und durch die bekannte optische Täuschung in diesen Gedanken noch bestärkt wurde. Sollte und mußte nun einmal eine Fläche angenommen werden; so gab es deren an allen Seiten hin, weil die Erde von der einen Seite so weit vom Himmel entfernt war als auf der andern, statt daß man bey dem Cylinder nur zwey anzunehmen nöthig hatte. Ueber jeder dieser Flächen erhob sich ein Segment der Himmelskugel, wie man sich leicht durch eine Zeichnung deutlich machen kann. Wollte man ferner sich unter jeder
Erd-

Erdfläche eine Scheibe denken, so hätten sich diese Ebenen nicht gut an einen geometrischen Körper angeschlossen. Es wäre also leicht möglich, daß eine Vorstellung der Art die Meynung der Pythagoräer noch bestärkt hätte. Doch ist dieses nur eine Vermuthung, die sich nicht beweisen läßt. Die Zahlentheorie und die geometrischen Figuren spielten gewiß die Hauptrolle dabey.

Eine andre Stelle, welche eine Beschreibung der Erde enthält, steht im Phädon (pgi 108. ed. STEPH. sqq.). Plato selbst giebt diese Beschreibung für die Vorstellung eines andern aus, von dem sie Sokrates gehört habe, ohne zu sagen, von wem. Dieses ist indessen schon genug, hier das, was die Gestalt der Erde betrifft, daraus beyzubringen, weil es Vorstellung des Zeitalters selbst ist. Doch kann ich mich nicht in eine vollständige Erörterung einlassen, sondern nur das daraus ausheben, was zu meinem Zwecke paßt. Um verständlich zu seyn, füge ich die Stelle in einer freyen Uebersetzung bey, unbekümmert, ob ich die dunkle Beschreibung eines Traumes gänzlich errathen habe oder nicht.

Sokrates sucht in der Stelle zu beweisen, daß es durchaus nöthig sey, seinen Geist auszubilden.

zubilden, weil wir nichts als diese Kultur mit in die andre Welt hinüber nehmen könnten. Bey dieser Gelegenheit erklärt er sich über die Wohnung der Abgeschiedenen und über die Orte der Belohnung und Bestrafung.

Es giebt, so läßt nur Plato seinen Lehrer erzählen, viele und bewunderungswürdige Orte auf der Erde. Diese selbst ist weder von der Beschaffenheit noch Gröfse, wie sie gewöhnlich angenommen wird, wie ich von jemandem gehört habe. Erstlich bedarf die Erde, welche in der Mitte des Himmels schwebt und rund ist (*περιφερὴς οὐσα*), weder Luft noch sonst etwas, um nicht abwärts zu sinken, sondern die überall sich gleiche und ähnliche Gestalt des Himmels (*τὴν ὁμοιοτητα τοῦ οὐρανοῦ αὐτῷ παντὶ* etc.) und das Gleichgewicht der Erde selbst ist hinlänglich, sie zu erhalten. Denn ein im Gleichgewichte schwebender Körper wird, in die Mitte eines andern versetzt, wo Lage und Verhältnisse nach allen Seiten dieselben sind (*ομοίου τινος ἐν μέσῳ τεθεῖον*), sich nach keiner Seite hinneigen können, sondern ruhig im Gleichgewichte bleiben (*ἀκλίνας*). Ausserdem ist sie sehr groß. Wir bewohnen nur ein kleines Stück derselben vom Phasis bis zu den Säulen des Herkules, wie Ameisen an einsamen Orten (*πε-*

εἰ τεύχεα) oder Frösche im Sumpfe (περὶ τῆς
 θαλάττης); an andern Orten wohnen andre
 Menschen. Allenthalben sind auf der Erde vie-
 le und mancherley Höhlen, verschieden der
 Gestalt und Größe nach, wo Nebel, Luft und
 Wasser zusammenströmen. Die Erde selbst
 aber ist rein, und schwebt (κείσθαι) in der rei-
 nen Himmelsluft (ἐν καθάρῳ τῷ οὐρανῷ), welche
 die meisten, die hierüber Untersuchungen an-
 stellen, Aether nennen. Jene Feuchtigkeiten
 (Luft, Nebel und Wasser) sind nur gleichsam
 der Bodensatz (ὑποσάθμη) von dieser, und
 strömen beständig in die Höhlen der Erde.
 Wir aber, die wir immer in diesen Tiefen woh-
 nen, haben davon keinen Begriff; und glauben
 in höheren Regionen zu leben, so wie jemand,
 welcher auf dem Grunde des Meeres wohnte,
 glauben würde, er wohne auf der Oberfläche
 desselben. Er würde das Meer für den Himmel
 halten, wenn er die Sonne und die andern Ge-
 stirne durch dasselbe erblickte, und vermöge
 seines Mangels an Kräften und seiner Schwäche
 nie an die Oberfläche gekommen wäre und
 weder selbst beobachtet noch von einem an-
 dern erfahren hätte, wie viel schöner und rei-
 ner es hier oben sey. So geht es mit uns. Ob
 wir nemlich gleich an einer solchen Vertiefung
 der

der Erde wohnen, glauben wir doch, in den höchsten Gegenden derselben zu seyn. Wir nennen die Luft Himmel, als ob die Gestirne durch dieselbe giengen. Diese Täuschung kommt von unsrer Schwäche her. Könnten wir bis dorthin emporfliegen; so würden wir denselben Anblick haben, den ein Fisch haben würde, wenn er aus der Oberfläche des Wassers unsre Gegenden bemerken könnte, und wären wir von Natur zu solchen Betrachtungen geschickt; so würden wir bemerken, daß jenes der wahre Himmel, das wahre Licht und die wahre Erde sey. Denn hier sind Erde, Steine und die ganze Gegend verdorben und angefressen, wie der Boden der See vom Meereswasser. Im Meere wächst nichts merkwürdiges noch vollkommenes, sondern Klüfte, Sand, Koth und Schlamm findet man, wo Erde seyn sollte. Jene obern Regionen sind mit den unsrigen an Schönheit gar nicht zu vergleichen, sondern sie übertreffen diese bey weitem. Ueber die Beschaffenheit der Erde fügt nun Sokrates noch folgendes bey:

Die Erde müßte, wenn wir sie von einer Höhe betrachteten, bunt erscheinen, wie gestreifte Bälle. Ihre verschiedenen Farben würden denen unsrer Mahler ähnlich seyn, nur rei-

ner

ner und glänzender; Purpur von bewundernswürdiger Schönheit, Gold; und die weiße Farbe würde den Glanz des Gypses oder des Schnees noch übertreffen, auch die übrigen so schön seyn, als wir sie noch nie gesehen haben. Auch die mit Wasser und Luft angefüllten Höhlen haben eine gewisse Gestalt und Farbe (*eidos*). Sie reflektiren nemlich die übrigen (Farben), und so erscheint die Erde überall in derselben bunten Gestalt. Auch kommen dort ähnliche Erzeugnisse, Bäume, Blüten und Früchte hervor. Eben so haben jene Gegenden Berge und Steinarten, nur ebenfalls vollkommener und schöner, von welchen unsre Edelsteine nur Brückchen sind. Die Ursache davon ist, daß jene Steinarten nicht durch Fäulniß und Salz angefressen oder durch den Unrath verdorben sind, welcher hier Steine, Erde, Thiere und Pflanzen verunreinigt und Krankheit hervorbringt. Mit allen diesen ist die Erde ausgeschmückt, und weil dieser Massen so viele und durch die ganze Erde verbreitet sind; so glänzt sie davon ausserordentlich und giebt den Seeligen ein herrliches Schauspiel. Auch Thiere und Menschen finden sich in jenen Regionen, und zwar leben einige mitten auf der Erde (*μεσσηια*), andre um die Luft herum, und wieder

andré um das Meer, andre auf Inseln, die zwar auf dem festen Lande liegen, aber von der Luft umflossen sind. Mit einem Worte, was bey uns Wasser und Meer ist, ist in jenen Regionen die Luft, und was uns die Luft ist, ist jenen der Aether. Die Jahreszeiten (*αιραι*) haben eine solche schöne Witterung, daß jene Bewohner frey von Krankheiten sind, viel länger leben, und an Gesicht, Gehör, Denkkraft und ähnlichen Eigenschaften uns in eben dem Verhältnisse übertreffen, als die Luft dem Wasser, und der Aether der Luft an Reinheit vorzuziehen ist. Auch Tempel giebt es daselbst, in welchen die Götter wirklich wohnen, Orakel ertheilen und mit den Menschen umgehen. Sonne, Mond und die übrigen Gestirne sehen so aus, wie sie wirklich sind. So ist die Erde überhaupt beschaffen. Einige der Höhlen, welche sich auf ihrer ganzen kreisförmigen Ebne (*κυκλω περι ὅλην*) und auch in ihrer Tiefe befinden, sind tief und weit, wie die, welche wir bewohnen, andre tief und mit einer geringeren und engeren Oeffnung, als die unsrige, andre sind flacher. Diese alle stehen unter der Erde mit einander in Verbindung, und haben Ausgänge daselbst, so, daß eine große Menge Wasser von der einen in die andre, wie in Behältnisse flie-

fließen kann. Daher die große Menge Flüsse, warme und kalte Quellen, die Entzündungen unter der Erde, die ausbrechenden Ströme von Schlamm und andern flüssigen Massen, wie die, welche bey dem Ausbruche des Aetna sich ergießen. Durch das hinzuströmende Wasser füllen sich diese Behältnisse täglich. Die Flüssigkeiten aber bewegen sich auf- und abwärts, als ob sie sich in einem in der Mitte der Erde frey hängenden Gefäße (*αἰώρα*) befänden. Dieser schwebende Behälter ist selbst einer von den Schlünden der Erde und zwar der größte. Er geht mitten durch die Erde und heist bey Homer und den Dichtern der Tartarus. Hier fließen alle Ströme zusammen und wieder aus. Die einzelnen Flüsse aber nehmen die Natur der Gegend an, durch welche sie ihren Lauf richten. Die Ursache, warum sie alle dort ein- und ausfließen, ist, weil sich die Flüssigkeiten daselbst immer auf und nieder bewegen. Mit der Luft und dem Winde verhält es sich eben so. Der Wind folgt nemlich derselben, wenn sie sich in die obere Region erhebt oder zu uns herab kömmt. So wie Thiere, wenn sie athmen, einen Hauch aus- und einziehen, so erhebt sich mit der Feuchtigkeit ein Luftzug (*πνεύμα*), der bey dem Aus- und Eingehen große

und ungestüme Winde verursacht. Wenn das Wasser durch irgend eine Gewalt nach der Gegend hingetrieben wird, welche uns abwärts liegt, so ergießt sich's durch die Erde in jene Behältnisse und füllt sie; so wie es aber dort abnimmt, kömmt es wieder hierher und füllt die unsrigen. Es ergießt sich von dort her in die Gänge der Erde, und wo es bequem hervorkommen kann, bildet es Meere, Seen, Flüsse und Quellen, welche sich wieder unter die Erde verbergen, (einige, nachdem sie eine große Gegend durchzogen haben, andre in geringerer Zeit,) und sich in den Tartarus stürzen, und zwar tiefer, als sie emporgekommen sind, aber auch wieder einige mehr, andre weniger. Einige fließen an denselben Ort hinein, wo sie heraus kamen, einige auf der entgegengesetzten Seite (*καταντικρυ*. — Der Ausdruck soll bloß auf die verschiedenen Himmelsgegenden, nicht aber auf den obern oder untern Theil der Erde gehen. Diels lehrt das folgende). Manche dieser Flüsse umströmen die Erde kreisförmig, schlängeln sich ein oder mehrmal wie Schlangen, und stürzen sich dann wieder einwärts, um wo möglich von beyden Seiten bis in die Mitte zu dringen, aber nicht weiter. Denn den Flüssen der einen Seite der Erde ist die gegen-

gen-

genüberstehende ganz unzugänglich. Unter diesen giebt es besonders vier, wovon der äußerste und größte mit kreisförmigem Laufe der Ocean heißt. Ihm gegenüber (*καταντικῶν καὶ ἐναντίας*) fließt der Acheron. Dieser durchirrt mehrere einsame Orte, und senkt sich alsdann unter die Erde (*ὕπο γῆν*), dann kömmt er in den acherusischen See, wo sich viele der verstorbenen Seelen versammeln, und sich hier bis zu dem ihnen vom Schicksal bestimmten Termin, längere oder kürzere Zeit aufhalten. Ein dritter Fluß strömt zwischen diesen beyden, und nicht weit von da, wo er ausfließt, fällt er in ein weites und brennendes Feld und bildet einen Sumpf, der größer als bey uns das Meer ist und Wasser und Schlamm hervorsprudelt. Von hier fließt er weiter, umströmt in einem Kreise die Erde und fällt von einer andern Seite in den acherusischen Sumpf, vermischt sich aber nicht mit dem Wasser. Nach mehreren Krümmungen unter der Erde ergießt er sich in das innerste des Tartarus. Dieser Fluß heißt Pyriphlegethon. Der Strom desselben erzeugt auf der Erde hin und wieder Ausbrüche (*ἀποσπασματα*). Diesem gegenüber ist endlich ein vierter, der in eine wilde und schreckliche Gegend sich ergießt, von dunkler

Farbe, der einen See bildet. Von da an nimmt er sehr zu, geht unter die Erde und umschlingt dieselbe in entgegengesetzter Richtung mit dem Pyriphlegethon (*Χαρεὶ ἐναντίας Πυριφλεγέθοντι*; nicht: er fällt in den Pyriphlegethon), und begegnet denselben auf der andern Seite des acherusischen Sumpfes. Auch dieser fließt einigemal in einem Kreise herum und stürzt sich in den Tartarus dem Pyriphlegethon gegenüber. Man nennt ihn Kocytus.

Dieses phantasiereiche Gemälde zeigt das Streben der Philosophen, die alten Volkssagen, die erweiterten geographischen Kenntnisse und ihre Philosophie mit einander zu vereinigen. Der Phasis wird noch zur Gränze gegen Osten und die Säulen des Herkules gegen Westen der von uns bewohnten Gegend, wie sie Plato nennt, angenommen, ganz nach der alten Vorstellung, ob man gleich zu Plato's Zeit schon mehr dunkle Sagen von entfernteren Gegenden hatte. Außerdem gestattete selbst Thales Philosophie nicht mehr, einen Tartarus unter der Erdscheibe anzunehmen. Er wurde also in die Mitte gesetzt. Der Aufenthalt der Seeligen in der Westwelt, wie wir ihn im Homer finden, litt aus eben den Gründen eine Modifikation.

Dafs

Daß nun hier von einer Kugelgestalt der Erde die Rede seyn sollte, ist mir aus folgenden Gründen unwahrscheinlich:

1) Plato braucht nirgends und auch in dieser Stelle nicht das bestimmte Wort *σφαῖρα*, wie bey dem Himmel, wodurch er doch den Begriff am deutlichsten hätte ausdrücken können. Vielmehr scheint er

2) die Gestalt des Himmels von der der Erde dadurch zu unterscheiden, daß er jenem eine überall gleiche und ähnliche Gestalt (*ἴσην* und *ἡμώτερον*) giebt, von dieser aber nur sagt, sie sey ein im Mittelpunkt der Kugel im Gleichgewichte sich haltender Körper.

3) Das Wort *περίφρων* bezieht sich bloß auf den Umfang, und kann also eben so gut von der Scheibengestalt gebraucht werden, ja Plato unterscheidet im Timäus ausdrücklich (pg. 44.) *περίφρων* und *σφαίροειδης*.

4) Auch die Anordnung der unterirdischen Ströme scheint sich hieraus am leichtesten zu erklären. Ich will hier meine Ansicht der Stelle dem Publikum vorlegen, ohne behaupten zu wollen, daß ich den Sinn derselben getroffen habe. Plato geht hier von der älteren Volksfabel ab. Nach Homer (Od. 10, 515), vermischen sich Kocytus und Pyriphlegethon,

und stürzen sich in den acherusischen See. Hier hingegen ist der Acheron dem Ocean entgegengesetzt, und zwar scheinen mir die beyden hier beysammenstehenden Beywörter *κατακταίνου καὶ ἐναντίας* anzuzeigen, daß der andere uns entgegengesetzte Theil der Erde gemeynt sey. Er durchfließt mehrere einsame Oerter und ergießt sich endlich *unter die Erde*. Der Pyriphlegethon fließt *zwischen* dem Ocean und Acheron, und beweist durch seine Ausbrüche, welche sich hin und wieder zeigen sollen, daß er in der Nähe unsrer Gegend fließen muß, also unter uns, aber in der disseitigen Hälfte der Erde, wo er den acherusischen Sumpf erreicht. Die Volksfabel gebot nemlich Plato, wie ich eben angeführt habe, daß alle drey Ströme diesen Sumpf erreichen sollten, und doch der philosophischen Hypothese zu Liebe mußte er den einen in dieser, den andern in jener Hälfte fließen lassen. Diesem dritten Flusse setzt er also endlich einen vierten den Kocytus entgegen, der auf der andern Seite in den Tartarus fällt; also in der Nähe oder unter dem Acheron, nach der Mitte der Erde hin. Alles scheint sich mit einem Worte auf die Voraussetzung der Philosophen von Anaximander an zu gründen, daß es in jener Hälfte eben so seyn müsse, wie

wie in der unsrigen. Alle diese Flüsse
nun

5) streben aus eben der Voraussetzung von *beyden*, nicht von *allen* Seiten (wie es bey der Kugelgestalt und unsrer Schwere der Fall seyn müßte), wo möglich bis in die Mitte zu dringen, aber nicht weiter, denn die entgegengesetzte Seite ist den disseitigen Flüssen durchaus unzugänglich. Gesetzt aber auch, daß ich mich in meiner Erklärung hier irren sollte, so läßt doch gewiß der die Erde kreisförmig umströmende Ocean sich nicht gut mit der Kugelgestalt der Erde vereinigen.

So fände man also vor Plato wenige Nachrichten, welche auf die sphärische Gestalt der Erde gedeutet werden könnten. Einige Schüler des Sokrates lehrten indessen dieselbe, oder vermutheten sie vielmehr, und zwar waren sie und die Mathematiker nach Kleomedes (Cycl. th. I, pg. 377) die ersten. Das die Mathematiker dabey genannt werden, ist ein offener Beweis, daß man nicht lange vor Plato die Hypothese wagen durfte, nach dem Zustande der Wissenschaft zu urtheilen. In Plato's Phädon kurz vor der eben angeführten Stelle wünscht Sokrates selbst, von Anaxagoras zu erfahren, ob die Erde flach oder rund (*σεγγυ-*

an) sey. Ich habe schon bemerkt, daß dieses Wort jede Krümmung und nicht die der Kugel allein bedeuten könne, und wäre es diese Stelle allein; so könnte man als ziemlich wahrscheinlich annehmen, daß man wohl eine Krümmung unsrer Oberfläche vermuthete, ohne gerade an eine Kugel zu denken. Martianus Capella (nupt. phil. c. 6) versichert aber, daß Anaxagoras die Fläche der Erde gegen die in Schutz genommen habe, welche eine Kugel lehrten, und zwar durch den Augenschein, weil uns, besonders wenn man am Meerufer stehe, beym ersten Anblicke Sonne und Mond gerade in die Augen strale. Und selbst dieses Zeugniß wäre nicht hinlänglich, wenn es nicht durch Aristoteles Ansehn unterstützt würde, welcher dieselbe Meynung anführt, jedoch ohne die Philosophen, die dieses behauptet haben, zu nennen. Einigen sagt er (de coelo II, 13) scheint die Erde sphärisch, andern flach oder einer Trommel ähnlich. Die letzten führen zum Beweise an, daß der Schnitt des Horizonts an der Sonnenscheibe beym Auf- und Untergange eine gerade Linie und kein Kreis sey, als ob das so seyn müßte, wenn die Erde eine Kugel wäre. Sie lassen dabey die Weite der Sonne von der Erde und die Größe des Um-

Umfangs der letzten außer Acht (*), wodurch die Krümmung des Horizonts in der Ferne wie eine gerade Linie erscheint. Dieser Vorstellung wegen scheint es ihnen unglaublich, daß die Erde eine Kugel sey. Sie fügen noch hinzu, daß sie wegen der Ruhe nothwendig eine Ebne seyn müßte.

Unter den Pythagoräern zeichnete sich einer um diese Zeit vorzüglich aus, Eudoxus aus Cnidus. Er war nach Diogenes Laertius (VIII, 86) Astronom, Geometer, Arzt und Gesetzgeber, Schüler des Archytas und Plato. Er lebte ohngefahr in der 103ten Olympiade (ant. Christ. 366). Er reiste durch das Ansehn der Sokratiker bewogen nach Athen. Da er aber dort die Sophisten hörte, blieb er nur zwey Monate daselbst. Er gieng darauf nach Aegypten und dann aufs neue zu Plato. Er schrieb mehreres die Geometrie und Astronomie betreffende (**), unter andern auch ein Werk *γῆς περί-*

(*) Sie dachten sich mit einem Worte den Himmel zu nahe.

(**) Suidas führt, wie FABRICIUS wahrscheinlich vermuthet, aus Versehen eine *ἀστρονομία* *διὰ τὸν* von ihm an. Nach Hipparch, von dem noch viele Stellen in Eudoxus, in seinem Buche *ad phänomena*, sich erhalten haben, waren es nur zwey Schriften *ἑννόντων* und *φαινομένων*.

περίοδοι de terrae ambitu, wie es gewöhnlich übersetzt wird, und starb im 53sten Jahre seines Alters. Dieß ist das interessanteste, was uns der Epitomator aufzuzeichnen für gut gefunden hat. Das Stillschweigen des Diogenes von seinen Grundsätzen zeigt, daß Eudoxus nicht viele Philosopheme aufstellte und überhaupt den Grundsatz äusserte, daß man die Sinne, so wie die Glieder immer in Regung erhalten müsse; so bemerkt man an ihn den vorurtheilsfreyen Mann, der die leeren Phantasieen seiner Schule so gut wie die unnützen Spitzfindigkeiten der Dialektik wohl einsah, die Künste der Sophisten verachtete (Laert. VIII, 90) und durch keine derselben sein Streben nach Wahrheit zu befriedigen hoffte, der also gleich NEWTON alle bloße Spekulation bey Seite setzte, und seinen Scharfsinn lieber an Beobachtungen und Erfahrungen prüfen und anwenden wollte (*). Seine

Im ersten war wahrscheinlich die Planetentheorie mit enthalten. Ausserdem de Musica, Γεωμετρούμενα, ja in einem Kodex wird ihm sogar das 5te Buch Euklids beygelegt.

(*) Seine vorurtheilsfreye Denkart, und seine Liebe zur Wahrheit und zu nützlichen Erfindungen zeigt sich unter andern auch darin, daß er (Cic. de div. II, 40) die leeren Träume der Astro-

ne geometrischen Arbeiten, unter andern auch ein Versuch die Verdoppelung des Würfels zu finden (*), gehören nicht hierher. Dafs er aber in der Astronomie Epoche machen mußte, und dafs seine Fortschritte es verdienen, wenn man von ihm einen neuen Zeitraum anfängt, hoffe ich mit Belegen darthun zu können. Treffen wir auch noch grofse Unvollkommenheiten in seinen Kenntnissen an; so darf man nur nicht vergessen, welche Vorgänger er hatte, und so wenig ich auch sonst geneigt bin, die einzelnen Erfindungen eines Zeitalters einzelnen Männern oder Schulen zuzuschreiben; so möchte ich doch

Astrologen verwarf, und besonders seine Landleute vor den Prophezeyungen der Chaldaer warnte. Der Astrologische Aberglaube nahm jetzt nach und nach auch unter den Griechen zu. Cicero erzählt in demselben Buche, nach Heraklides Pontikus, dafs die Einwohner der Insel Zea alle Jahre den ortus heliacus des Sirius beobachteten, und daraus zu erforschen suchten, ob das Jahr von ansteckenden Seuchen frey seyn werde oder nicht. Aristäus errichtete daher dort einen Altar, um darauf dem Sirius ein Opfer zu bringen, und günstige Winde zu erflehen.

(*) Ueber dieses Problem, so wie über seine übrigen Verdienste sehe man REIMER's Schrift *historia probl. de duplic. cub. c. IX.*

doch hier eine Ausnahme machen und seiner oben angeführten Maximen wegen behaupten, daß ihm vor allen die damalige Astronomie viel zu verdanken habe.

Sein Werk *γνῶσις περιόδου* wird oft angeführt. Nach allen Citaten aber, die ich verglichen habe, zu urtheilen, nach Stellen im Stephanus (de urbibus), im Strabo (lib. II.) und Athenaeus (lib. VI.), welche es beyde eine Geschichte nennen, war es wol bloß eine Chorographie, worauf auch der Name *περίοδος* zu führen scheint; es läßt sich also nicht wol annehmen, daß er hierin seine Meynung von der Gestalt der Erde werde vorgetragen haben. Arat trug nach Hipparchs Aussage Eudoxus Schriften und Behauptungen genau in sein bekanntes Gedicht über, und die Fragmente, welche wir noch zu vergleichen im Stande sind, bestätigen es, daß er wirklich genau dabey verfuhr, und daß er von der Darstellung seines Lehrers nichts der Poesie aufopferte. So verfährt Arat z. B. in der Beschreibung von den Kreisen des Himmels, den Horizont nennt er aber nie, sondern immer den Ocean, und drückt sich dabey so aus, als wenn er an einen nach der alten Vorstellung die Erde umgebenden Oceanfluß glaube. Geminus (I, 13) meynt zwar, Arat sey hierin dem

Homer

Homer gefolgt, dieses läßt sich aber nicht wohl denken, gesetzt auch, daß er sich denselben bis zum Meere erweitert dachte, wenn sein Vorgänger die Kugelgestalt der Erde gelehrt hätte. Hipparchus Sillschweigen hierüber ist mir besonders verdächtig. Archimed endlich (*de numero arenae*) führt Eudoxus Verhältnisse zwischen Sonne und Mond an, sagt aber nichts von der Erde, ob er gleich die beste Gelegenheit gehabt hätte.

Unter allen Gründen, welche eine Krümmung der Oberfläche vermuthen ließen, waren wol keine bedeutender, als die, welche von den verschiedenen Polhöhen der Oerter hergenommen werden konnten. Wenn man nun gleich die Breiten nicht selbst zu beobachten im Stande war; so gab es doch besonders für die Länder, in welchen Eudoxus beobachtete, Sicilien, Asien und Alexandrien (*), eine Erscheinung,

(*) Nach Strabo lib. 17. pg. 555. müßte hier auch noch eine südlichere Breite, nemlich Heliopolis dazu gesetzt werden. Man zeige nemlich dort so wie bey Cnidus eine Sternwarte, worauf Eudoxus seine Beobachtungen angestellt habe. Da sich aber dieses sicher auch in seinen noch vorhandenen Beobachtungen zeigen müßte; so kann man mit Grunde an der Wahrheit der Sage zweifeln.

nung, welche leicht darauf hätte führen können. Ich meyne den Stern Kanobus (oder wie die Späteren schreiben Kanopus). Dieser fällt als Stern erster Größe deutlich genug in die Augen, und steht dort so nahe am Horizonte, daß er der Aufmerksamkeit eines Beobachters gewiß nicht entgehen konnte. Davon kann man sich nicht allein durch einen Globus überzeugen, sondern Eustath (ad Dionys Perieg. v. 11), Proklus und Martianus Capella führen es auch als eine Merkwürdigkeit an, daß er in Griechenland nie über den Horizont komme, daß man ihn aber in Rhodus an hohen Orten bemerke, und daß er in Alexandrien ganz sichtbar sey. Sicher beobachteten ihn schon die älteren Liebhaber von astronomischen Beschäftigungen, glaubten aber wahrscheinlich, wie Anaximenes von den nordwärts stehenden Sternen, daß der Kanobus wegen allzu großer Entfernung und wegen der gebürgigten Gegend erst in Aegypten zum Vorschein komme. Daher entstand auch wol die alte Sage, welche uns Eratosthenes (cat. 37) aufbehalten hat, daß er der unterste Stern am Himmel und in der Nähe der Erde sey. Eudoxus beobachtete ihn, wie uns Strabo ausdrücklich versichert (pg. 82), und setzte ihn in den südlichen Polarkreis (Hipparch

ad

ad phänom. I, 26). Da er aber für die Breiten seiner so verschiedenen Beobachtungsorter, das heißt für den 36ten — 39ten Grad, vermöge seiner rohen Observationen nur einen Polarkreis kennt; so konnte er daraus auch keine Folgerungen und Bestimmungen der Erdgestalt herleiten, und es scheint mir wahrscheinlich, daß er den Träumen seiner Schule nicht beypflichtete, der jetzt laut werdenden Vermuthung von der Kugelgestalt aber auch noch nicht beyzutreten wagte, daß er also gar keine Parthey nehmen wollte, und daher in seinen Schriften diese Materie lieber gar nicht berührte.

Deutlicher erklärt sich darüber bald nach ihm Aristoteles. Die Erde, sagt er (de coel. II, 13), muß eine sphärische Gestalt haben: Denn ein jedes Theilchen derselben ist schwer, das heißt, es sinkt von Natur dem Mittelpunkte zu, und ein kleineres vom größeren getrieben, dehnt sich nicht etwa aus, sondern wird im Gegentheil mehr zusammengedrückt und muß dem andern nachgeben, bis es ins Mittel gelangt. Wenn nun aber dieses auf allen Seiten auf gleiche Art geschieht; so müssen alle Theile, die sich um den Mittelpunkt herum anhäufen, auch allenthalben gleich weit von demsel-

R

bert

ben abstehn, und dieses giebt die Gestalt der Sphäre. Diese Demonstration enthält nun freylich keinen eigentlichen Beweis, sondern nur eine wahrscheinliche Erklärung der jetzt emporkommenden Meynung, wie Aristoteles auch selbst zu fühlen scheint, wenn er hinzu fügt: So muß es seyn, wenn alle Theile getrennt nach dem Mittelpunkte fallen. Wahrscheinlich also waren es die folgenden Gründe, welche Aristoteles veranlaßten, diese Gestalt anzunehmen, und denen er nur durch seine Deduktion ein größeres Gewicht zu geben suchte. Er führt nemlich die Mondfinsternisse zum Beweise an, über welche man vorher noch immer zweifelhaft war, ob sie wirklich vom Erdschatten, oder von andern Körpern, oder von beyden zugleich herkamen. Die Phasen den Monat hindurch, sagt Aristoteles, nehmen alle Gestalten an, und die Gränze der Schatten- und Lichtseite ist bald gerade, bald erhoben, bald konkav. Bey den Finsternissen aber bildet sie beständig dieselbe krumme Linie, ein deutlicher Beweis, daß der Erdschatten daran Schuld ist. Außerdem benutzt er auch noch die oben angeführte Erscheinung des Kanobus dazu. In Aegypten, fährt er fort, und in Cypern erscheinen Sterne, welche verschwin-

schwinden, wenn man nach Norden hin fortgeht. Er findet es daher auch nicht unglaublich, daß die Westländer nach den Säulen des Hercules hin mit Indien in Verbindung ständen. Man vermuthete also dieses jetzt nur bloß, und es schienen noch wenig Erfahrungen darüber gemacht worden zu seyn, welche diese Meynung bewiesen. Endlich fügt er noch hinzu, daß die Mathematiker den Umfang auf 400,000 Stadien annehmen, also den Durchmesser 127,290 Stadien. Aus welchen Gründen sie ihre Schlüsse herleiten, ist nicht angegeben. Nach Archimed (de num. aren.) nahmen die alten Mathematiker 300,000 Stadien für den Umfang, also noch nicht ganz 100,000 für den Durchmesser an. Dieß wären also die, welche nach Aristoteles und vor Eratosthenes lebten.

Noch immer stritt man indessen auch noch nach Aristoteles Zeit über die Gestalt unsers Wohnorts, obgleich die Mehrheit, besonders die Mathematiker, die Wahrheit bald einsahen, und mehr auf specielle Untersuchung ihre Kräfte verwandten, als daß sie in solchen Diskussionen ihre Zeit verloren. Wir verlassen daher jetzt auch die philosophischen Disputen, und wenden uns zu dem ersten Versuche, der

uns bekannt geworden ist, die Gröſſe der Erde mathematisch zu beſtimmen. Dieses geſchah am Ende unſeres Zeitraums in der alexandriniſchen Schule durch Eratosthenes.

Eratosthenes war um die 126te Olympiade (ant. Chr. 276) geboren und zwar zu Cyrene. Seine Lehrer waren der Grammatiker Lysanias, der Dichter Callimachus und der Stoiker Aristö von Chios. Nach den Zeugniſſen der Alten hatte er nicht geringe Kenntniſſe in der Grammatik, Mathematik und Philosophie. Er war dabey auch Dichter. Vom Ptolemaeus Evergetes wurde er zum Vorſteher der alexandriniſchen Bibliothek gemacht. Er ſtarb in der 146ten Olympiade (ant. Christ. 198) im 80ten oder nach Lucian im 82ten Jahre ſeines Alters.

Er hinterließ eine Menge Schriften über mancherley Gegenstände, wovon aber nichts als Fragmente auf uns gekommen ſind. Unter dieſen findet ſich noch bey Kleomedes (Cycl. th. lib. I, pg. 400.) eine ausführliche Nachricht über ſeinen Verſuch die Gröſſe der Erde zu beſtimmen, welche ich hier vollſtändig einrücken muß. Doch macht die Ungewiſſheit über die alten Maäſſe und die Schwierigkeiten, auf welche man dabey ſtößt, eine Abſchweifung über das Stadium ſelbſt nothwendig.

Die

Die französischen Gelehrten, FRERET, BAILLY und andre, nehmen fast allgemein an, daß die verschiedenen Angaben der Gröfse der Erde von Aristoteles, Eratosthenes, Posidonius Ein und dieselbe Gröfse sey, und daß der Unterschied nur im Stadium liege.

FRERET (*) geht in seiner Abhandlung von dem aegyptischen Nilometer, der sich an einer Säule auf einer Insel im Nil bey Cairo befindet; aus, als dem zuverlässigsten Maafse, welches sich aus dem Alterthume erhalten habe, und dessen Ursprung er bis über die Zeit des Sesostris hinaufsetzt, weil Diodor von Sicilien (lib. I, 36. T. I. pg. 44 ed. WESSEL.) sagt, daß die Könige eins dergleichen zu Memphis haben anbringen lassen, von welchem dem Volke von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben wurde, wie viel Ellen und Zolle das Wasser gestiegen oder gefallen sey. Es muß daher mehrere gegeben haben. Strabo wenigstens, der mit Diodor gleichzeitig lebte, führt (lib. 17, pg. 562) eins dergleichen nicht weit von Syene an, das

(*) Mem. de l'Ac. d. Inscr. T. 8, pg. 97. cf. LA LANDE Astronom. T. III, p. 2633, dem auch LA PLACE Darstellung des Weltsystems pg. 239. B. 2 der deutschen Uebersetzung beypflichtet.

das in einem Brunnen bestand, an welchem das Steigen und Fallen des Wassers bemerkt wurde. Die Identität des noch vorhandenen Maasses und dem des Diodor läßt sich also nicht streng beweisen, wozu auch noch der Umstand kommt, daß der viel ältere Herodot keiner Anstalt der Art gedenkt. Doch muß man zugeben, daß zwischen der Höhe des Nils bey Ueberschwemmungen; der Menge des Wassers, welches das Land aufnehmen kann und der Fruchtbarkeit ein beständiges Verhältniß statt finde. So bald man also, glaubt FERRET, keine Gründe habe, anzunehmen, daß die Höhe des Nils bey einem fruchtbaren Jahre sich von Herodots Zeiten an verändert habe; so könne man auch den sichern Schluß machen, daß das Maass, wonach solches bestimmt werde, von jener Zeit an einerley GröÙe behalten habe. Die Reisebeschreiber namentlich THEVENOT sagen, daß man zu Kairo die größte Höhe bis zu 16 aegyptischen Ellen abwarte und daß eine geringere zugleich einen Erlaß von Abgaben bewürke. Nun meldet aber der Geographus Nubiensis aus dem 12ten Jahrhundert, daß man damals ebenfalls 16 Ellen annahm. Zur Zeit des Kaisers Julian (ep. 50), des Plinius (V. 9) und Herodot (II, 13) habe eben das Verhältniß

statt

statt gefunden. Man könne also ganz sicher die aegyptische Elle für einerley mit der alten griechischen zu Herodots Zeiten halten.

So weit kann niemand bedeutende Einwürfe gegen FRENET's Untersuchung machen. Weniger zuverlässig sind die Gründe, durch welche er die Verhältnisse zwischen der griechischen und aegyptischen Elle darzuthun und die Art, wie er daraus das aegyptische Stadium herzuleiten sucht.

Er muß nemlich nun beweisen, daß die gesetzmäßige Elle der Juden mit der aegyptischen einerley sey. Da die Juden vor ihrem Eintritte in Aegypten, nimmt er an, ein Nomadenleben führten, und sich wenig um Ackerbau bekümmerten, brauchten sie auch höchst wahrscheinlich wenig oder gar keine Maasse. Nach ihrem Auszuge aber kamen bey dem Bau der Stiftshütte und sonst schon mehr Gelegenheit vor, wo ihnen ein Maass nützlich und nothwendig war. Da nun in den Büchern Mosis von der benutzten Elle als von einem bekannten und allgemein gültigen Maasse gesprochen wird, so darf man wohl annehmen, daß es die aegyptische war. Ezechiel unterscheidet aber schon sorgfältig die alte jüdische von der, welche sie in Babylon angenommen hatten.

und welche um eine Palme kleiner war. Daraus findet er nun das Verhältniß der aegyptischen zur babylonischen wie 6: 5. Da nun im Herodot das Verhältniß der babylonischen zur griechischen, wie 8: 7 angegeben ist, so läßt sich daraus das der aegyptischen zur griechischen finden. Daraus sucht er nun das olympische Stadium, welches er als ein durch ganz Griechenland allgemein gültiges Maas betrachtet.

Bey allem Scharfsinne und bey aller Gründlichkeit, mit welcher FRAET seinen Gegenstand bearbeitet hat, bemerkt man doch bald, daß in Bestimmung der verschiedenen Verhältnisse zu viel willkührliches und zu viele Hypothesen zum Grunde liegen. Beweisen, ja meiner Ueberzeugung nach nicht einmal wahrscheinlich läßt sich die Voraussetzung darthun, daß die Juden bloß das aegyptische Maas gebraucht hätten und zwar unverändert gebraucht haben könnten. Wie vieler Ungewißheit sind nicht wir noch ausgesetzt, bey aller Behutsamkeit und Sorgfalt ein bestimmtes Maas zu erhalten? Und ein Volk, das eben aus dem Stande der Nomaden heraustrat, sollte ohne Aenderung bey dem geblieben seyn, welches es einmal erhalten hatte? Nicht minder willkührlich ist die

die Vergleichung zwischen dem babylonischen und griechischen.

Wenn irgend eine menschliche Erfindung einen unbestimmten und schwankenden Anfang gehabt hat, so ist es die Erfindung der Maasse. Es läßt sich von Zeitaltern und Völkern, welche noch in allen Theilen der menschlichen Erkenntniß mit einer unvollkommenen Näherung zufrieden waren, denen es an Hülfsmitteln besonders im mathematischen Gebrauch, nicht wohl denken, daß sie auf scharfe Bestimmungen und sorgfältige Aufbewahrung des gefundenen Wertes bedacht gewesen seyn. Schon die Namen der meisten Maasse: Fuß, Elle, Schritte, Tagesreisen u. s. w. führen auf diese Bemerkung. Ein Fuß mußte natürlich größer oder kleiner, als der andere seyn, wenn man der höchst wahrscheinlichen Vermuthung beypflichtet, daß die Theile des menschlichen Körpers selbst beym Messen gebraucht wurden (*). So war es nun auch mit dem Stadium.

Plinius giebt (II, 23) das Stadium zu 125 römische passus oder 625 Fuß an. Strabo (I, pg.

(*) Man vergleiche darüber KÄSTNERS Bemerkung in der Geschichte der Mathematik B. I. pg. 637 seq.

pg. 223) sagt, man nehme an, daß 8 Stadien 1000 passus ausmachen; Gellius (I, 1) behauptet, das olympische Stadium sey 600 Fuß des Herkules gewesen. In Griechenland sey nachher noch ein anderes eingeführt worden, zwar auch 600 Fuß lang, aber in dem Verhältnisse kürzer, als der gewöhnliche Fuß kleiner als der des Herkules sey. Censorinus (c. 13) giebt 3 Stadien an; das italische zu 625 Fuß, das olympische zu 600 Fuß und das pythische zu 1000 Fuß. Plutarch (vit. Gracch.) sagt, daß 1000 passus fast 8 Stadien ausmachen. Suidas (v. *stadion*) nimmt $7\frac{1}{2}$ Stadien für 1000 passus an. Nach diesem wäre der gewöhnliche römische Fuß $\approx 0,9$ von dem, welchen Suidas annimmt. Der letzte ist also zu groß. Auch andre Schriftsteller, Columella, Isidor, Martianus Capella nehmen 125 Fuß für das Stadium an. Hero mechanikus (er lebte ohngefähr in der 158sten Olympiade) behauptet, daß sich das alexandrinische Stadium zum römischen und griechischen verhalte wie 6:5. cf. Rucc. Alm. nov. P. I. pg. 58, 59.

Zu Hipparch's Zeit also, wo Hero lebte, mußte man nach diesem Citat das römische und griechische für Eins angenommen haben. Auch Herodot scheint schon das Stadium 600 Fuß zu setzen

setzen (lib. 2. pg. 76. ed. Henrici.); wenn πλεθρον den 6ten Theil des Stadiums oder 100 Fufs bedeutet (cf. Suidas v. πλεθρον und σταδιον) (*).

Ans allen diesen merkt man es nun zu deutlich, dafs alles nur obenhin nach Schritten, Tagereisen u. d. gl. gemessen wurde, dafs auch noch später, wo es nicht mehr so sehr an Hilfsmitteln fehlte, keine gröfsere Bestimmtheit herrschte. Diefs sieht man besonders aus Gellius. Die verschiedenen Stadien kommen erst in späteren Schriftstellern vor. Alle nehmen sie dabey aber den römischen Fufs an, und unter diesen auch Strabo, welcher Eratosthenes Untersuchung genauer kannte. Nur der einzige Suidas, welcher 900 Jahre später lebte, hält es für gröfser.

Das Stadium enthielt also eine Gröfse von *ohngefahr* 600 -- 625 Fufs. Eine genauere Bestimmung zu finden, ist nicht möglich, ja es war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht genauer bestimmt.

Der

(*) Es folgt dieses auch ohne Suidas Autorität, und es darf nicht widersprechend scheinen, dafs ich mich hier auf Suidas beziehe, den ich kurz vorher verworfen habe. Dort ist es sein eigenes Urtheil, was ich bestreite, hier sehe ich ihn als Abschreiber an.

Der Unterschied war für jene Rechner unmerklich, und er beträgt eine solche Kleinigkeit, um welche man bey jeder Messung fehlen konnte. Es scheint also mit ziemlicher Gewissheit zu folgen, daß man wenigstens um die Zeit von Christi Geburt das römische und griechische Stadium für eins erkannte, und daß in dem Fuß selbst eine kleine Verschiedenheit war, welche man aber nicht achtete.

Es fragt sich also, wie groß der römische Fuß war? Bekanntlich findet sich auf dem Kapitol noch ein Maas, welches aus den Zeiten der eben angeführten Schriftsteller herstammt, und welches mehrere neuere Gelehrte anführen, z. B. LA LANDE (Astron. 2650). Auch RICCIOLI hat es in seinem Almagest abbilden lassen (pg. 68). Nach ihm enthält der römische Fuß 0,96268 Pariser Maas. Bey meiner gegenwärtigen Untersuchung habe ich eine neue Vergleichung zum Grunde gelegt, welche der Hauptmann SULZER in Winterthur im Jahre 1795 am Kapitol selbst gemacht hat, und welche mir durch den Bauinspektor FEER mitgetheilt worden ist. Nach dieser ist der römische Fuß nur 0,90759 und der dort ebenfalls angegebene griechische 0,94477 Pariser, also fast so viel, als ich eben angegeben habe.

So-

Sonach betrüge das Stadium oder 625 römische Fuß 767,27 Pariser, oder 94,51 Toisen; im griechischen Maasse (600 Fuß auf ein Stadium), 566,8 oder 94,4 Toisen, und der Unterschied beyder auf ein Stadium betrüge also ohngefähr nur $\frac{1}{10}$ Toise. Der Umfang der Erde von 250000 Stadien nach Eratosthenes würde, wenn die Messung richtig wäre, nur 25000 Toisen oder nicht viel über 6 geographische Meilen, und der Halbmesser nicht viel über eine geographische Meile ungewiß bleiben, je nachdem man nemlich das eine oder das andre der beyden Maasse zum Grunde legte.

Nach diesen Voraussetzungen und nach meinen folgenden Untersuchungen scheint es mir unnöthig, mich lange bey Erörterungen der übrigen Stadien aufzuhalten. Da die Rechnung keine große Schärfe geben kann; so ist es erlaubt, hierbey die Erde als eine Kugel zu betrachten. Wenn man nun den Grad zu 15 Meilen und mit KÄSTNER (Geogr. 41, II.) die Meile zu 3807,17 Toisen annimmt; so würden ohngefähr 600 Stadien oder genauer 604,3 nach römischem, und 604,9 nach griechischem Maasse auf einen Grad kommen.

Zur Bestätigung dieser Untersuchung vergleiche ich noch zwey von Eratosthenes selbst
ange-

angegebene Weiten. Die Eine nemlich ist die Entfernung von Alexandrien nach Syene, welche er zu 5000 Stadien annimmt. Die Breite von Alexandrien sey hier, wie gewöhnlich 31, 11, 28, die Breite von Syene nach BRUCE, mit einem Quadranten von 3 Fuß angestellten Messung (*), 24 Grad. Er giebt dieselbe zwar selbst um 25" größer an; ich glaube aber nicht, daß sie bis auf diese Kleinigkeit richtig ist, wie seine Angabe der Polhöhe von Alexandrien beweist, welche um 12" zu klein ist. Den Längenunterschied von Alexandrien findet er aus der Verfinsterung des ersten Jupiterstrabanten 3 Grad 14 Minuten östlich. Doch auch über dieses Datum kann man nicht ganz sicher seyn, weil er seine Observation anzugeben unterlassen hat. Nach zwey andern zu Alexandrien gemachten Beobachtungen könnte er sich vielleicht um $1\frac{1}{2}$ Minute in Zeit geirrt haben. Hieraus findet sich nun der Bogen zwischen Alexandrien und Syene (nicht der Meridian) 7 Grade, 44', 16. Da dieser nun nach Eratosthenes 5000 Stadien gleich seyn soll, so kommen 646 Stadien auf einen Grad, also nur 42 mehr als ich aus dem römischen Fuß gefunden habe.

Die

(*) Vergl. BRUCE's Reisen T. I. pg. 307. der französischen Uebersetzung.

Die zweyte Distanz, die ich zur Probe anführe, ist Eratosthenes Angabe der GröÙe von Indien, von Westen nach Osten, wie sie Strabo (lib. 15. pg. 474) angiebt. Eratosthenes sagt, daß diese Weite von Indien bis Palibothra (einer Stadt am Ganges, wo er sich nach Osten wendet) genau gemessen sey, ohne jedoch die Messung anzugeben. Die übrige Weite bis an den Ausfluß sind nach Eratosthenes eigener Erklärung bloß Schiffer - Nachrichten. Beyde Weiten zusammen sollen aber 16000 Stadien betragen. Dieses gäbe 692,8 Stadien auf einen Grad. Ich nehme nemlich aus der Charte von China bey den allgemeinen geographischen Ephemeriden (B. I, 1798) an, daß die Weite der genannten Orte in der Breite von 30 Graden, 12 Grade beträgt. Verbessert man das, was Eratosthenes selbst als bloÙe Vermuthung angiebt, durch die Aussage eines späteren Geographen Patrokles bey Strabo (l. c.), wodurch jene Weite um 1000 Stadien verringert wird; so kommen auf einen Grad nur 649,5 Stadien. Diese Uebereinstimmung von $3\frac{1}{2}$ Stadien mit der aus der Weite von Syene und Alexandrien hergeleiteten, ist genauer als man bey den unzuverlässigen Hülfsmitteln erwarten darf. Als Mittel nehme ich daraus 645 Stadien
auf

auf einen Grad, wodurch das Stadium selbst 531 Pariser Fuß oder 88,5 Toisen gleich seyn wird, und der andern aus dem römischen und griechischen Fuß abgeleiteten Angabe bis auf 6 Toisen nahe kömmt. Es würden also 43 Stadien einer geographischen Meile gleich seyn. Wollte man mit BAILLY aus dem Umfange (250000 Stadien) die Größe eines Grades suchen; so fände sich eine weit beträchtlichere Differenz nemlich $694\frac{4}{5}$ Stadien.

Ehe Eratosthenes es unternehmen konnte, ein Stück des Meridians von Alexandrien bis Syene zu messen, mußte eine Erfindung Aristarchs vorhergehen, welche ihn in den Stand setzte, dieses zu bewerkstelligen, nemlich die Erfindung des Skaphiums (Vitruv. IX, 9). Aristarch kam nemlich auf den Gedanken, daß man den Gnomon bequemer zu Sonnenhöhen würde brauchen können, wenn man den Schatten statt auf einer horizontalen Ebne aufzufangen in eine Schale fallen liesse. Tab. III, Fig. 3 stellt ein solches Instrument vor, und Fig. 2 den Durchschnitt desselben. Wenn GC der Gnomon ist, GE der Sonnenstrahl, so wird der Schatten des Gnomons auf der krummen Fläche CE dargestellt werden, und auf diese Art würde das Stück des Durchschnitts CB gleichsam
einen

einen Quadranten vorstellen, auf welchem man durch den Schatten die Sonnenhöhe oder den Winkel CGE durch den Bogen CE messen könnte.

Zur Erläuterung von Eratosthenes' Verfahren hat Riccioli (P. I. pg. 163) folgende Figur (Tab. III, Fig. 4) entworfen. RET sey die Erde, B ihr Mittelpunkt, Alexandrien liege bey G , Syene bey E , EGH sey der Durchschnitt eines Skaphiums, dessen Gnomon IG senkrecht über dem Punkt G stehe; ACD der Durchmesser der Sonne. Sie ist größer als die Erde, und die Durchschnitte beyder Weltkörper sind in einer Ebene in dem Meridian. E oder Syene liege senkrecht unter dem Mittelpunkte der Sonne. Dieses letztere schloß er daraus, weil nach dem Zeugnisse mehrerer Alten zu Syene ein Brunnen war, der zu der Zeit des Solstitiums bis auf den Boden ganz von der Sonne erleuchtet wurde. Der Sonnenstrahl vom Rande der Sonne A treffe um diese Zeit (am Mittage des Solstitiums) die Spitze des Gnomons I , und gehe also mit CE parallel. Unter dieser Voraussetzung wird der Gnomon zu Alexandrien IG verlängert in den Mittelpunkt der Erde treffen, und diese Linie wird die beyden Parallellinien AI und CD schneiden, also

S

wird

wird der Winkel $MIB = IBE$. Aber der Bogen MG am Skaphium mißt den Winkel MIG , und GE den Winkel bey B ; GE ist aber der Bogen des Meridians auf der Erde von Alexandrien bis Syene, also wird dieser Bogen durch den am Skaphium gemessen.

Als ein Versuch die Grundsätze der Mathematik auf so wichtige Gegenstände anzuwenden, ist das Verfahren allerdings lehrreich; eine genaue praktische Anwendung verstattet es aber nicht. Es zeigt aufs neue, daß man noch am scheinbaren hieng, und mit einem *beynahe* zufrieden war.

Zwey Linien, die wirklich einen Winkel mit einander machen, können nur dann als parallel angesehen werden, wenn sie von einem unendlich entfernten Punkte kommen. Dieses geht aber bey der Sonne selbst in unsern Zeiten nicht an, wo man sie doch viel weiter von uns setzt, und Eratosthenes nahm auch darauf keine Rücksicht. Sein Verfahren gründet sich darauf; daß er den Halbmesser der Sonne AC als unbedeutend dabey bey Seite setzte. Wahrscheinlich hatte aber auch der Mathematiker an geometrischen Hülfsmitteln Antheil daran. Ihm war es darum zu thun, zwey Parallellinien zu erhalten, um die genannten Winkel

am Mittelpunkte der Erde und am Skaphium gleich zu machen und seinen Satz finden zu können.

Man nehme Eratosthenes Instrument so groß als das des Ptolemäus an, also ohngefähr 6 Fuß (und das war vielleicht schon zu viel, wenn die Sehnen an demselben bequem gemessen werden sollten); so hätten, wie BUGGE (*) für jenes berechnet, 5 Minuten am Rande $\frac{1}{3}$ Linien eingenommen, und der Sonnenhalbmesser, oder der Halbschatten, in der Figur der Winkel LIM, nur Eine Linie.

Für die angenommene Polhöhe von Alexandrien 31° , $11'$, und die von Syene 24° Grade, ist der Bogen des Meridians zwischen den beyden Oertern 7° , $11'$, $30''$, statt dafs, wenn die damalige Schiefe der Ekliptik 23° , $45'$ war, sich zwischen den Wendekreisen selbst nur ein Bogen von 7° , $26'$ Minuten hätte finden müssen. Mit dieser Schiefe würde ferner die Sonnenhöhe am Tage des Solstitiums zu Syene 89° , $45'$ Minuten gewesen seyn, und die Länge des Schattens in Theilen des Gnomons $0,00436$. Bey dem Brunnen mußte die Seite des südlichen Randes, oder der Theil dersel-

(*) Astronom. Jahrbuch 1794. pg. 100.

derselben, welcher in der Mittagsfläche lag, die Spitze des Gnomons vertreten. Um die Schattenlänge gehörig zu finden, müßte man die Tiefe des Brunnens kennen. War er 25 Fuß; so hätte die Länge des Schattens vom Mittelpunkt der Sonne ohngefähr 1 Zoll betragen, war er weniger tief, so betrug er noch weniger. Es ist also offenbar, daß man eine solche GröÙe in einem Brunnen nicht wohl bemerken würde, wenn er auch nicht genau unter dem Wendekreis lag.

Wir blieben also in der Lage von Syene um $14\frac{1}{2}$ Minute ungewiß. Eratosthenes giebt den ganzen gemessenen Bogen auf $\frac{1}{30}$ des ganzen Cirkels, das heißt auf 7 Grad 12 Minuten an, er würde sich also unserer nach BRUCH angenommenen GröÙe nähern, und dadurch seinen Fehler verbessern. Da aber der Halbmesser der Sonne noch hinzukommen muß, um beyde Beobachtungen auf den Mittelpunkt der Sonne zu reduciren; so sind wir berechtigt, 7 Grad 26 Minuten dafür anzunehmen, mit Ausschluss der Parallaxe. Diese ganze Differenz würde aber an Eratosthenes Instrument kaum die GröÙe einer pariser Linie betragen haben, auf welche er wahrscheinlich nicht achtete.

Sonach

Sonach würde der gemessene Bogen des Meridians von

$$7^{\circ}, 11' = 4653 \text{ Stadien,}$$

$$7^{\circ}, 12' = 4643$$

$$7^{\circ}, 26' = 4893$$

seyn; wenn man die Weite von Syene $7^{\circ}, 44', 10'' = 5000$ Stadien setzt, und der Fehler, welcher aus der Ungewißheit der Lage des Orts entsteht, betrüge nur 250 Stadien.

Da indessen Eratosthenes beyde Oerter unter einen Meridian setzt und die 5000 Stadien für den zu messenden Bogen annimmt; so wird der Irthum noch um vieles beträchtlicher. Hätte er den Halbmesser der Sonne nicht bey Seite gesetzt; so hätte er sich bey dieser falschen Voraussetzung nur um 107 Stadien geirrt, statt daß jetzt der Fehler über 357 beträgt.

Für den Umfang der Erde selbst käme nur nach unsrer angenommenen GröÙe des gemessenen Bogens 232,560 Stadien, statt daß Eratosthenes 250,000 dafür annimmt. Es wäre ferner der Durchmesser = 74026, nach Eratosthenes = 79675.

Wenn aber endlich Vitruv. (lib. I, 6), Plinius (II, 108 sqq.), Censorinus (c. 11), Martianus Capella (VI, 4) und Makrobios (lib. I) Eratosthenes Angabe auf 252000 Stadien setzen; so

geschieht es bloß, um für den Grad eine runde Zahl nemlich 700 Stadien zu bekommen, wovon aber Eratosthenes nichts wußte, dessen Resultat $694\frac{4}{5}$ gegeben haben würde.

Noch muß ich hier bemerken, daß nach Cleomedes Eratosthenes selbst den Durchmesser noch über ($\nu\pi\sigma\epsilon$) 80000 Stadien angenommen haben soll. Dieß ist aber offenbar für 250,000 zu viel und könnte leicht ein Fehler des Abschreibers seyn. Gesetzt auch, daß es damit seine Richtigkeit habe; so wäre dieß ein Beweis mehr, daß es Eratosthenes nur um eine Näherung, nie aber um eine scharfe Bestimmung zu thun war (*).

Um endlich alles deutlich übersehn zu können, wollen wir die Stadien in Meilen verwandeln. So wäre nach unsrer Annahme (232,560 Stadien) der Umfang = $5408\frac{1}{3}$, der Durchmesser $1721\frac{2}{3}$ Meilen, und nach Eratosthenes jener = $5813\frac{1}{3}$, dieser = $1852\frac{2}{3}$. Das giebt den Halbmesser aus beyden Größen $860\frac{2}{3}$ und $926\frac{2}{3}$. Der Umfang wäre also um $405\frac{2}{3}$, der Durchmesser $131\frac{1}{3}$ und der Halbmesser 66 Meilen.

(*) Das Manuskript des Cleomedes auf der Göttinger Bibliothek laßt das $\nu\pi\sigma\epsilon$ weg, wie ich in meinem Exemplar sehe, welches ich aus der Kulenkampischen Auction erhalten habe, und worin die Varianten angegeben sind.

Meilen von Eratosthenes, zu groß angenommen.

Diefs wäre also das Unternehmen, das Plinius l. c. *improbum, ausum, sed ita subtili ratione comprehensum, ut pudeat non credere* nennt, und dem Makrobios das Zeugniß giebt, daß es *evidentissimis et indubitabilibus rationibus constare*, obgleich beyde es noch mehr verstümmelten. Wahr ist es indessen, wie wir aus Vergleichung der Halbmesser sehen, daß Eratosthenes unsern Begriffen näher gekommen seyn würde, wenn er nicht den gemessenen Bogen zu groß angenommen oder sorgfältiger untersucht hätte, ob beyde genannten Oerter unter einerley Meridiane liegen. Bey alle dem wäre dieses Zusammentreffen doch nur ein Ohngefähr gewesen, wie theils schon sein Verfahren, theils auch Hipparchos Zeugniß beweist, der einige Zeit nachher lebte, und als sorgfältiger Beobachter bekannt ist. Dieser fand nach Plinius Zeugniß (l. c.) Eratosthenes Angabe noch um 25000 Stadien oder um 581 Meilen zu klein.

Nach unsern jetzigen Begriffen wäre der Umfang 5400, der Durchmesser 1720, der Halbmesser 860 Meilen.

Nach Eratosthenes der Umfang $5813\frac{1}{3}$,
der Durchmesser $1852\frac{2}{3}$, der Halbmesser $926\frac{1}{6}$.

Nach den übrigen alten Mathematikern
vor Eratosthenes bey Archiméd der Umfang
 $6976\frac{7}{8}$, der Durchmesser $2220\frac{7}{8}$, der Halb-
messer $1110\frac{3}{8}$. Nach Aristoteles der Umfang
 $9502\frac{1}{3}$, der Durchmesser 2960, und der Halb-
messer 1480 Meilen.

Diese Resultate geben also vier Vorstel-
lungen von größten Kreisen der Kugel, deren
Halbmesser sich wie 215, 232, 275, 370 ver-
halten.

Noch muß ich hier von den Zonen bemer-
ken, daß sie nach Parmenides Zeit zwar auf
die Art abgetheilt wurden, wie sie jetzt noch
unter uns üblich sind. Die heiße lag innerhalb
der Wendekreise, von da erstreckten sich die
beyden gemäßigten bis an die Polarkreise, und
den übrigen Theil des Himmels nahmen die
kalten Gürtel ein. Nur muß dieses mit der
Modifikation verstanden werden, daß die
gemäßigten Zonen nicht so genau bestimmt
waren wie jetzt, sondern nur *ohngefähr* bis
zu dem jetzigen 54 Grad der Breite oder bis
an die Gränze der damals bekannten Erde
reichten. Dieses kam daher, weil die Polar-
kreise im alten Sinne des Worts nach den ver-
schie-

schiedenen Polhöhen verschieden waren, und man außerdem wenigstens zu Eudoxus Zeit es auch damit nicht so genau nahm, wo so ziemlich für ganz Griechenland einerley Horizont galt. Eine solche Beschreibung der Zonen haben wir noch von Eratosthenes in einem Fragmente seines Gedichts Merkurius (Achill. Tat. Isag. ad Arat. 29. nach der Vossischen Uebersetzung).

*Fünf auch wurden ihm Zonen umher im
Kreise gedrehet.*

*Zwo davon geschwärzter wie dunkle Bläue
des Stahles;*

*Eine zur Wüste gedörrt, und als vom
Feuer geröthet.*

*Diese kam in die Mitt', und loderte ganz
durch den Umfang,*

*Angeprellt von den Flammen; denn grad'
auf jenen Bezirk her*

*Liegen gedrängt und glühn stets sommernde
Sonnenstralen.*

*Aber die zwo seitwärts an den Polen um-
hergeschmiegeten*

*Sind stets schaudernd in Frost, und stets
von Gewässer belastet:*

*Wasser auch nicht, nein selber gehärtetes
Eis von dem Himmel*

S 5

Liegt

*Liegt im weiten Gefield, und umher starrt
alles vor Kälte:*

*Drum sind dort Einöden, den Sterblichen,
unzugänglich.*

*Doch die andern beid' erstrecken sich gegen
einander,*

*Zwischen der Sommerglut und dem schla-
ckigen Regen des Eises.*

*Wohlgemässiigt beyd' und der Eleusinischen
Deo*

*Lebensgewächs anhäufend in Segnungen;
diese bewohnen*

Gegenfüßige Männer.

“Durch die nördliche gemässiigte Zone erstreckte sich, nach Vossens Untersuchung (Erklärung zu Virg. Landb. I. v. 239 u. f.), unsre bewohnte Erde vom Ocean umströmt in Gestalt eines eirunden Ringkastens (*σφενδορν*) oder eines länglichrund geschnittenen Kriegsmantels (*chlamys*), der Länge nach von Morgen gegen Abend: indem westwärts Europa und Afrika in zwey länglichen Bogen gegen einander sich zuspitzten und ostwärts Asien etwas breiter auslief. Die gemeineren (und also wohl auch die älteren) Erdtafeln stellten die Erde unter einem gewölbten Himmel aber rund dar, nach
Gemi-

Geminus. Am Rande desselben gieng die Sonne auf und unter. In der südlichen gemäßigten Zone vermuthete man eine ähnliche Erdinsel, die man Antichthon nannte, und verglich beyde Erdkreise mit einem doppelten vom Ocean durchströmten O. Einige nahmen vier solche Weltinseln an, in jeder gemäßigten Zone eine obere und eine untere: Andre noch mehr." Das angeführte Fragment zeigt, daß schon Eratosthenes das Wort Antichthon in diesem und nicht in philolaischem Sinne nahm, wie wir nachher sehen werden. Und zu denen, welche vier Weltinseln annahmen, sollte man fast schon Plato in seiner Beschreibung der Erde rechnen, wenn er nicht behauptete, daß der Pyriphlegethon in unsrer Nähe fließe und zuweilen durch Ausbrüche sich zeige.

Voss führt bey dieser Gelegenheit noch an, "daß die alten Erdmesser von Eudoxus an den Umfang der Kugel in 60 Theile theilten, wovon einer 6 unsrer Grade enthält; und jedes aus 15 Theilen bestehende Viertel war von dem Aequator zu den Polen in 4, 5 und 6 zerlegt. Die vier ersten Theile reichten zu den Wendekreisen und begränzten die verbrannte Zone; die nächsten 5 Theile enthielten die gemäßigten bis zum Polarkreis oder bis zum 54 Grade,

die

die übrigen 6 Theile kamen auf die kalte Zone." Die Eintheilung eines Kreises in 60 Theile gehört mit zu den ältesten, weil sie aus der eines Sechsecks entsteht, worauf man gleich anfänglich verfiel. Da die Gürtel immer eine beständige GröÙe behielten; so konnte man diese Eintheilung also auch da schon anwenden, als man, wie es vor Eratosthenes allgemein der Fall war, bey jeder Messung allemal den Kreis oder das Vieleck von neuem theilte und also noch kein beständiges Maas hatte. Ob sie aber von Eudoxus herrührt, und ob er dem zu Folge die Erde für eine Kugel hielt, kann ich nicht beurtheilen, weil ich Vossens Gründe nicht kenne. Mir ist die Eintheilung nur aus Achilles Tatius (Isagog. ad Arat. 26) bekannt, wo sie nur im allgemeinen angeführt wird. Wollte man hier in dieser Stelle sie einem Schriftsteller beylegen, so müßte es Eratosthenes seyn, weil Achilles Tatius an einem andern Orte nicht undeutlich zu verstehen giebt, dafs er sich in seiner Beschreibung an ihn halte (*).

(*) Man vergleiche auch Vossens Welttafeln bey Homer und Virgil.

Dritter Abschnitt.

Von den Sternbildern.

Bisher mußten wir nur aus einzelnen Daten muthmaßen, um welche Zeit einige Sternbilder in Griechenland bekannt gewesen seyn könnten. Vollkommene Belehrung findet man aber nirgends. Jetzt vereinigten sich viele Umstände, die Wissenschaft ihrer Reife näher zu bringen. Wir finden Beyspiele, welche die Verbindung der Griechen mit auswärtigen Nationen, besonders das starke Verkehr mit Aegypten deutlich zeigen. Jetzt sehen wir die bekanntesten und auffallendsten Gruppen geordnet, bis auf einige Modifikationen, welche wir bemerken müssen.

Eudoxus schrieb zwey Werke, deren Titel ich oben angeführt habe. Nach den noch vorhandenen Beyspielen in Hipparchs Schrift (*) untersucht er in beyden die Lagen der Sterne gegen einander und beschreibt die Gruppen.

Arat,

(*) Hipparchi in Eudoxi et Arati phaenomena enarrationum lib. III. von Petavius herausgegeben in seinem Uranolog. von pg. 98 an ed. Antw.

Arat, ein Gelehrter aus Soloe in Cilicien (er lebte nach der 125ten Olympiade ant. Christ. 278), nach dem Zeugnisse der Alten ein Arzt, welcher aber ausserdem noch Philosophie, Grammatik und nach einigen auch Mathematik studirte, schrieb auf Befehl des Königs Antigonus ein Gedicht Phaenomena, welchem zugleich noch vom 722sten Vers an die Prognostica (*διοσημεία*) angehängt sind. In diesem trug er nicht sowohl seine eigne Meynung als Eudoxus Lehrsätze vor. Besonders sind es Eudoxus Phaenomena, welche er zum Grunde legte. Er benutzte aber auch dessen andre Schrift *ἐνοπτέρης*, wie wir von Hipparch belehrt werden. Er selbst beobachtete nicht, sondern hielt sich treulich an seinen Vorgänger, wie die noch vorhandenen Beyspiele in Hipparcha Schrift deutlich beweisen. Wenn er in dem bekannten Epigramm des Callimachus (v. vita Arati in Petav. Uranol. pg. 149) aufgestellt wird; so ist wohl nur die dichterische Behandlungsart gemeynt. Das Muster aber, das er vor sich gehabt hätte, könnte kein andres, als Hesiods Astronomie gewesen seyn. Cicero sagt von ihm de oratore lib. I. Constat inter doctos, hominem ignarum Astrologiae ornatissimis atque optimis versibus Aratum de coelo et stellis scripsis-

se (*). Das Gedicht wurde von griechischen und römischen Gelehrten häufig gelesen, übersetzt und erklärt. Von den griechischen findet man in FABRICI Bibliotheca Graeca ein Verzeichniß. Von den Römern gehören besonders Ciceron's, Avien's und Germanicus Uebersetzungen hierher. Von allen diesen hat sich aber nichts erhalten als bloße Fragmente in dem Scholiasten zum Germanicus und in Hygin's Poeticon astronomicon, und noch eine kleine Schrift von Eratosthenes, unter dem Namen der Sternbilder. Dieses Werkchen(**) fand sich nur in einer einzigen sehr korrumpen und unvollständigen Handschrift, welche FELL aus der Dunkelheit hervorzog(***). Gesetzt auch, daß man die Aechtheit der Schrift, wie einige thun, bezweifeln wollte; so giebt doch eine Vergleichung mit Hygin und Germanicus, daß die Vorstellung

(*) Besonders bekannt von den neueren Erklärungen ist Hugonis Grotii syntagma Arateorum. Lugd. Batav. 1600. Ueber die Literatur überhaupt und die Commentarien vid. FABRIC. Bibl. Graec. lib. III, c. 18, 1. Die neueste und beste Edition ist von BURL. Leipzig 1793.

(**) Man vergleiche FABRIC. Bibl. Graec. lib. III, 18, XII. seq.

(***) Oxon. 1672. nachher in Galei opusc. phys. Amsterd. 1688.

stellungen, wie sie darin vorkommen, dem Eratosthenes angehören müssen. Die Zweifel würden also bloß den Philologen interessiren, uns aber nicht hindern, die darin vorkommenden Meynungen einem Manne wirklich beyzulegen, welcher in der Wissenschaft Epoche machte. Hygin und Germanicus berufen sich nicht bloß auf ihn, sondern kopiren ihn in ihren Schriften wörtlich, und ich möchte sagen so sklavisch, daß sie auch nicht einmal auf den veränderten und verbesserten Zustand der Wissenschaft achten.

Arat, Eratosthenes und wie wir also auch mit Grund annehmen dürfen Eudoxus gehen in ihrer Gestirn-Beschreibung vom Nordpol aus und legen dabey die zunächst dort herumstehenden Hauptgruppen, die Bären, den Drachen, und den Cepheus zum Grunde, um sie als Merkmale und Bestimmungen zu gebrauchen, woran sich ein Faden anknüpfen liefse, und wodurch sie ihren Lesern deutlich würden. Sie gehen alsdann bis auf die Ekliptik fort. In der südlichen Hemisphäre fangen sie von dem Orion an, als dem bekanntesten und auffallendsten Bilde. Sonach folgt bey Arat gleich auf die Bären der Engonasin (*), die Krone, der Schlangen-

(*) Man vergleiche die Charten.

genträger, die Scheeren des Scorpions, später die Waage genannt, der Arktophylax oder Bootes, die Jungfrau, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, der Fuhrmann, der Stier, Cepheus, Cassiopeia (*), Andromeda, das Pferd, der Widder, der Triangel, die Fische, Perseus, die Plejaden noch besonders, die Leyer, der Schwan, der Wassermann, der Steinbock, der Skorpion, der Schütze, der Pfeil, der Adler, der Delphin, der Orion, der große Hund, der Haase, das Schiff, der Wallfisch, der Eridanus, das Band der Fische, der südliche Fisch, die südliche Krone, der Altar, der Centaur, der Wolf, die Wasserschlange mit dem Becher und dem Raben, und der kleine Hund.

Diese Ordnung scheint mir ebenfalls daher entstanden zu seyn, weil man sich noch nicht an die Kreise des Himmels halten konnte, wo man sonst wahrscheinlicher von dem Thierkreise ausgegangen seyn würde, und mir ist es kein Einwurf, daß Eratosthenes, bey dem man es nicht erwarten sollte, diese Ordnung beybehält. Er kommentirte den Arat, und mußte ihm also auch hier folgen. Ein neuer Beweis aber, wie unvollkommen alles war, ist die Be-

mer-

(*) Späterhin wurde Cassiopeia geschrieben.

merkung, daß Arat und, wie die Fragmente auch zeigen, Eudoxus wenig oder gar nicht auf die einzelnen Sterne und ihre Stellung Rücksicht nehmen, sondern alles nur obenhin nach ganzen Sternbildern angeben, Eratosthenes hingegen die einzelnen Sterne zwar zählt, wie viel zum Kopfe, zu den Füßen u. s. w. eines Gestirns z. B. des großen Bären gehören, und ihre Summen im Ganzen angiebt, ihre Stellen aber so wenig bestimmt, daß man selten jetzt herausfinden kann, welche er meynete. An eine Angabe nach Längen und Breiten ist nicht zu denken. Dieses zeigt Eratosthenes Schrift nicht allein, sondern auch Hygin und Germanikus.

Um also bey den Bären den Anfang zu machen; so bemerkt Hipparch (ad phaen. n. 10. pg. 104), daß die Alten bloß die sieben größten und bekanntesten Sterne zu diesen Sternbildern gerechnet hätten, nemlich die mit β , γ , ζ , η , ϵ , δ , α in beyden Gruppen bezeichneten.

Schon das Ansehn und das Alter Hipparchs ist uns für die Gewißheit seiner Aussage Bürge. Er nimmt es als eine ausgemachte Sache an. Bey dem kleinen, sagt er, wäre es besonders sichtbar, daß man sich unter β den Kopf, unter γ die Vorderfüße u. s. w. gedacht habe, und daß

dafs keine Sterne dort herumständen, welche die fehlenden Theile des Bildes ausdrücken könnten. Bey dem grofsen aber lehrt Eudoxus ausdrücklich (Hipp. ad phaenom. in Petav. Uranolog. pg. 99. und 104), dafs der letzte Stern im Schwanze des Drachen λ über dem Kopfe desselben stehe, dafs unter den Vorder- und Hinterfüfsen noch einige Sterne sich befinden, wahrscheinlich also diejenigen, welche jetzt diese Theile selbst ausmachen, κ , ι , λ , μ und dafs vor dem Kopfe nach dem Fuhrmann und dem Perseus zu noch mehrere namenlose Sterne sich befinden. Bey alle dem aber setzt doch er und Arat das Gestirn über die 3 Sternbilder, über den Löwen, den Krebs und die Zwillinge, eine Ordnung, die selbst jetzt noch nicht statt finden kann. Die Gruppe des kleinen Bärs blieb auch noch fernerhin unverändert, zu dem grofsen aber kamen nach und nach bis auf Eratosthenes, also in 100 Jahren, mehrere bis auf 24 hinzu. Er läfst den Kopf aus den sieben dunklen Sternen bestehn, welche vorhin noch keine Namen hatten, und die vier hellen, welche das Viereck ausmachen, setzt er in den Leib der Gruppe.

Der Grammatiker Parmeniskus, einer von Arats Kommentatoren, irrt sich also, wenn er

(Hygin P. A. II, 2) glaubt, daß der Name des Wagen aus dem Grunde in den eines Bären umgeändert worden wäre, weil man nach und nach zu den sieben Sternen noch andre hinzugesetzt hätte.

Der Drache wird zwar in allen Sternverzeichnissen mit verschiedenen Krümmungen dargestellt. Die Lage der Sterne δ , χ , ζ führen auch darauf. Eudoxus und Arat behaupten aber noch eine dritte Krümmung am Schwanze. Das scheint schon aus dem Ausdrücke Arats v. 46 *αμφι, ἐαγως* (in vielen Windungen) zu folgen, und auch aus der Beschreibung beyder Männer (Uranolog. pg. 102), wenn sie ausdrücklich versichern, der Drache winde sich um den Kopf des kleinen Bärs. So müßte auch der Ausdruck Arats verstanden werden, welchen Hipparch tadelt, daß die beyden Bären an einer Krümmung des Drachen liegen.

Beyde Männer nehmen ferner an, daß die rechte Schläfe des Drachen nach dem großen Bär hinliege, da doch, wie die Figur zeigt und Hipparch ausdrücklich versichert, es die linke ist, welche wir deutlich sehn. Die Einwendung des Attalus (Uranolog. l. c.), daß sich Eudoxus den Kopf des Ungeheuers nach der Aussenseite der Welt zugedacht habe, finde ich nicht ganz
gegrün-

gegründet, sondern der Kopf müßte rückwärts stehn, so daß der Hals nach dem Engonasin hin zu liegen käme. Ob Eratosthenes hierin schon Veränderung fand oder machte, ist ungewiß. Er Schweigt ganz, nur daß er (cat. c. 4) bemerkt, die Schlange habe einen aufwärts gerichteten Kopf (κεφαλήν μετεωρον). Ich verstehe nemlich nach dem Engonasin zu, um den Streit auszudrücken. Oder man müßte die Worte anders konstruiren: ἐπὶ ὀφίε μετεωρον, ἔχων κεφαλὴν, der Drache ist ein frey in der Höhe schwebendes Ungeheuer mit einem Kopfe. Nur hätte alsdann die Stelle keinen Sinn, wenn man sie nicht als einen Widerspruch gegen Pangasis ansehen wollte, welcher früher als Eratosthenes lebte (nach Voss de hist. Graec. Ol. 78) und behauptete, der Drache habe keinen Kopf (v. Schol. Germ.).

Das zunächst daran liegende Sternbild ist der Engonasin (der auf den Knieen liegende). Nach Eudoxus und Arat steht die Krone an seinem Rücken, die Leyer am linken Knie, und mit dem *rechten* Fusse tritt er auf den Kopf des Drachen, statt daß es nach Hipparch (l. c.) und unsrer Vorstellung der linke seyn müßte. Hipparch meynt, man habe sich die Figur so gedacht, als ob sie uns den Rücken zukehre,

dann könnte aber die Leyer nicht auf der linken Seite stehn. Ich glaube daher, daß man sich nur den Kopf des Drachen mehr zurückgebogen dachte, wodurch jene Stellung recht gut möglich wird, ohne etwas in der Lage des Bildes zu ändern. Die ganze Figur denken sich Eudoxus und Arat, wie auch schon der Name zeigt, als einen Betenden oder Flehenden mit aufwärts gerichteten Händen, ohne weitere Attribute und ohne bestimmten Namen (*το μὲν οὗτις ἐπιστάται ἀμφοτέρων εἶπεν* sagt Arat v. 64), bloßs ein unbekanntes Bild (*ἀπειθής*) einem Manne ähnlich. Bey Eratosthenes finden wir die Figur in den Herkules umgeschaffen, welcher mit der Schlange streitet, mit Keule und Löwenhaut bewaffnet. Doch die letztere auch nicht, wie jetzt um den Leib, sondern bloßs um die linke Hand geschlungen, oder nach einer andern Lesart von Koppius (*observat. philos.*) in der Hand frey haltend. Schon vor Eratosthenes müßte nach Pangasis die Figur den Herkules vorgestellt haben, wie aus Hygin und Germanikus zu folgen scheint, aber ohne Keule mit aufgehobenen Händen.

Dem Schlangenträger giebt Eudoxus eine etwas schräge Lage, wenn er ihn (*Uranol. 103*) nach Hipparch mit dem rechten Fulse über den Leib

Leib des Skorpions stellt. Nach Arat steht er mit zwey Füßen gerade auf, statt daß der rechte ein wenig verkürzt seyn sollte. Auch dagegen macht Hipparch noch Einwendungen, daß Arat behauptet, die Sterne an den Schultern γ , β wären heller, als die in den Händen. Jene könne man auch noch beym Lichte des Vollmonds erblicken, wo die geringeren Sterne verschwinden, diese aber nicht. Hipparch hält sie für eben so helle. Nach ihrer gegenwärtigen Lichtstärke kann die Bemerkung bloß von den Sternen ϵ , δ in der linken Hand gelten, welche so wie die in den Schultern dritter GröÙe sind, die in der rechten τ , ν sind geringer.

Der Skorpion nimmt in diesem ganzen Zeitraume noch zwey Zeichen ein, das Zeichen der Waage sind die Scheeren desselben (*).

Letztere

(*) Diese Erklärungen Arats, Eratosthenes und anderer scheinen mir ein deutlicher Beweis, daß die Waage erst später hinzu kam. Die Römer behaupten, daß sie dieselbe an den Himmel gesetzt hatten. Von wem sie erfunden wurde, ist hier einerley. Für die Geschichte der Wissenschaft ist es hinlänglich, zu wissen, daß sie vorher nicht existirte. Wenn sie von dem alexandrinischen Zeitalter an das eine Volk kannte;

Letztere werden von Arat für dunkel angegeben v. 90. und nur kenntlich beym Aufgange durch den fast zugleich aufgehenden Arktur. Gegen die Unrichtigkeit dieser Aussage sprechen schon Hipparch und Attalus. Auch scheint darin noch eine kleine Verschiedenheit in den Angaben zu seyn, daß Arat den Stern erster GröÙe α im Skorpion zum Auge desselben macht, Eratosthenes hingegen ihn zu den Scheeren rechnet.

Arktophylax oder Bootes kömmt in eben der Stellung vor, wie wir ihn jetzt noch erblicken. Zwey Sterne in der Hand werden besonders erwähnt, daß sie nicht untergehen, (β , γ).

Ob

so dürfen wir sie auch bey dem andern annehmen. So gesondert waren jetzt die Völker nicht mehr, daß sie nicht ihre Begriffe hätten umtauschen sollen. Caesar brauchte bekanntlich alexandrinische Gelehrte bey seinem Kalender. Es ist also ganz begreiflich, daß Geminus sie kannte und warum Ptolemaeus nicht? Aber ob sie vor dem alexandrinischen Zeitalter bey irgend einem Volke existirte, daran zweifle ich. Die Gründe für das Alter des indischen Thierkreises, worin sie sich findet, kenne ich zwar nicht, nach dem aber, was LA PLACE (Darstel. des Weltsyst. Th. 2. pg. 225) über das Alter der indischen Tafeln gesagt hat, mögen sie ebenfalls nicht ganz überzeugend seyn.

Ob er aber mit der Keule abgebildet wurde, darüber finden wir keine Auskunft. Arktur steht nach Arat am Gürtel, nach Eratosthenes zwischen den Knien.

Die Jungfrau ist im ganzen genommen unsre jetzige Figur und zwar auch mit Flügeln. Den Stern ϵ oder Vindemiatrix erwähnt Arat ausdrücklich, nicht aber den helleren α oder die Kornähre. Ob vielleicht hier eine Verwechslung vorgegangen ist? Außerdem sagt Eratosthenes, daß man sie eines einzigen dunklen Sterns wegen im Kopfe ohne Kopf abbilde.

Der Zwillinge gedenkt Arat nur mit einigen Worten. Die zwey Sterne in den Köpfen haben unfehlbar die erste Veranlassung zu der Benennung gegeben. Zu Eratosthenes Zeiten finden wir die ganze Figur. Das zeigt ausdrücklich der Name und die Stellung des Sterns Propus. Ob sie aber ihre jetzigen Attribute schon gehabt haben, bleibt unentschieden, da von Eratosthenes keine der Fabeln angeführt werden, welche darauf Bezug haben. Ganz anders war es im folgenden, wie die Nachrichten aus dem Scholiasten des Germanikus beweisen.

Der Krebs kann der Dunkelheit wegen kein sehr altes Sternbild seyn. Aus der Fabel, welche Eratosthenes aus dem Pangasis anführt,

liesse sich vermuthen, daß, was nicht unwahrscheinlich wäre, das Bild in der 78 Olympiade den Griechen schon bekannt gewesen seyn könnte. Nur läßt sich nichts beweisen, indem Pangasis in der Heraklee die Mythe ohne Bezug auf das Sternbild erzählt haben könnte. Zu Arats Zeit kannte man aber schon das ganze Sternbild, die Krippe und die Esel. Das letzte kam offenbar von andern hinzu, und zwar später der GröÙe und auch der Fabel nach, welche aus den Gigantomachien entlehnt ist, von denen man weiß, daß sie spätern Ursprungs sind.

Das Haar der Berenice finden wir erst nach Eudoxus. Arat kennt zwar die Sterne, aber den Namen nach nicht (v. 146). Nach der ausdrücklichen Versicherung des Kallimachus (Schol. ad Arat. v. 146), Hygin und Germanikus wurde dasselbe vom Mathematiker Konon der Gemahlin des Königs Ptolemaeus Evergetes zu Ehren unter die Gestirne versetzt. Konons übrige mathematische Untersuchungen rühmt Archimed. Er lebte also mit ihm gleichzeitig.

So wie im Krebs durch den Zufall zwey Sternbilder zusammen kamen, so wurden im Fuhrmanne 3 verbunden, nemlich das älteste der Stern erster GröÙe, die Kapella, die Böckchen

chen von Kleostratus und der Fuhrmann selbst, der anderswoher seinen Ursprung hat, und vor Arat nirgends erwähnt wird. Die Lage und Stellung des Bildes kömmt übrigens mit der späteren Anordnung überein.

Gleiche Bewandniß hat es mit dem Stier. Im vorhergehenden haben wir deutlich gesehen, daß immer nur die Plejaden und Hyaden angeführt wurden, und auch nach Arat und Eratosthenes werden sie noch besonders erwähnt. Von jenen kennt Arat nur 6. Der Stier ist später, wahrscheinlich durch die Figur der Hyaden aus einer andern Sphäre hinzugekommen. Wann und wo dieses geschehen ist, wissen wir ebenfalls nicht. Es könnte indessen leicht seyn, daß er aegyptischen Ursprungs wäre, und um die Zeit Alexanders, wie das Verkehr mit Griechenland stärker wurde, in die griechische Sphäre übergieng.

An Cepheus und seiner Familie ist keine weitere Veränderung gemacht worden. Von der Kassiopeja sagt Arat, man kenne sie nicht gleich beym Anfange der Nacht und beym Vollmonde, weil sie sich durch keine hellen Sterne auszeichne, und doch, setzt Hipparch mit Recht hinzu, sind sie heller, als die in der Schulter
des

des Ophiuchus. Ja die Gruppe selbst läßt sich leicht finden.

Eben das ist der Fall mit dem Widder, welcher nach Arats Aussage beym Vollmonde unkenntlich werden soll, und nur durch den Gürtel der Andromeda und dem Triangel zu bemerken sey. Hätten wir nicht Hipparchs Zeugniß, daß die Sterne im Kopfe desselben α , β , γ heller als die der Andromeda oder wenigstens als die des Triangels wären; so sollte man glauben, ihre Größen müßten sich verändert haben, weil auch Eratosthenes dasselbe nacherzählt, und sogar die Fabel darauf zu bauen scheint. Mit den übrigen Sternbildern der nördlichen Hemisphäre, dem Adler, dem Pfeil, dem Schwan, der Leyer, dem Delphin, den Fischen und dem Pferd sind keine Veränderungen weiter vorgegangen, ausser daß nach Eratosthenes ausdrücklicher Versicherung das Pferd ohne Flügel abgebildet wurde.

Von den Sternbildern des Thierkreises könnte der Steinbock vorzüglich seiner Fischgestalt wegen, der Wassermann und die Fische, weil sie auf Ueberschwemmungen deuten, aegyptischen, oder die Fische vielleicht auch syrischen oder orientalischen Ursprungs überhaupt seyn. Von der Entstehung des Schützen ist oben

oben schon gehandelt worden. Hier müssen wir noch merken, daß Eratosthenes ihm die Gestalt eines Mannes mit Pferdefüßen aber ohne die Figur eines Pferdes giebt, und ausdrücklich erklärt, daß diejenigen irren, welche ihn als einen Centaur vorstellen. Man sieht also aus der Bemerkung aus Arat (v. 400), welchen Eratosthenes bey der Erinnerung vorzüglich im Sinne gehabt zu haben scheint, daß die Centauerngestalt schon Mode gewesen seyn muß. *Den Schützen*, sagt Eratosthenes (c. 28), *nennen die meisten einen Centaur. Andre widersprechen aber, weil er nicht vierfüßig erscheint, sondern aufrecht steht, und mit dem Bogen schießt. Die Centauern aber führen keine Bogen. Dieser Mann hat Pferdefüße und einen Schwanz wie ein Satyr.*

Es würde indessen zu voreilig seyn, wenn man daraus schliessen wollte, daß die Centauernform die ältere sey, und Kleostratus sie nur in die eines Satyrs verändert habe. Wie sich Eudoxus das Bild dachte, ist zweifelhaft, da er bey Gelegenheit des antarktischen Polarkreises nur Einen Schenkel des Schützen anführt (Uranolog. pg. 116). Die dabey stehenden Sterne der südlichen Krone kennt zwar Eratosthenes, ihren Namen aber nicht. Sie waren also

also noch nicht in ein Bild zusammengezogen.

Der Altar, die Wasserschlange mit dem Becher und dem Raben, Orion mit seinen Hunden und dem Hasen sind bis jetzt ebenfalls unverändert geblieben. Vom Schiffe ist nach der gemeinschaftlichen Aussage Arats und Eratosthenes nur das Hintertheil bis an den Mast sichtbar. Der Centaur führt einen Thyrsus, und Eridanus erstreckt sich blos vom Wallfisch bis zum Kanobus am Ruder des Schiffes, nicht aber weiter rückwärts nach Süden zu, wie jetzt bey genauere Kenntniß des Südpols. Die Sterne der Taube wurden zwar bemerkt, waren aber noch nicht in eine Gruppe zusammengefaßt (cf. Uranol. p. 109 nebst Arat), noch weniger waren aber die südlichen Sterne bekannt. Wir finden nicht eine einzige Beobachtung, welche über den Horizont von Alexandrien hinausreichte. Ueber die Gestalt des Wallfisches endlich schweigen alle Schriftsteller, so daß sich darüber gar nichts bestimmen läßt.

Endlich verdient es noch einer Bemerkung, daß nach der ausdrücklichen Versicherung Hipparchus (Uranol. pg. 106) nicht allein, sondern auch nach den deutlichen Ausdrücken Eudoxus und Arats man sich die Sternbilder dachte, wie
wir

wir sie an dem Himmel erblicken, nicht aber auf den Rücken liegend, wie sie bey späteren griechischen Astronomen und z. B. auf dem Farnesianischen Globus erscheinen (*). Dieses ist, dünkt mich, ein Grund mehr, der uns zu der Vermuthung berechtigt, daß man nicht gleich anfangs künstliche Globen als Hülfsmittel gebrauchen konnte, wie späterhin.

In der astronomischen Fabel merkt man jetzt ein auffallendes Bestreben der Grammatiker, den Sternbildern die vorhandenen Mythen anzupassen oder auch neue aus der Gestalt selbst hergenommene zu erfinden. Da einmal die Gestalten gegeben waren (über deren Entstehungsart und der Veranlassung dazu ich mich nicht weiter verbreiten will, weil man sich an zu wenige Data halten kann, und man es also der Phantasie überlassen muß, mögliche Erklärungsarten zu finden,); so war es ganz natürlich, daß man durch die ältesten derselben, und die Erzählungen veranlaßt wurde, auch bey den übrigen Bildern Mythen beyzufügen. Ausser einer Menge unbekannter Schriftsteller finden wir in den Scholien zum Arat, in Eratosthenes Katasterismen, in Hygin und den Scholiasten

(*) Man vergleiche nur den kleinen Bonn'schen Himmelsatlas.

sten des Germanikus noch viele Fragmente angeführt von den Männern, welche über Arats Gedicht Kommentare schrieben. Vorzüglich werden Hermippus, Hegesianax, Ister, und Parmeniskus genannt, von welchen ich noch einige Proben geben will. Merkwürdig ist es, daß Arat selbst nur wenige Fabeln zu kennen scheint.

Nachdem man den kleinen Bär am Himmel gesetzt hatte, wurde man veranlaßt, für zwey so ähnliche Gruppen eine Fabel zu erdenken. Die der Kallisto liefs sich nicht gut weiter ausdehnen, als nur dadurch, daß es Eratosthenes selbst oder ein Grammatiker vor ihm versuchte, durch das doppelte Bild das Andenken der Kallisto zu verstärken. Arat oder wahrscheinlicher Aglaosthenes (Eratosth. cat. c. 2) vor ihm machte daher beyde Bären zu Pflegerinnen Jupiters in Kreta, den grossen unter dem Namen Helike. Der kleine behielt seine von der Gestalt selbst vorzüglich von der Lage der 3 Sterne im Schwanze hergenommene Benennung Cynosura (canis cauda). Ja auch selbst davon suchte man eine Mythe aufzustellen, daß der große Bär nicht untergehe, nemlich weil Thetys die Kallisto wegen ihres Umgangs mit Jupiter nicht aufnehmen wolle, nach kretischen Fabeln bey Hygin.

. . . Da

Da die Mythologie mehrere Drachen aufweisen konnte, so war es auch ganz natürlich, daß viele Mythen bey diesem Gestirne angebracht wurden. Die merkwürdigste und älteste ist die von den goldenen Aepfeln der Hesperiden, die von Pherecydes und Pangasis (von jedem mit eigenen Modifikationen ausgestattet) herstammt. Im Hygin kommt noch eine Sage aus einer Gigantomachie vor, wo Minerva einen von ihren Gegnern ihr entgegengeworfenen Drachen an den Himmel schleudert. Und nach der kretischen Fabel (Schol. ad Arat v. 53) verwandelt sich Jupiter selbst in einen Drachen, und seine Wärterinnen in die Bärinnen, aus Furcht vor seinem Vater.

Wenige Sternbilder giebt es aber, in welchen so viele Fabeln gehäuft wären, als im Engonasin. Ein offenbahrer Beweis, daß man sie nach und nach in die Astronomie übertrug, und daß sie nicht durch die Konstellationen selbst entstanden. Ich habe schon bemerkt, daß sich das Alter des Sternbildes nicht angeben läßt; die dazu gehörigen Sterne aber und ihre Lagen gegen einander lassen nicht erwarten, daß ein ungeübtes Auge das Bild so leicht auffinden würde, wie bey andern mehr in die Augen fallenden Gestirnen. Da Arat wieder-

U

holt

holt versichert, daß es keinen Namen habe; so ließe sich wohl mit Grund vermuthen, daß die Entdeckung desselben nicht viel über sein Zeitalter hinaus zu setzen sey, oder wenigstens nicht aus der ältesten Zeit abstamme. Dieses ließe sich also mit den oben angeführten Nachrichten Hygins verbinden, nach welchen Pangasis das Gestirn schon kannte. Schwerer damit zu vereinigen ist dagegen eine andre Nachricht bey Hygin, nach welcher Aeschylus im gelösten Prometheus schon auf das Sternbild angespielt haben soll. Er stellte sich nemlich den Herkules dabey vor, wie er mit den Ligurern kämpft, welche ihm Geryons Rinder wieder abnehmen wollten. Herkules vertheidigt sich gegen den Angriff aus Mangel an Pfeilen mit Steinen, und sinkt endlich kraftlos auf die Knie nieder. In dieser Stellung setzte ihn Jupiter unter die Gestirne. Ich muß bekennen, daß mir die Anordnung des Bildes für Aeschylus Zeiten zu frühe scheint, und glaube, daß die Nachrichten vielleicht durch die Grammatiker entstellt seyn könnten. Doch will ich hierin dem Urtheile meiner Leser nicht vorgreifen. Zu bemerken ist aber, daß wenn auch die Nachricht ganz gewiß wäre, Herkules auch hier ohne Keule und Rüstung gedacht wurde. Arä-
thus

thus von Tegea macht ihn (Hyg. P. A. II, 6) zum Vater der Megisto, mit Namen Ceteus, der seine in eine Bärin verwandelte Tochter betrauert. Hegesianax stellt sich unter dem Bilde den Theseus vor, wie er den Stein aufhebt, unter welchem Cekrops Schwerdt verborgen lag, die darneben liegende Leyer soll bedeuten, daß Theseus in allen Künsten unterrichtet war. Nach unbekannten Schriftstellern war es bald Thamyris, wie er von den Musen geblendet wurde, bald Orpheus, wie er von den Thiacierinnen ermordet wird, oder Ixion, oder Prometheus. Alle diese Fabeln beziehen sich auf die Stellung mit aufgehobenen Händen, und stellen das Bild entweder ganz isolirt oder bringen es mit andern darneben liegenden Gruppen in Verbindung, mit der Leyer, oder der Krone der Ariadne als Theseus oder Orpheus, mit dem Drachen als Herkules und als Ceteus mit den Bären.

Den Ophinchus finden wir dagegen in Ansehung der Fabel fast ganz außer aller Verbindung mit andern. Die bekannteste führt noch Eratosthenes an, der ihn zum Aeskulap macht. Minder bekannt sind die der andern Grammatiker. Hegesianax nennt ihn Karnabon, König der Geten, der den Triptolemus durch einen Drachen tödten ließ, mit welchem

er unter die Gestirne versetzt wurde. Andre nicht genannte Männer bey Hygin machen ihn zum Triopas, König von Thessalien, der einen alten Tempel der Ceres einriß, und zuletzt einem Drachen vorgeworfen wurde, oder auch zum Phorbas, der die Rhodier von Schlangen befreyte, — lauter Sagen, welche sich auf den Ackerbau beziehen oder eine nützliche Erfindung im Andenken erhalten sollen.

Vom Skorpion wird im allgemeinen nur eine Fabel erzählt, daß er von der Diana geschickt wurde, den Orion zu tödten. Ein Beweis, daß die Mythologie nicht viele Sagen aufzuweisen hatte, welche sich bey dem Sternbilde hätten anbringen lassen. Umständlicher sind dagegen die Autoren beym Arktophylax. Der Name ist nicht mythischen Ursprungs. Arat führt auch noch keine Mythe von dem Gestirne an, sondern sagt, daß er unter den Menschen Bootes genannt werde. Oben haben wir schon bemerkt, daß die letzte Benennung in den ältesten Zeiten bey Homer allein vorkam, selbst dann noch, wie man schon die Bären kannte. Er wurde also noch nicht gleich mit diesen in Verbindung gebracht. Ganz anders ist es bey den Grammatikern und Mythographen, welche wieder, die des Arkas ausgenom-

nommen, nützliche Erfindungen verewigen sollen. Eratosthenes und aus ihm Hygin führen zwey verschiedene Sagen von ihm (*), die des Arkas, einem Sohne der Kallisto, welcher seine in eine Bärin verwandelte Mutter auf der Jagd unwissend verfolgte, sie erlegte und mit ihr unter die Gestirne versetzt wurde; die andere vom Ikarus, welcher die Entdeckung des Weins dem Bacchus verdankte und von berauschten Hirten in Attika ermordet wurde. Seine Tochter Erigone, unter welcher man sich die Jungfrau dachte, suchte ihn auf und fand seinen Leichnam mit Hülfe ihres Hundes, der deswegen zugleich mit unter die Gestirne kam. Wahrscheinlich dachte man sich bey dieser

Zusam-

(*) In Eratosthenes Katasterismen kommt eigentlich nur eine einzige Fabel, die des Arkas ausführlich vor. Nach Hygin und Germanikus hat er aber auch die andre vom Ikarus gekannt, welche in seiner Schrift, wie wir sie haben, ausgefallen zu seyn scheint. Andern Nachrichten zufolge hat er ein besonderes Gedicht, Erigone, geschrieben, welches sich darauf bezieht. Ein ganzes Fragment, das diese Fabel betrifft (Schol. ad Hom. Il. X. 29), scheint mir dem Eratosthenes anzugehören, und beym 33ten Kapitel ausgefallen zu seyn.

Zusammenstellung den Bär als den Wagen des Ikarus, weil einige unbekannte Autoren bey Hygin desselben ausdrücklich erwähnen. Nach Hermippus war er ein Sohn der Ceres: Philomelus, welcher die ersten Wagen verfertigte.

Eben so ließen sich bey der Virgo mehrere Erzählungen anbringen. Die Fabel, welche Arat anführt, daß sie Dike, die Tochter des Asträus sey, welche im goldenen Zeitalter auf Erden wohnte, und nachher sich von da entfernte, ist Hesiodisch und unterstützt ganz die Muthmaßung, daß das Citat des Eratosthenes (cat. c. 9), welcher Hesiod dabey anführt, nicht auf die Theogonie und bloß auf die Fabel, sondern auf das Sternbild selbst gehe, und daß dasselbe Hesiod in seiner Astronomie schon erwähnt habe. Von den übrigen Erzählungen sagt Arat nichts. Desto reichhaltiger sind Eratosthenes und Hygin, wo noch sogar einige Namen ausgefallen seyn mögen. Nach diesen war sie bald Tyche, bald Ceres, bald Erigone, bald Isis, bald die syrische Göttin Atargatis. Lauter bekannte Namen.

Die Zwillinge werden am häufigsten die Dioskuren genannt, oder auch die Lieblinge der Ceres: Triptolemus und Jasion. Das letzte wahrscheinlich nach Hegesianax, der sie auf diese

diese Art mit der Jungfrau als Ceres und dem Schlangenträger zu verbinden suchte.

Weniger zahlreich sind die Mythen beym Krebs und beym Löwen. Unter diesem dachte man sich natürlich den nemäischen und von jenem führte Pangasis nur eine einzige Sage in seiner Heraklee an, nemlich im Streite des Herkules mit der lernäischen Schlange. Die Fabeln von den Eseln sind alle aus den Zügen des Bacchus genommen, also alle spätere Dichtungen.

Beym Fuhrmanne kommen lauter Namen von Männern vor, welche entweder als Erfinder oder als Lenker der Wagen berühmt waren. Bald Trochilus, bald Myrtilus bey Theo (ad Arat.), bald Orsilochus bey Hygin, bald — und dieß ist die gewöhnliche Fabel auch bey Eratosthenes, — Erichthonius, dessen Entstehung von Euripides erzählt und von Eratosthenes (c. 13) und Apollodor (III, 14, 6) weitläufig vorgetragen wird. Bey der Ziege wird aus einer alten Theogonie (Eratosthenes nennt den Musaeus) die Amalthea angeführt, welche den Jupiter nährte und erzog. Und da auch die erst in der 6ten Olympiade hinzugekommenen Eöckchen einer Mythe bedurften; so mußten dieselben nach den Grammatikern Parmeniskus und Eu-

hemerus (beydes Gelehrte von Eratosthenes Zeitalter) Kinder der Ziege seyn, und zwar mit kleinen Abänderungen der gewöhnlichen Fabeln, welche man in früheren Mythologieen vergeblich suchen dürfte.

Beym Stier finden wir wieder fast alle Fabeln angeführt, welche die Mythologie aufweisen kann. Er war der Stier der Europa, der Io; der Pasiphae u. s. w. Die Plejaden, Hyaden und die Familie des Cepheus habe ich oben schon angeführt.

Auf das Pferd wurde ganz natürlich die Geschichte des Pegasus angewandt. Im Eratosthenes kommt noch eine andre Fabel hinzu, welche Euripides schon erzählte, die aber von den Grammatikern umgeändert, und, was der Fall sehr selten ist, das gegenseitige Emporkommen und Verschwinden des Pferdes und des Centauers am Horizont ausdrücken sollte. Nach dieser Sage war das Pferd die verwandelte Tochter des Chiron: Melanippe, welche vom Aeolus geschändet und in dieser verwandelten Gestalt unter die Gestirne versetzt wurde, weil sie auch Kenntniß der Astronomie besaß (*).

Der

(*) Nach einer Stelle des Euripides bey Klemens von Alexandrien Strom. lib. I. pg. 111. Man vergleiche auch über die Fabel Ovid. Metam. II, 633.

Der gegenüber stehende Centaur war Chiron; vor welchem sich die Tochter aus Schaam zu verbergen suchte. Bekanntlich kömmt Chiron im Homer und Hesiod nirgends in Pferdegestalt vor. Es könnte also wohl seyn, daß man die nachherige Centauerngestalt bloß auf Chiron übertrug, oder, wie Heyne (ant. Auff. Bd. I. pg. 33) bemerkt, das Bild aus dem Oriente kam und selbst Veranlassung wurde, dem Chiron diese Gestalt anzudichten. Auch Hermippus nennt den Centaur Chiron (Theo ad Arat.).

Das Bild des Widders ist entweder mit dem in Verbindung gesetzt, der Phrixus und Helle über das Meer trug, oder mit Jupiter Ammon. Letzteres von Hermippus und Lucian, welcher aegyptiaca schrieb. (cf. Hygin).

Beym Triangel waren natürlich nicht viele Mythen anzubringen. Die Alexandriner halfen sich also entweder wie Eratosthenes mit einer grammatischen Subtilität, daß Merkur, welcher die Gestirne ordnete, den Anfangsbuchstaben von Jupiters Namen Δις oder das griechische Delta an den Himmel setzte. Sie dachten sich darunter das aegyptische Delta, welches der Nil bey seinem Ausflusse macht.

Die Leyer wurde natürlich dazu benutzt, die Erfindung derselben durch den Merkur zu

verewigen, oder in Verbindung mit dem Engonasin war es die Leyer des Orpheus. Eben so wird es schon hinlänglich seyn, wenn ich bemerke, daß der Schwan und der Adler als Vögel gedacht wurden, in welche sich Jupiter verwandelte oder die er schätzte. Alle Veränderungen der Fabel gehören nicht hierher. Der Wassermann erscheint aus eben dem Grunde bald als Cekrops, welcher nach Eubulios bey Hygin bey dem Opfer Wasser brauchte, ehe der Wein erfunden war, bald als Deukalion nach Hegesianax, wegen der Flut, bald als Ganymed nach Eratosthenes.

Der Steinbock wurde mit der Gestalt des Pan verglichen, oder auch oft als ein Abkömmling desselben unter dem Namen Aegipan betrachtet. Die Stelle, wo Eratosthenes davon handelt, ist korrupt. Den Fischschwanz, sagt er, habe er deswegen erhalten, weil er die Muschel oder vielmehr ihren Gebrauch als Blasinstrument erfand. Eine andre Ursache aus dem Gigantenkampfe nehmen nach Hygins Zeugniß die aegyptischen Priester an. Die Götter verwandelten sich nemlich in Thiere, und Pan in einen Fisch. Diefs alles sind lauter späte Modificationen der Fabel, und Mythen, von denen das ältere Zeitalter nichts weiß.

So

So ist auch die Fabel des Schützen von späterer Zeit. Die Sage, daß er Krotus (von *κροτος* plausus), ein Sohn der Eupheme (von *ευφημος* suaviter sonans) war, welche die Museu erzog, ist offenbar eine Erfindung der Grammatiker. Die ganze Dichtung scheint aus der Etymologie entstanden zu seyn.

Der Pfeil soll nach Eratosthenes und Hygin's Angaben theils der seyn, mit welchem Apollo die Cyklopen tödtete, die dem Jupiter die Donnerkeile schmiedeten, theils der, womit Herkules den Adler erlegte, welcher Prometheus Leber verzehrte.

Der Delphin wurde von Hermippus (Theophrastus ad Arat v. 516) für den gehalten, in welchen sich Apoll verwandelte, als er ein kretisches Schiff nach Delphi führte; vom Eratosthenes für den, welcher dem Neptun zur Amphitrite behülflich war; bald war er das Bild einiger Tyrrhenischer Schiffer, welche den Bacchus nach Naxos führten und die in Delphine verwandelt wurden, nach einer weniger bekannten Sage des Aglaosthenes bey Hygin; bald der Delphin des Aicon.

Die Fabel des Orion hat keine Zusätze, wohl aber Modifikationen erhalten. Er stellte nach den ausdrücklichen Versicherungen des
Era-

Eratosthenes und Hygin mit dem Haasen und den beyden Hunden das Bild einer Jagd vor. Dieß scheint die erste Idee gewesen zu seyn ohne weitere Fabel. Vom Haasen erzählen beyde Mythographen ausserdem noch, daß er zum Andenken seiner Fruchtbarkeit, oder wegen einer Verwüstung die er auf der Insel Lerus angefangen habe, an den Himmel gesetzt worden sey. Der groſse Hund ward ausserdem auch noch als Hund der Prokris und des Cephalus bey Eratosthenes vorgestellt, welchen sie von Minos zum Geschenk erhielten, oder auch, wie ich schon oben erinnert habe, nach einem Fragmente in Homers Scholien das meiner Meynung nach zu diesem Kapitel gehört, als Hund der Erigone.

Das Schiff Argo und der Eridanus erklären sich durch ihre Namen. Doch war es auch wieder nur bloſse Anwendung der Fabel. Denn andre, wahrscheinlich Aegyptier oder alexandrinische Gelehrte, denken sich unter dem Flusse den Nil, und noch andre die alte fabelhafte Vorstellung vom Oceanflusse.

Die südliche Krone war zu Eratosthenes Zeiten noch nicht in ein Bild gefaßt, es kommen daher auch noch keine Fabeln davon vor. Die von Theo (ad Arat v. 400) angeführte Sage, wel-

welche die Gruppe zum Rad des Ixions macht, scheint daher später entstanden zu seyn.

Die Erzählung, welche bey dem Sternbilde des Altars angebracht ist, daß die Götter sich zum Kampfe gegen die Titanen daran verschworen hätten, ist offenbar eine spätere Dichtung und vielleicht durch das Bild selbst veranlaßt worden. Eben so verhält es sich mit dem Raben, der als ein dem Apollo geweihter Vogel von Eratosthenes vorgestellt wird, welcher das Wasser zu dieser Feyer holen sollte. Er blieb auf einem Feigenbaume zurück, kam aber endlich doch, aber mit einer großen Wasserschlange, von welcher er vorgab, daß sie das Wasser des Brunnens verzehrt habe. Des Vorfalls wegen setzte sie Apollo beyde unter die Gestirne. Ister bey Hygin erzählt, daß es deswegen geschehen sey, weil er dem Apollo die Liebe der Koronis zum Ischys verrathen habe. Den Becher hält Eratosthenes nach einem Fragmente bey Hygin für den des Ikarus. Noch andre Sagen von unbekannten Autoren finden wir bey Hygin.

Merkwürdig ist es endlich, daß von den Fischen, sowohl von denen in der Ekliptik als von den südlichen, bloß syrische Fabeln erzählt
wer-

werden. Sie sollen Abkömmlinge der syrischen Göttin Derceto seyn.

Auch von den Planeten und der Milchstraße hatten die Grammatiker und Eratosthenes Fabeln, wie wir aus Hygin sehen.

Phaenon (der Planet Saturn) soll von Prometheus nach einer Erzählung des Heraklides Pontikus, also von einem Schriftsteller nach Plato's Zeit, eine vorzüglich schöne Gestalt bekommen haben, wie Prometheus die Menschen schuf. Jupiter gab ihm die Unsterblichkeit. Phaethon (der Planet Jupiter) war als Sohn des Helios bekannt, welcher den Sonnenwagen lenkte und in den Eridanus geschleudert wurde. Der Planet Mars oder der Stern des Herkules wurde deswegen unter die Gestirne versetzt, weil er die Venus heftig liebte (daher er den Namen *Πυροεις* bekam) und sie immer verfolgte. Der letzte Umstand deutet wahrscheinlich darauf, daß er nach der Venus unter den 5 Planeten am geschwindesten seine Bahn zurück legt. Der Planet Venus hieß auch nach einigen der Stern der Juno, nach andern war er ein Sohn des Cephalus und der Aurora, und stritt mit der Venus um den Vorzug der Schönheit. Merkur endlich ist unter die Planeten versetzt, weil er

zu-

zuerst die Monate, und den Gestirnen ihren Lauf bestimmte.

Von der Milchstrasse erzählt Eratosthenes, daß Jupiters Sohne nicht eher himmlische Ehre genossen hätten, bis ihnen Juno ihre Brust gereicht habe. Merkur habe daher den Herkules ohne Vorwissen der Juno an die Brust gebracht, Juno aber habe ihn zurückgestoßen. Darüber strömte die Milch zu Boden, und daraus entstand die Milchstrasse.

Bey allen diesen Dichtungen würde ich mich nicht so lange verweilt haben, wenn man nicht so oft die Bilder für bloße Hieroglyphen gehalten, und fast der ganzen Mythologie einen astronomischen Ursprung angedichtet hätte. Es ist wahr, wir haben zu wenige Nachrichten, um alles zu einer gänzlichen Entscheidung bringen zu können, und eben so wahr, daß wenn von den beyden Möglichkeiten die Rede ist, ob die Fabeln von der Astronomie herkommen, oder die astronomischen Bilder durch die Fabeln entstanden sind, oder jedes einen eignen Ursprung gehabt habe und beyde nur willkührlich mit einander verbunden sind, jeder einige Gründe für seine Hypothese würde aufweisen können. Wenn man nun aber findet, daß die Fabeln ihrer Natur nach so ganz verschie-

schieden sind, daß eins der ältesten Sternbilder, der große Bär nur allein, zwar einen ganz eignen Charakter hat; daß es aber so wenig wie die übrigen, die ebenfalls in frühen Schriften vorkommen, wie der Orion, die Plejaden, etwas allegorisches enthält; wenn man bemerkt, daß alle Anspielungen nur auf die Figur, oder die Stellung der Sternbilder, selten aber auf ihren relativen Auf- und Untergang sich beziehen, und wenn man es selbst diesen Anspielungen und überhaupt den meisten Fabeln der Sternbilder ansieht, daß sie späterer Erfindung sind, daß die Grammatiker absichtlich nach Modifikationen alter Mythen haschten, um auch da Erzählungen anbringen zu können, wo dergleichen fehlten, wie bey dem kleinen Bär, den Böckchen u. s. w.; ja wenn von den Alten selbst einige und zwar verschiedene Erfinder der Sternbilder angegeben werden; so wird es nur zu deutlich, daß hier an kein Allegorisiren, an keine Hieroglyphen gedacht worden sey; und daß sie nicht alle auf einmal und systematisch geordnet zu einem bestimmten Zwecke erfunden wurden. Will man aber einen Versuch machen, über die Entstehungsart der Sternbilder etwas zu bestimmen, und hält man sich einmal überzeugt, daß nicht der Zufall

Zufall allein, oder wenigstens ganz verschiedene Ursachen dabey gewürkt hätten, glaubt man, daß durch jede Mythe durchaus ein astronomischer Satz ausgedrückt werden müsse, der hernach in die Mythologie übergegangen sey; so ist es wenigstens unerläßliche Pflicht des Schriftstellers, genau auf das Alter der Mythen zu sehen, und sorgfältig die verschiedenen Quellen zu untersuchen. Bey einer strengen Kritik gewinnt aber die Phantasie weniger Spielraum, als man vielleicht wünscht.

In der ganzen astronomischen Mythologie finde ich sonach wenig, was besonders von dem Alterthume der Wissenschaft und ihrem aegyptischen Ursprunge zeugen könnte, ob ich gleich nicht leugne, daß manche Sternbilder diesem Lande ihre Entstehung zu verdanken haben, aber ob früher oder später, ist hier vorzüglich die Frage. Es konnte manches auch für aegyptische Erfindung von den späteren Grammatikern ausgegeben werden, was den Alexandrinern angehört. Warum reichen wohl die Sternbilder nicht über den Horizont von Alexandrien hinaus? Warum findet man den Stern erster GröÙe im Eridanus, α oder Achernar, erst von Ptolemäus erwähnt? Hätte man an andern südlicheren Gegenden in Aegypten

X

außer

außer Alexandrien beobachtet, so würde man ihn gewiß schon früher gekannt haben. Die Familie des Cepheus halte ich für eine phönicische Erfindung, die Fabel von den Fischen für syrisch, warum sollten die Aegyptier nicht auch manches entdeckt und erfunden haben? Das war der Fall wahrscheinlich mit den südlichen Sternbildern, welche vieles an sich haben, was aegyptischer Natur seyn könnte. Dahin gehört unter andern alles, was sich auf Ueberschwemmung bezieht, der Steinbock, der Wassermann, ja auch die Wasserschlange. Daß aber Ein Land allein und namentlich Aegypten planmäßig und zwar sehr frühe alle diese Erfindungen gemacht haben sollte, dazu finde ich keinen Grund.

Die ältesten Fabeln, welche durch die Astronomie entstanden sind, sind die vom Orion. Man sieht es nemlich der ganzen Dichtung an, daß sie auf einen Mann geht, welcher als ein wilder Jäger bekannt war. Sie gieng aber nur auf seine Person. Hesiod verband damit die Vorstellung von der Verfolgung der Plejaden, welche ihm nahe stehn. Später hin aber erst, nemlich von Euphorion (nach Ol. 126) finden wir die Fabel des Skorpions damit verbunden, der ihn umbrachte, wodurch
nach

nach Hygins ausdrücklicher Versicherung der Gedanke ausgedrückt werden sollte, daß Orion untergehe, wenn der Skorpion am Horizonte erscheine. Das wäre also die erste, welche auf einen Auf- und Untergang sich bezöge. Die andre betrifft das Pferd und den Centaur. Euripides kennt die Fabel schon, wie ich erwähnte, aber nicht die Geschichte des Aeolus, wodurch also auch diese Erklärung des Auf- und Unterganges vieles von ihrem Alterthum verlore. Bey diesen also, so wie bey den übrigen Mythen bemerken wir zu deutlich, daß vieles von den Alexandrinern abgeändert wurde, um die astronomischen Begriffe dabey anzubringen. Die Nothwendigkeit erforderte es, daß man bald darauf denken mußte, die Gruppen des Thierkreises zu finden, weil man ihre Erscheinung und ihr Verschwinden am Horizonte zum Kalender benutzte. Man hätte sonst einige Monate lang, wo keine so deutlichen Konstellationen wie die Plejaden am Horizonte erschienen, bey der Feldarbeit in Verlegenheit gerathen müssen. Das Unternehmen vieler Gelehrten seit NEWTONS Zeiten ist daher nicht ganz zwecklos und ohne allen Grund, Versuche zu machen, aus welchen sich wenigstens die Bilder des Thierkreises erklären ließen.

Da einige dieser Gruppen mit der Sache, welche sie vorstellen sollen, wenig oder gar keine Aehnlichkeit haben, so war der Gedanke ganz natürlich, daß sie Symbole der Geschäfte oder überhaupt des Monats seyn sollten, in welchem die Sonne bey ihnen stand. Die Beurtheilung aller dieser Versuche gehört nicht zu meinem Zwecke. Daß sie aber fast alle das Ansehn von willkührlicher Auslegung und gewaltsamen Erklärungen haben, daß die Männer oft genöthigt werden, zur Etymologie oder zu andern Kunstgriffen ihre Zuflucht zu nehmen, kömmt daher, daß man alle Erklärung zu weit und auf alle Sternbilder ausdehnte, was nur von einigen galt.

Ich bin überzeugt, daß die Figur des Steinbocks, des Wassermanns, der Fische auf die Ueberschwemmung des Nils, die Virgo auf die Aernte Bezug haben. Deswegen aber den übrigen Gruppen eine solche Deutung geben zu wollen, und z. B. die Nachricht von der Entstehung des Widders und des Schützens verwerfen oder verdrehen zu wollen, weil er durchaus in Aegypten zuerst an den Himmel gekommen seyn soll, scheint mir zu gewagt, zu unwahrscheinlich, und gegen alle historische Kritik zu seyn. Noch weniger aber läßt sich
das

das Verfahren bey den Sternbilder außer dem Thierkreise anbringen, und es muß offenbahr Zweifel erregen, wenn man in den Sammlungen der Mythographen, so unvollständig sie auch sind, doch, z. B. beym Ophiuchus und Stier, eine Menge Mythen angeführt findet, und gerade die nicht, deren Entstehung Dupuis aus dem wechselseitigen Auf- und Untergange der beyden Sternbilder herleitet, ich meine die Geschichte des Jason und des von ihm bezwungenen Feuer schnaubenden Stiers (*).

Unter allen Hypothesen aber von KIRCHER, NEWTON, PLUCHE, GOGUET, FRERET, GATTERER und andern scheint mir doch die von DUPUIS, *was den Zodiakus betrifft*, auf den natürlichsten Gründen zu beruhen, wenigstens war er der Wahrheit, meiner Meynung nach, am nächsten. Hätte er nicht einer Idee zu Liebe auf alle Stern-

(*) Ueberhaupt findet sich in der Astronomie nichts, wenn man die Geschichte des Phrixus beym Widder ausnimmt, was auf den Argonautenzug deutet, obgleich NEWTON alles daraus herzuleiten sucht. Eratosthenes scheint vorzüglich bey der Applikation der Mythen auf die Mythologie im Ganzen Rücksicht genommen zu haben. Die übrigen Grammatiker wollten meistens nützliche Erfindungen der Vorwelt verewigen.

Sternbilder ausdehnen wollen, was, wie gesagt, nur von einigen gilt, so würde sein System alle an Einfachheit und also auch an Wahrscheinlichkeit übertroffen haben.

Richtig ist nemlich Dupuis Gedanke, daß die wenigsten Bilder des Thierkreises als Symbole auf Aegypten und die Monathe passen, welche sie in der damaligen Zeit ausdrücken sollten und konnten. Eben dieser Umstand war es aber auch, welcher die gewaltsamen Maasregeln anderer Gelehrten herbeyführte. Sollte die Jungfrau das Symbol der Aernte seyn; so hätte in Aegypten die Sonne im März und nicht im August darein treten dürfen, wie dies doch der Fall war. Der Stier als Symbol des Pflügens hätte in den November kommen müssen, da doch die Sonne vom Ende des Aprils an das Sternbild durchlief, u. s. w. Dieser Verschiedenheit auszuweichen, glaubt nun Dupuis, daß alle Sternbilder vor 14000 Jahren an den Himmel gesetzt seyn müßten, weil bey dem Vorrücken der Nachtgleichen, welches ohngefähr alle 72 Jahre einen Grad beträgt, die Sonne in jener Zeit in den genannten Monaten mit diesen Sternbildern zusammengetroffen seyn würde.

Ich

Ich glaube, daß es dieser sehr unwahrscheinlichen Erklärung gar nicht bedarf, sondern daß alles sehr gut mit einer kleinen Veränderung in dem Zeitalter der Alexandriner geschehen seyn könnte. Das sinnlichere ist offenbahr für jene Zeiten das wahrscheinlichere.

Da die Nothwendigkeit erforderte, daß man auf das Emporkommen und Verschwinden am Horizonte am Abend eben so gut achten mußte, wie am Morgen; da, wie wir unten sehen werden, man es sich zur Regel gemacht hatte, das Sternbild, in welchem die Sonne stand, aus dem gegenüberstehenden im Thierkreise, *welches die ganze Nacht hindurch am Himmel blieb*, zu erkennen; so braucht es einer so langen Periode gar nicht, um die gesuchte Uebereinstimmung zu erhalten; sondern im October gieng der Widder zu Eudoxus und Eratosthenes Zeit am Abend auf, und also in dem Monate, wo die Heerden nach DUPUIS sich zeigten, der Stier im November, wo man in Aegypten das Feld bestellte, der Krebs (*),
wel-

(*) Makrobius, dessen Bemerkung, welche ich eben hier anführen will, den Ton zu allen Erklärungen der Zeichen des Thierkreises angegeben zu haben scheint, nimmt die rückgängige Bewe-

welcher nach Dufuis das Zurückkehren der Sonne, zur Zeit des Wintersolstitiums, ausdrücken soll; die Jungfrau im März, wo man aernete; der Steinbock, der Wassermann und die Fische treffen in die Monate, Julius, August und September, wo sie die Ueberschwemmung des Nils bedeuten können. Ob aber nun auch der Löwe die Farbe oder Stärke der Aernte, die Zwillinge die hervorkommende junge Saat, wenn ich nicht irre, oder die jungen Ziegen (*), der Skorpion die im April aus Aethiopien kommenden giftigen Winde, der Schütze die heftigen Nordwinde, welche vor der Nilüberschwemmung vorhergehen, eben so leicht und natürlich erklären könne, überlasse ich dem Urtheile meiner Leser; mir ist es genug, zu zeigen, daß man nicht nöthig habe, über die Zeit der Ale-

xandri-

gung des Krebses für das Zurückgehen vom Sommersolstitium, und den Steinbock für das Aufwärtssteigen der Sonne. Sat. I, 17 sagt er: *Cancer animal retro atque oblique cedit eademque ratione sol in eo signo obliquum incipit agere retrogressum.* Und vom Steinbocke: *Caprae consuetudo haec in pastu videtur, ut semper altum pascendo petat, et sol in Capricorno incipit ab imis in alta remeare.* Doch ist Makrobios kein Mann von Autorität.

(*) Eigentlich eine Bemerkung von PLUCHE (*Histoire du Ciel* T. I, pg. 13), wozu die Belege fehlen.

xandrinern, wo sich alle mathematischen Wissenschaften bildeten, hinauszuschreiten, und daß es einer so großen Periode nicht bedarf, wenn man durchaus eine systematische Uebereinstimmung der Sternbilder und der Monate sucht.

Vierter Abschnitt.

Zeitbestimmung.

Zu den im vorigen angeführten Regeln und Grundsätzen über die Zeitbestimmung werden wir jetzt mehrere Belege finden.

Fast noch den ganzen Zeitraum hindurch scheinen die Griechen noch keine eigentlichen Stunden gekannt, sondern die Abtheilungen des Schattens mit Schritten gemessen zu haben. Dieses sehen wir noch aus einer Stelle des Komikers Menander beym Athenaeus (lib. 6), welcher um die 122ste Olympiade lebte, also um die Zeit Euklids und nach Eudoxus (cf. Salmas. ad Solin. pg. 446, 6 seq. und Petav. Var. Dissert. lib. VII, c. 7). Hier wird, wie bey Aristophanes, jemand zum Abendessen eingeladen, wenn der Schatten 12 Fuß lang sey. Man mußte ab-

so auch jetzt noch denselben nach dem menschlichen Körper oder nach einem öffentlich aufgestellten Gnomon bestimmen, wo die Länge auf der Ebne bemerkt war. Es liesse sich vielleicht mit Petavius annehmen, daß sich jetzt, wo man Mathematik genauer zu studiren anfing, eine genauere Stundeneintheilung voraussetzen lasse. Andre Nachrichten und Eintheilungen aber, der Zustand der Astronomie überhaupt, das Schweigen des Plato und Aristoteles lassen sich nicht gut damit vereinigen. Die Einwendung, daß Sokrates bey Xenophon (Memorab. Socrat. IV. 3; 4) das Wort *ώρα* gebraucht habe, hat schon ERNESTI (Opusc. Philol. pg. 23) widerlegt. Xenophon braucht wie Plato, und wie man es in der früheren Zeit überhaupt gewohnt war, die Ausdrücke *ώρας της ημερας* und *ώρας της νυκτος*, so wie (IV, 7, 4) *ώρας νυκτος, μηνος, ενιαυτου* für wiederkehrende Abtheilungen des Jahrs, der Monate, des Tags, ohne daß dabey an bestimmte Stunden gedacht wurde. Ja Sokrates sagt ausdrücklich, daß die Sonne uns nur die Theile des Tags vor die Augen stelle, weil aber die Nacht der Finsterniß wegen nicht so deutlich abgetheilt sey, so müßten die Gestirne an die Stelle der Sonne treten, um die nöthigen Geschäfte verrichten zu können.

nen. Auch der Mond wurde zur Abtheilung der Nacht, so wie des Monats benutzt.

Das alles lehrt nur zu deutlich, daß man noch keine guten Hülfsmittel zur Zeitbestimmung hatte. Es ist aus Vitruv (lib. IX, 9) bekannt, daß Eudoxus die Arachne (das Spinnengewebe) erfunden haben soll. Diese Einrichtung kann wohl keine andre Form gehabt haben, als die einer Azimuthaluhr (Tab. III. Fig. 1.), also weder eine hohle Gestalt, wie MARTINI glaubt (*), noch eine Aequinoctialuhr, wie CALCKOEN (**) will. Jene nicht, weil die horizontale Ebne eine einfachere und dem Geiste der Zeit angemessenere Einrichtung wäre, die sich mit den Heliotropien der älteren am leichtesten vereinigen ließe, ja bloß als eine Verbesserung derselben mit mehreren Linien für einzelne Monate angesehen werden könnte; diese nicht, weil es noch sehr problematisch ist, ob und wie genau man den Aequator finden konnte (***). Die Einrichtung einer solchen Uhr war ohn-

(*) S. Rode's Vitruv. B. 2. pg. 222.

(**) De horologiis veterum sciothericis.

(***) MARTINI baut seine Meynung darauf, daß der Chaldaer Berosus ein hemicyclium ad enclima (nach der Polhöhe Vitruv. IX, 6) erfunden haben soll. Also mußte zu Berosus Zeit der Aequator

ohngefähr folgende: Der Ort des Gnomons
über

quator schon genau bekannt gewesen seyn. Es käme nur darauf an, ob Berosus vor Eudoxus lebte. Das glaubt MARTINI. Er macht nemlich einen Unterschied zwischen dem Historiker Berosus und dem Astronomen. Der letzte war ein Priester des Belus und schrieb eine Geschichte der Chaldäer in drey Büchern, und eignete sie dem syrischen Könige Antiochus Soter zu. Er war aus Babylon, lebte aber zu Alexander des Großen Zeit, also 300 Jahr vor Christi Geburt. Der Astronom Berosus müßte aber 200 Jahre früher gelebt haben. Denn nach Plinius (VII, 37) errichteten ihm die Athener wegen Vorhersagung gewisser Himmelsbegebenheiten öffentlich im Gymnasium eine Statue mit vergoldeter Zunge. Auch führt Plinius aus ihm zum Beweis des alten Gebrauchs der Buchstaben an, daß bey den Babyloniern astronomische Beobachtungen von 480 Jahren auf gebackenen Steinen verzeichnet gewesen wären. Pausanias (X, 12) nennt eine Wahrsagerin, mit Namen Sabba, deren Vater Berosus geheissen haben soll, welche von einigen für die babylonische, von andern für die ägyptische Sibylle gehalten werde. Justinus Martyr erzählt, daß diese Sibylle nach Kümä gekommen sey, und dem Könige Tarquinius Superbus die bekannten Bücher verkauft habe. Daraus schließt nun MARTINI, daß Berosus in der 35sten Olympiade 640 a. Ch. gelebt habe, und

über einer horizontalen Ebne ist bemerkt. Die Linien, die mit den Zeichen der Ekliptik angegeben sind, sind die hyperbolischen Schattenlinien an den verschiedenen Tagen für die Polhöhe von Alexandrien, \propto für den kürzesten, \S für den längsten Tag, γ für die Nachtgleichen. Um nun die Azimuthe oder die Winkel um den Ort des Gnomons zu finden, durfte man nur Kreise beschreiben, wodurch die Aehnlichkeit mit einem Spinnengewebe entstand. Diese Kreise sowohl als die Linien sind in der Figur punktirt.

Da die meisten Bemerkungen über die Eintheilung des Tags in 12 Theile schon oben angeführt worden sind; so kann ich mich hier desto kürzer fassen, und zu den Bestimmungen und Eintheilungen der Nachtzeit fortgehen. Ob diese Eintheilung, wie ich sie jetzt anführen werde, schon früher bestand, wissen wir aus Mangel an Nachrichten nicht, aber wahrscheinlich

und dafs Thales und andre ihre astronomischen Begriffe von ihm erhalten haben könnten. Der ganze Beweis beruht also auf Justinus Martyr, auf welchen sich aber wohl seines Zeitalters wegen nicht viel bauen läßt. Die ganze Sage von den Sibyllinischen Büchern ist bekanntlich verdächtig, und so wäre wohl wahrscheinlich Berosus nicht über Alexanders Zeit hinauf zu setzen.

lich ist es nach der eben angeführten Aeußerung des Sokrates, daß man sich an die Sterne halten müsse.

Das Verfahren hierbey hat auf die Beobachtungsart der Alten einen entschiedenen Einfluß, und bestand in folgendem: Wenn man einen Globus betrachtet; so wird man bemerken, daß, man mag die Kugel drehen, wie man will, stets 6 Zeichen der Ekliptik über dem Horizonte seyn müssen. Dieses folgt aus der Natur der Sphäre. Die Ekliptik ist ein größter Kreis der Kugel, so wie der Horizont, sie haben also beyde einerley Mittelpunkt und müssen einander halbiren (*). Man nahm hierbey Zeichen und Bilder für eins an, und baute darauf folgende Regeln, die ich mit Autolykus Worten (de ortu et occasu siderum lib. II.) hierher setze:

1) Das Zeichen, in welchem sich die Sonne befindet, ist unsichtbar, das entgegengesetzte aber die ganze Nacht über dem Horizonte.

2) Das Zeichen, welches dem, wo die Sonne steht, vorangeht, geht heliace auf, das darauf

(*) Den der Sache nicht ganz kundigen Leser nicht irre zu leiten, muß ich bemerken, daß 6 Zeichen der Ekliptik nicht 6 Sternbilder sind. Jene, die Zeichen, sind einander vollkommen gleich, weil jedes derselben $\frac{1}{360}$ der Ekliptik ausmacht, diese hingegen nicht, wie der Augenschein lehrt.

auf folgende geht Abends der Sonne in der Dämmerung nach.

3) Des Nachts sind stets elf Zeichen sichtbar, sechs sind aufgegangen, und fünf gehen auf.

4) Dreißig Tage lang bleiben die Sterne in den Sonnenstrahlen verborgen.

Dieselben Regeln trägt früher schon Arat (v. 559 – 567) und also auch Eudoxus vor. Hipparch tadelt diese Methode an Arat und würde sicher es erwähnt haben, wenn Eudoxus eine andre gehabt hätte. Sollten aber, setzen beyde hinzu, Berge oder Wolken es hindern, das auf- und untergehende Zeichen zu beobachten; so müsse man nur auf die mit jedem Zeichen der Ekliptik zugleich auf- und untergehenden nördlichen und südlichen Sterne sehen. Aus diesem allen sieht man nun, von welcher Wichtigkeit die Lehre vom Auf- und Untergange der Gestirne den Griechen seyn mußte, auch wenn sie nicht Profession von Astronomie machten. Ohne sie konnte man weder die Jahreszeiten noch die Stunden der Nacht gehörig bestimmen.

Dafs diese Methode aber keine Genauigkeit gab, davon wird man leicht durch einen Blick auf eine Sterncharte überzeugt. Der Krebs
nimmt

nimmt nicht so viel Raum ein als der Löwe, der Widder nicht so viel als die Jungfrau. Ausserdem brauchen auch nicht alle Zeichen gleichviel Zeit zu ihrem Auf- oder Untergange. Man theilte also die Zeit der Nacht nach dem Emporkommen der Sterne des Thierkreises ab, so daß man entweder nur so viele Theile machte, als Sternbilder die Nacht hindurch aufgingen, oder diese auch wieder in kleinere Theile theilte. Unmöglich konnte daher auch jetzt noch von bürgerlicher und gleichförmiger Zeit oder von Vergleichung der Theile des Tags mit den Theilen des Aequators die Rede seyn, wenn man die Tageszeit nach Parallelkreisen der Sonne, und die Nacht nach Theilen der Ekliptik oder vielmehr des Zodiakus abmaafs. Daß man aber in dem ganzen Zeitraume keine andre und genauere Kenntniß gehabt habe, folgere ich theils aus den Regeln, wie sie Autolykus giebt, der in einer Schrift, die sich auf mathematische Principe gründen soll, gewiß es nicht unterlassen haben würde, die astronomische Methode, und diese vorzüglich anzuführen; theils aus dem Widerspruche und den Untersuchungen Hipparchs. Nachdem er nemlich (Uranolog. pg. 127) Eudoxus oder Arats Methode, den Auf- und Untergang *nach ganzen Sternbildern* zu finden,

finden, beschrieben und sie als unrichtig verworfen hat, setzt er hinzu, daß er nunmehr genauere Vorschriften dafür für den Horizont von Griechenland geben wolle. Dabey unterscheidet er nicht allein die einzelnen Sternbilder, sondern setzt auch die Zeit ihrer Kulmination hinzu. Dann lehrt er noch die Aequinoctialstunden die Nacht hindurch durch einzelne nahe am Aequator stehende Sterne finden (Uranol. n. 16. pg 140). Dieses sey nöthig, sagt er, um die Zeit der Nacht genau angeben zu können, und die Oerter des Monds in der Ekliptik zu finden. Die Beobachtungen seiner Vorgänger Timocharis und anderer kannte er, wie wir aus dem Ptolemäus wissen. Hätte er also bey Eudoxus genauere Methoden gefunden, so hätte er sich bey *diesem* Verfahren nicht so lange verweilt, und seine Methode nicht für neu ausgeben können.

Fünfter Abschnitt.

V o n , d e r S p h ä r e .

Diese eben beschriebene Methode, die Zeit zu finden, läßt nun auch für die *Sphäre* zwar eine Annäherung zur Vollkommenheit, aber besonders im Anfange noch keine große Genauigkeit erwarten. Aus diesem Zeitraume haben wir drey Schriften, welche uns den Zustand der sphärischen Astronomie so ziemlich deutlich vor Augen legen. Zwey davon sind Autolykus Bücher de sphaera mobili und de ortu et occasu siderum inerrantium. Autolykus war nach Diogenes Laertius Lehrer vom Philosophen Arcesilaus. Dieser aber war um die 120ste Olympiade in Griechenland in großem Ansehen. Autolykus muß also um die Zeit des Aristoteles gelebt haben. Die dritte Schrift sind Euklids Phaenomena. Beyde Männer zeigen, daß man nach Aristoteles anfieng, auch diesen Theil der Mathematik systematisch zu behandeln und ihn den übrigen mehr anzupassen. Einzelne Proben daraus werde ich jetzt anführen.

Der *Meridian* hängt, wie wir gesehen haben, mit der Zeitbestimmung aufs genaueste
zusam-

zusammen. Da diese aber noch keine Genauigkeit hatte, weil man zur Nachtzeit nicht, den Aequator sondern die Ekliptik dazu brauchte; so liefs sich noch wenig Gebrauch vom Meridian machen. Er gehörte überdiels, wie Geminus (elem. astr. c. 4.) ausdrücklich bemerkt, zu den nicht sinnlichen Kreisen des Himinels, und konnte also, setzt er hinzu, an einer künstlichen Himmelskugel gar nicht dargestellt werden, statt dafs der Rand desselben die Stelle des Horizonts vertreten könne. Diese Aeusserung eines Astronomen, welcher nach unsrer Periode lebte, ist theils ein deutlicher Wink, wie man sich bey den Observationen zu helfen suchte, theils auch eine Bestätigung von dem vorhin schon aufgestellten Satze, dafs man nicht von scharfen mathematischen Begriffen in der Astronomie ausgieng, diese aber anwandte, wo und wie man konnte, und dafs abstrakte Begriffe nur dann erst einen Werth hatten, wenn sie sich auch sinnlich darstellen liessen. Wollte und mulste man sich also beym Meridian an sinnliche Punkte der Sphäre halten, so war er auch schon aus dem Grunde des Nachts völlig unbrauchbar. Es fehlte dazu an Instrumenten. So lange man das Bedürfnifs eines solchen Kreises noch nicht fühlte, scheint man auch noch

gar nicht daran gedacht, sondern alles nur auf die Bewegung der Sphäre bezogen zu haben, und wirklich finden wir bis auf diese Zeit auch den Meridian nicht erwähnt, da doch Autolykus und Euklid Gelegenheit genug dazu gehabt hätten. Man verwechsle damit nur nicht die Abweichungskreise, das heist, Kreise, welche durch den Weltpol und den Mittelpunkt der Sonne oder eines Sterns gelegt werden, die Euklid schon erwähnt. Diese lassen sich an der Kugel selbst durch zwey sinnliche Punkte, durch den Pol (wenn man dafür einen in der Nähe stehenden Stern nahm) und durch das Gestirn darstellen, und kommen mit dem Meridian zwar bey der Umdrehung der Kugel in eine Ebne, bleiben aber für jedes Gestirn dieselben. Man versiel also auf diese eher als auf den Begriff vom Meridian. Aber auch hier lassen uns Euklids Worte ungewiß, ob er bloß den Abweichungskreis der Sonne meynt oder nur die Koluren, oder ob er auch an andre Gestirne dabey gedacht habe. *Bey einer Umdrehung der Welt* (ἐν μιᾷ κόσμου περισφοῶ) *kömmt der Kreis, welcher durch die Pole geht, zweymal auf den Horizont senkrecht zu stehn.* (Phaenom. Prop. 2). Hätte man damals Gebrauch vom Meridian gemacht;

so war hier gewiß der Ort ihn zu nennen.

Der natürlichste und einfachste Kreis, auf welchen man alle Beobachtungen beziehen mußte, war also noch immer der *Horizont*, das zeigt der häufige Gebrauch des Auf- und Unterganges. Noch deutlicher wird aber meine Behauptung, daß nur das Sinnliche bey Eudoxus und Arat galt, dadurch, daß beyde immer nur von *über* und *unter der Erde* und vom Ocean reden (Uranolog. pg. 101). Genauer sind Antolykus und Euklid. Diese kennen den Namen *Horizont* nicht allein, sondern sie definiren ihn auch, jener (lib. I, Prop. 4) durch einen größten Kreis, welcher die sichtbare Halbkugel von der andern sondere, dieser fast eben so, nur bestimmter durch ein Planum, dessen Schnitt in der Sphäre den Horizont mache.

Mehrere Astronomen dieser Periode setzten die Untersuchungen über die *Sonnenwende* fort. Unter diesen werden außer Eudoxus noch Aristarch und Archimed von Ptolemaeus (pg. 62.) genannt. Aus den oben angeführten Gründen aber konnten die Versuche immer nicht vollkommen ausfallen, und diesen Mängeln ist es daher auch zuzuschreiben, wenn

Eudoxus, nach Aristoteles ausdrücklicher Versicherung (Met. 12, 8, der Sonne so wie den Planeten eine Breite beylegt, nur die *kleinste*, oder welches dasselbe ist, nach Hipparch (ad phaenom. lib. I, n. 21.) behauptet, daß die Sonne nicht immer an demselben Orte in den Wendekreis trete, sondern mit einem geringen Unterschiede bald nördlicher bald südlicher. Er war also in seinen Beobachtungen wohl um mehr als ein Viertel des Tags ungewiß. Doch sucht er die Wendekreise zu bestimmen, und zwar, wie sich von selbst ergibt, auf keine andre Art, als daß er an dem Tage, wenn ihm der Gnomon das Solstitium anzeigte, bemerkte, an welchem Orte des Horizonts die Sonne auf- und untergieng, oder beyde Zeiten des Tags mit einander, und den Ort des Horizonts wieder mit den Sternbildern verglich. Nach Arat stehen beym Wendekreis des Krebses nordwärts demselben (v. 480 sqq.) die Köpfe der Zwillinge, das Knie des Fuhrmanns, das linke Knie und die linke Schulter des Perseus, die rechte Hand der Andromeda über dem Ellenbogen, der Fuß des Pferdes, der Hals des Schwans, die Schultern des Schlangenträgers. Südlich, die Jungfrau, der Löwe, der Krebs (doch so, daß beyde Sternbilder ihn berühren. Dem

Löwen

Löwen geht er durch die Brust und den Leib, dem Krebs aber durch die beyden Augen). Fast dieselben Bestimmungen finden wir vom Eudoxus, nur daß er (Uranolog. pg. 114) statt der Schultern des Schlangenträgers den Kopf desselben, den Hals der Schlange und die rechte Hand des Engonasin setzt. Wenn wir voraussetzen, was nicht in völliger Schärfe wahr ist, daß die südliche Gränze mit dem Kreise selbst übereintreffe; so bekommt er dadurch doch noch eine Breite von 21 Graden, von der Schulter des Perseus oder α und α Ophiuchi an gerechnet.

Den Wendekreis des Steinbocks legt Aræ (v. 501) durch die Mitte des Bildes, durch die Füße des Wassermanns und den Schwanz des Wallfisches, durch den Haasen, durch die Füße des großen Hundes, durch das Schiff, durch den Rücken des Centauers, den Stachel des Skorpions und den Bogen des Schützen. Eudoxus (Uranolog. pg. 115) setzt noch die Beugung des Eridanus, den Schwanz des Hundes und das Thier hinzu, welches der Centaur in der Hand hält. Dieses gäbe wieder eine Breite des Kreises von 8 Graden, wenn man der unbestimmten Angabe wegen nur η im Hunde, der doch noch nicht am Schwanze steht, zur Auf-

sten. Gränze annimmt. Offenbar aber war er noch breiter angenommen.

Eine andre wichtige mit dieser zusammenhängende Untersuchung ist die Bestimmung des längsten und kürzesten Tages und ihres Verhältnisses gegen einander. Eudoxus und Arat (Uranolog. pg. 101). geben das letzte bald wie 5:3, bald wie 12:7 an. In Decimaltheilen angesetzt würde das erste Verhältniß 100:60, das andre 100:58,33 geben. Eudoxus zog das erste wahrscheinlich deswegen vor, um den Irrationalzahlen auszuweichen. Jenes würde den längsten Tag 15 Stunden, dieses 15 Stunden 9 Minuten geben, und die Beobachtung würde, wie Hipparch richtig bemerkt, nicht auf Griechenland oder auf Asien, Sicilien und Italien passen, wo Eudoxus wirklich beobachtete, sondern auf die Gegend des Hellespontes, wohin er niemals kam. Mit der Schiefe der Ekliptik $23^{\circ} 45'$ mußte die Höhe der Sonne unter 36 Grad Polhöhe $77^{\circ} 45'$ und unter 41 Grad Polhöhe $72^{\circ} 45'$ seyn. Die Länge des Schattens am Mittage wäre dort 0,217 und hier 0,310 gewesen, den Gnomon = 1 gesetzt, und denselben zu 5 Fuß angenommen, mußte er unter beyden Polhöhen eine Differenz von $4\frac{1}{2}$ Zoll bemerken, wenn er wirklich beobachtet hätte.

Ein

Ein Unterschied, welcher ihm auch bey seinen unvollkommenen Observationen merklich gewesen wäre.

Es lag also wahrscheinlich daran nicht, sondern in einem andern Umstande. Man kann nemlich fragen, wie er die Verhältnisse des längsten und kürzesten Tages gefunden habe, da er sehr mechanisch dabey verfahren mußte? Nach dem, was ich über die Arachne des Eudoxus und über den Gebrauch der Äzimuthen bey der Tageseintheilung gesagt habe, wollen wir annehmen, daß am kürzesten Tage der Schatten im Morgenhorizonte die Linie AS (Tab. III. Fig. 1), und im Abendhorizonte BS machte. Eben so wäre am längsten Tage der Schatten Morgen FS, Abends WS gewesen. Beyde Winkel um ASB und FSW ergänzen einander und machen zusammen 360 Grade aus. Für die größte Abweichung der Sonne $23^{\circ}, 45'$ und eine Polhöhe von 36 Graden, würde der Winkel oder Bogen am kürzesten Tage $ASB = 120^{\circ}, 56'$, und FSW am längsten $= 239^{\circ}, 4'$ seyn. Es verhält sich also $(239, 4) : (120, 56)$ ohngefähr wie $240 : 121$ oder wie $12 : 6,05$ (*). Eine
grö-

(*) Oder genauer noch wie $(239^{\circ}, 44') : (120^{\circ}, 16')$, das wäre ebenfalls fast wie $4\frac{2}{15} : 2\frac{1}{15}$.

größere Uebereinstimmung mit 12: 7 läßt sich wohl nicht erwarten, wenn man bedenkt, daß der Schatten, wenn die Sonne nahe am Horizonte ist, nicht so genau angegeben werden kann, und auch die Polhöhe nicht ganz genau genommen ist. Der längste Tag würde für die genannte Polhöhe 14 Stunden 29 Minuten 12 Sekunden und der kürzeste 9 Stunden 30 Minuten 48 Sekunden betragen haben.

Endlich ist noch zu merken, daß auch bey dieser Stelle aus Eudoxus Worten ohne alle Zweydeutigkeit folgt, daß er noch keine Aequinoktialstunden zu beobachten verstand, weil er sonst gewiß nicht unterlassen haben würde, die Verhältnisse jetzt darin anzugeben, wie man späterhin that. Den Aequator zu bestimmen, war ihm noch immer kein andres Hülfsmittel ausser den oben genannten übrig, und hier eine Aequinoktialuhr annehmen zu wollen, würde *petitio principii* seyn. Er konnte also entweder darauf achten, wenn Tage und Nächte ohngefähr gleich wurden, oder bemerken, wenn sich die hyperbolische Schattenlinie in eine gerade verwandelte.

BC (Tab. IV. Fig. 5) sey die Linie an einem Tage zwischen dem Wintersolstitium und dem Aequinoktium. Am Tage der Nachtgleichen

chen selbst würde sich dieselbe scheinbar in eine gerade Linie IK verwandeln, und dann wieder in DH.

Bey den Linien BC und DH sind die Ordinaten BO und PQ oder y , $GO = GM + MO$, und $GQ = GR - QR$, MO und QR jedes $= x$, und GB oder GP $= z$. Die Linien GM und GR sind beständige Größen, nemlich die Schattenlinien am Mittage. Es ist aber allemal $y^2 = z^2 - u^2$ wenn u der Kürze wegen $GM + x$, oder $GR - x$ bedeutet.

Es sey ferner die Sonnenhöhe $= \eta$; der Winkel BGQ $= \alpha$; δ die Deklination, ε die Polhöhe, T der Stundenwinkel, und a die Höhe des Gnomons; so ist $GB = a \cotang. \eta$; GO , GR oder $u = z \cos. \alpha$. Bey südlicher Abweichung der Sonne ist α spitzig, bey nördlicher stumpf. Folglich $u = \mp \cot. \eta \cos. \alpha$. Weil aber $\cos. \alpha$ bekanntlich $=$

$$\frac{\sin. \delta - \sin. \varepsilon \sin. \eta}{\cos. \eta \cos. \varepsilon} (*) ; \text{ so ist } u = \text{tang. } s =$$

$$\frac{\sin. \delta}{\sin. \eta \cos. \varepsilon} \text{ bey nördlicher Abweichung, bey}$$

südlicher werden die Zeichen verwechselt. Folglich $y^2 = a^2 (\cot. \eta^2 - u^2)$; Wenn nun am Tage des Aequinoktiums $\delta = 0$ wird; so verschwin-

(*) KÄSTNERS astronom. Abhandl. III, 9.

schwindet der Ausdruck $\frac{\text{Sin. } \delta}{\text{Sin. } \eta \text{ Cos. } \varepsilon}$ und $y^2 = a^2 (\text{Cot. } \eta^2 - \text{tang. } \varepsilon^2)$, das heißt, die Ordinate y würde, die Höhe mag seyn wie sie will, immer durch eine beständige GröÙe $\text{tang. } \varepsilon$ bestimmt werden, und a für alle y dieselbe GröÙe bleiben. Diese Voraussetzung giebt aber keine Hyperbel, sondern die zu bestimmende krumme Linie fällt mit ihrer Ordinate zusammen, das heißt, sie verwandelt sich in eine gerade.

Dieses ist aber nicht in der strengsten Schärfe richtig, weil sich die Abweichung der Sonne mit jedem Augenblicke ändert, so daß noch an demselben Tage der Theil der krummen Linie FO (Tab. IV. Fig. 6.), welcher vom Wintersolstitium an erhaben war, sich in den hohlen Theil OE verwandelt, und daß also in dem Augenblicke, wenn die Sonne in den Aequator tritt, die Stelle O nur ein Wendungspunkt seyn würde. Da indessen diese Linie einer geraden so nahe kömmt, daß man sie in der Anwendung dafür annehmen kann; so fragt es sich hier, ob auch kurz vor oder nach dem Aequinoktium bey der schnellen Aenderung der Abweichung der Sonne die Krümmung der Linie

nie

nie so stark seyn würde, daß man den Tag der Nachtgleichen genau finden könnte?

DH (Tab. IV. Fig. 5.) sey die Linie am Tage nach dem Aequinoktium, wobey ich annehme, daß die Sonne gerade am Mittage in den Aequator getreten sey, und daß der Ort von Eudoxus Beobachtung 36 Grade Polhöhe habe. Die Veränderung der Abweichung um diese Zeit ist in 24 Stunden 23 Minuten, und da die Krümmung der Linie weit vom Mittage sich am merklichsten zeigen wird, wollen wir diese Entfernung oder den Stundenwinkel 5 Stunden setzen, wo die Höhe 12° , $15'$ seyn würde. Hier wird eine Hyperbel entstehen, wo die Abscisse vom Scheitel genommen $1\frac{1}{2}$ Zoll, und die Ordinate 22 Fufs wäre.

Nach einem nicht sehr genauen Ueberschlage findet man für diese Stelle der Linie einen Krümmungshalbmesser von 120 Fufs. Er ist aber offenbahr noch viel beträchtlicher (*). Der Winkel LNG, welcher sich aus einem rechten in einen spitzigen verwandeln müßte, wäre
von

(*) Auch die krumme Linie als ein Stück eines Kreises betrachtet, giebt es schon, daß sie nicht viel von einer geraden Linie abweichen würde. Man findet nur obenhin gerechnet einen eben so grossen Halbmesser, und der Winkel am Mittelpunkte würde noch nicht 47 Minuten seyn.

von dem des vorhergehenden Tags nur um 7 Minuten verschieden.

Daß dieses aber nicht bloße Hypothese ist, läßt sich durch Eudoxus (Uranolog. pg. 115) und Arats (Phaenom. v. 511) Angaben belegen. Eudoxus setzt den Aequator durch die Mitte der Wage, wahrscheinlich β , den linken Flügel des Adlers δ , die Seite des Pferdes γ , den nördlichen Fisch nach Petavius (Var. Diss. III, 6.), also ψ .

Daraus findet Petavius folgende Abweichungen für Eudoxus Zeit:

β in der Wage	2 Grad	3 Minuten	nördlich	
δ im Adler	2 —	50 —	—	—
γ im Pferd	1 —	38 —	—	—
ψ in den Fischen	7 —	54 —	—	—

oder da Eudoxus vielleicht π in den Fischen gemeint haben könnte; ohngefähr 3 Grade nördlich. So betrüge also der Fehler seiner Beobachtung nach meiner Voraussetzung höchstens 3 Grade; wenn aber Hipparch noch hinzu setzt, daß Arat in der Beschreibung der übrigen Sternbilder, durch welche er den Aequator führt, mit Eudoxus übereinstimme; so wird die Unvollkommenheit seiner Verfahrungsart noch sichtbarer. Denn Arat setzt noch die Mitte des Widders δ , das Knie des Stiers μ , den Gü-

Gürtel des Orions ϵ oder δ , die Krümmung der Wasserschlange, wahrscheinlich α , den Becher ϵ oder ϑ , den Raben (ganz unbestimmt) vielleicht η , und die Knie des Ophiuchus η oder ϑ hinzu. Dieses gäbe nach Petavius noch folgende Abweichungen:

δ im Widder	9 Gr. 53 Min. nördlich
μ im Stier	0 — 17 — —
ϵ im Orion	5 — 21 — südlich
δ im Orion	4 — — — —
α in der Wasserschlange	0 — 45 — nördlich
ϵ im Becher	1 — 44 — —
ϑ im Becher	1 — 22 — südlich
η im Raben	2 — 9 — südlich
η im Ophiuchus	2 — 51 — —
ζ im Ophiuchus	1 — 33 — —

Die entferntesten von einander sind δ im Widder, und um den Unterschied nicht zu groß zu machen δ im Orion. Das giebt für den Aequator eine Breite von 14 Graden. Diese unvollkommene Bestimmung hängt nun zwar nicht allein von der ungewissen Lage des Aequators, sondern auch von den Mängeln der Beobachtung ab, sie zeigt aber doch wenigstens, daß meine Behauptung nicht ganz ungegründet ist, und daß das Aequinoktium immer noch um einige

nige Tage ungewiß bleiben konnte, wenn sich auch gleich die Abweichung schnell ändert.

Es darf also auch gar nicht befremden, wenn die Nachtgleichen noch in den früheren Zeiten so ungewiß angegeben werden, nach dem scheinbaren Morgenuntergange der Plejaden. Nach Plinius (18, 25) läßt Hesiod dieselben um die Zeit des Aequinoktiums, Thales 25, Anaximander 29, Euktemon 48 Tage nachher untergehen. Die Veränderung der Sterne in der Länge ist von Thales bis auf Euktemon nicht so beträchtlich, daß man darin, sondern in dem noch unbestimmten Aequator den auffallenden Unterschied suchen muß. Es ist daher auch auffallend, wie Petavius (Var. Diss. II, 9), der doch an vielen Orten das Schwankende und Unvollkommene in den Angaben der Alten fühlt, glauben kann, Anaximander spreche vom scheinbaren und Thales noch vor ihm vom wahren Untergange, der doch offenbahr nicht beobachtet sondern nur geschlossen werden konnte.

Auf ähnliche Art und mit gleicher Unvollkommenheit fand Eudoxus die *Polarkreise*, indem er auf die Sterne achtete, welche nordwärts nie untergingen, oder am südlichen Horizonte hinstreichen. Seine mangelhafte Beobach-

tungs-

tungsart ist aber nicht allein darin sichtbar, daß er beyden Kreisen noch eine ansehnliche Breite giebt, sondern auch noch mehr darin, daß er nur von einem einzigen spricht, da er doch unter so verschiedenen Breiten beobachtete. Spätere Astronomen machen hier einen sorgfältigen Unterschied. Die Refraktion, die Ungleichheit des Horizonts, die optische Täuschung, daß sich die Bilder am Horizonte verschieben und ausdehnen, und andre Umstände hatten darauf einen merklichen Einfluß. Der nördliche Polarkreis geht nach ihm (Uranol. pg. 115) durch die linke Schulter des Bootes γ , durch den obern Theil der Krone, den Kopf des Drachen, α der Leyer, durch den rechten Flügel des Schwans, die Brust des Cepheus, den obern Theil der Kassiopeja, unter den Füßen des großen Bärs und den Löwen vorbey. Die äußersten Gränzen wären also α der Leyer und die Füße des großen Bärs; die Breite desselben 23 Grade. Sollte aber nach den oben angeführten Nachrichten Eudoxus unter den Vorderfuß des Bärs β gemeint haben; so wäre dieselbe noch beträchtlicher. Der südliche Polarkreis geht nach ihm zwischen α im südlichen Fische, durch das äußerste Ende des Eridanns, das Steuerruder des Schiffes, durch den Wolf, den

Z

Altar,

Altar, durch den rechten Schenkel des Schützen, und durch den Kanobus. Dieses würde dem Cirkel 21° , $47'$ Breite geben (*).

So fand er nun auch noch die *Koluren* (**) der Nachtgleichen und der Sonnenwenden, oder die zwey größten Kreise der Kugel, welche

(*) Hoffentlich werden diese Data überzeugend seyn, daß er nicht das Wort *Polarkreis* in unserm Sinne genommen hat, wenn er nur von Einem spricht. Die Sternbilder die er angiebt sind nur die, welche in Griechenland nahe an den Horizont vorbeysiengen.

(**) Den Namen der *Koluren* leitet der Recensent von GRUBERS neuem astronomischen Kinderfreund in der A. L. Z. St. 158 von einem Drachen in der Ekliptik her, dessen Schwanz durch die *Koluren* gleichsam abgeschnitten wird, statt daß der Verfasser den Ausdruck daher entstehn läßt, daß denen, welche zwischen dem Aequator und dem Pole wohnten, ein Theil der Kreise unter dem Horizont bliebe. Der Recensent verwirft diese Meynung deswegen, weil dieses auch bey den übrigen größten Kreisen der Fall sey, und auch selbst unter dem Aequator nur der halbe *Kolur* gesehn werde. Diese Erklärung hat schon Achilles Tatius (Isag. ad Arat. 27). Man bedenke nur, daß vom griechischen Horizont die Rede ist, und die *Koluren* die ersten Kreise durch den Pol waren, welche man fand. Der Drache ist wahrscheinlich eine Erfindung der späteren Sterndeuter.

che durch die genannten Punkte und durch die Weltpole gehn, und auf dem Aequator senkrecht stehn. Ich habe schon oben beym Meridian bemerkt, daß Euklid Begriffe von Abweichungskreisen der Sterne hatte. Hier sehn wir nun, daß auch schon Eudoxus einige derselben kannte, nemlich diejenigen, welche durch die Sonne in den eben genannten Zeiten bestimmt werden.

Wollte also Eudoxus die Koluren finden; so durfte er nur, wenn er am Gnomon sahe, daß die Sonne in einem der Wendekreise oder im Aequator war, die Stelle, wo sie auf und untergieng, am Horizonte bemerken. Nach Untergang der Sonne fand er nach den oben angeführten Regeln, wie sie uns Arat und Autolykus aufbehalten haben, sechs Zeichen des Thierkreises über dem Horizonte; aus dem letzten derselben, dem sechsten, schloß er, in welchem die Sonne stehen müßte, weil es der Sonne gerade entgegengesetzt war. Da dieses Zeichen aber schon während der Dämmerung am Horizonte heraufgekommen war, so ließ sich der Ort desselben nicht genau angeben. Er beobachtete also das aufgehende siebente.

Das jährliche Vorrücken der Nachtgleichen nach den ZACHischen Sonnentafeln (pg. 37)

zu $50^{\circ}, 38'$ angenommen, giebt von Eudoxus Zeit bis auf 1780 eine Differenz von $29^{\circ}, 31', 41''$ in der Länge. Gesetzt nun, die Sonne befand sich am Tage, wo Eudoxus das Sommer-solstitium beobachtete, in 0° Cancr.; so wäre der in der Ekliptik gegenüberstehende Punkt 0° Capricorni. Da dieser aber schon in der Dämmerung am Horizonte herauf gekommen war; so mußte er der Vorschrift gemäß 0° Aquar. beobachten, welcher nach Sonnenuntergang aufgieng. Da man nun keine eingebildeten Punkte an der Späre bemerken konnte; so mußte sich Eudoxus an einzelne Sterne oder wie der Augenschein zeigt an die ganzen Sternbilder im allgemeinen halten, wie bey den andern Kreisen. Die zwey äußersten Sterne des Wassermanns sind β und ϕ . Jener (β) stand im $20^{\circ}, 47', 58''$ Aquarii; ϕ im $14^{\circ}, 32', 35''$ Aquar. Das Sternbild nimmt also 23 Grade ein. Das Mittel davon ist $11^{\circ}, 30'$, dieses zu $20^{\circ}, 47', 58''$ addirt, giebt die Mitte des Sternbildes bey $2^{\circ}, 7'$ Aquar. Einer der zunächst stehenden Sterne ist α in der Schulter des Wassermanns. Dieser stand damals in $4^{\circ}, 6', 10''$ Aquar; kam also fast zu gleicher Zeit mit dem Punkt über den Horizont, welchen Eudoxus beobachten wollte,

Ihm

Ihm schien also die Mitte des Sternbildes aufzugehen.

Am Tage des Wintersolstitiums war der dem Ort der Sonne gegenüberstehende Punkt der Ekliptik \circ Cancr.; der am Abend nach der Dämmerung aufgehende \circ Leonis. Das Sternbild des Löwen sieng damals an im $19^{\circ}, 3', 17''$ des Krebses, und endigte sich mit dem Sterne β in $19^{\circ}, 2', 21''$ des Löwen. Der Löwe nahm also 30 Grade ein. Dieses giebt die Mitte desselben 15° , und die Mitte des Sternbildes war bey $4^{\circ}, 3', 17''$ Leon., wenn man 15° zu $19^{\circ}, 3', 17''$ Cancr. addirt. Der Stern ϵ stand damals bey $3^{\circ}, 47', 19''$. Also gieng auch hier die Mitte des Sternbildes fast zu gleicher Zeit mit dem zu beobachtenden Punkte \circ des Zeichens auf.

Bey Beobachtung der Frühlingsnachtgleiche stand die Sonne in \circ° Ariet., der gegenüberstehende Punkt war \circ der Wage, welcher des Abends aufgieng, und der welcher nach der Dämmerung hervorkam \circ° des Skorpions. Der Anfang des Skorpions war bey λ Libr. oder $27^{\circ}, 52', 40''$ Libr., das Ende bey ϑ Ophiuchi oder bey $18^{\circ}, 48', 49''$ des Skorpions. Das Sternbild nimmt also $20^{\circ}, 56'$ ein. Die Hälfte davon ist $10^{\circ}, 28'$. Dieses zu $27^{\circ}, 52'$ Libr. addirt;

Z 3

giebt

giebt 8° , $21'$ Scorp. für die Mitte des Sternbilds; α stand damals bey 7° , $9'$ des Skorpions:

Bey Beobachtung des Herbstaequinoktiüms endlich mußte \circ Ariet. des Abends aufgehn; \circ Taur. war der Punkt, welcher nach der Dämmerung folgen mußte. Dieses Sternbild nahm aber von f bis ζ gerechnet 31 Grade ein, und fieng bey 21° , $1'$ Ariet. an; die Mitte war also bey 6° , $31'$ des Stiers; α stand bey 7° , $11'$ des Stiers.

Bey Beobachtung des Sommersolstitiums fand Eudoxus also als aufgehenden Punkt des Abends 2 Grad 7 Minuten oder den Stern α des Wassermanns. Beym Wintersolstitium 4 Grad, 3 Minuten oder der Stern ϵ im Löwen. Bey der Frühlingsnachtgleiche 7 Grad, 9 Minuten oder den Stern α des Skorpions; und bey der Herbstnachtgleiche 7 Grad 11 Minuten oder α des Stiers (*).

Da nun alle diese Punkte ohngefähr in die Mitte der Bilder fallen, und er die Ungleichheit der Zeichen aus den Augen setzte; so schloß

(*) Ich muß hierbey erinnern, daß ich die angegebenen Sterne nur als Beyspiel brauche, und nicht behaupte, daß sie Eudoxus gerade gemeint habe. Sie dienen mir nur zur Erläuterung.

schloß er aus diesen Beobachtungen rückwärts auf den Ort der Sonne in der Ekliptik.

So lassen sich nun die so verschiedenen Nachrichten der Alten von den Oertern der Koluren aus den rohen und unvollkommenen Beobachtungen ganz natürlich erklären und in Uebereinstimmung bringen, und es ist einerley, Eudoxus mag nach Hipparchs ausdrücklichen Worten (*ad phaenom.* II, 3. *Uranolog.* pg. 120) die Koluren in die Mitte der Sternbilder setzen, Arat in den Anfang, Meton (vielleicht bloß die Koluren der Sonnenwenden) nach Columella (9, 14) und Plinius (18, 28) in den 8ten Grad, oder Euktemon bey Geminus (*elem. astr.* c. 16) das Wintersolstitium und die Herbstnachtgleiche in den ersten Grad der Bilder. Ja es ist aus eben dem Grunde sogar nicht widersprechend, wenn Geminus (a. a. O.), ein so gültiger Zeuge als Hipparch, in dem griechischen Kalender lehrt, daß Eudoxus selbst das Wintersolstitium in den vierten Grad des Steinbocks, die Frühlingsnachtgleiche in den sechsten Grad des Widders, und das Sommersolstitium in den sechsten Grad des Krebses gesetzt habe. Der größte Unterschied findet sich beym letztem. Man darf aber nicht vergessen, daß Geminus nicht eigentlich Eudoxus Meynung erzählen,

sondern die Monatstage angeben wollte, auf welche die Jahreszeiten fallen müssen, und daß er hierbey auch wohl Korrekturen angebracht habe, welche sich auf die Ungleichheiten der Bilder beziehen.

Daß nun bey solchen Beobachtungen die Kolluren nicht als Linien, sondern ebenfalls als Streifen von beträchtlicher Breite vorkommen, läßt sich erwarten. So finden wir es auch. Nach Hipparch (Uranol. pg. 116) legt Eudoxus den Kolor der Sonnenwenden durch die Mitte des großen Bärs und durch den Krebs; ferner durch den Hals der Wasserschlange, nahe am Mast des Schiffs vorbey, durch den Südpol, den Schwanz des südlichen Fisches, durch die Mitte des Steinbocks, den Pfeil, den Hals und den rechten Flügel des Schwans, durch die linke Hand des Cepheus, durch die Krümmung des Drachen und den Schwanz des kleinen Bärs. Dieses gäbe wieder eine Differenz von 32 Graden in der geraden Aufsteigung.

Der Kolor der Nachtgleichen geht (Uranol. pg. 117) durch die linke Hand des Bootes und durchschneidet denselben überhaupt der Länge nach, so wie die Scheeren des Skorpions (späterhin die Wage genannt) der Breite nach, dann geht er durch die rechte Hand und das
vor-

vordere Knie des Centauers, durch den Südpol, durch die Wendung des Eridanus, den Kopf des Wallfisches, durch den Rücken des Wid-
ders, den Kopf und die rechte Hand des Perseus.
Dieses giebt wieder eine beträchtliche Breite von ohngefähr 17 Graden.

Um diese Kreise, so wie überhaupt die Ver-
änderungen, welche in den 100 Jahren von Eu-
doxus bis auf Eratosthenes mit den Sternbildern
vorgefallen sind, recht anschaulich zu machen,
habe ich die erste und zweyte Tafel, auf welche
ich schon einigemal verwiesen habe, beygefügt.
Die erste enthält die Vorstellungen des Eudoxus,
die zweyte die des Eratosthenes. Die Kreise
der zweyten bedürfen weiter keiner Erläute-
rung. Sie sind so, wie wir sie auch jetzt noch
haben, ohne Breite, und können vorzüglich bey
einer Vergleichung mit der ersten den Ungeüb-
ten leiten, und ihm anzeigen, wie die beyden
Hemisphäre eigentlich aussehen müßten. Auf
der ersten Tafel habe ich weiter keine Kreise
abbilden lassen, als die entschieden bekannt
waren, das heißt, die Wende- und Polarkreise,
den Aequator und die Koluren, alle in ihrer
Unvollkommenheit und Breite. Ich bemerke
also, daß AA' die Breite des Kolurs der Nacht-
gleichen, BB' den Kolur der Sonnenwenden,

CC' den Aequator, DD' den Wendekreis des Krebses, EE' den des Steinbocks, FF' den nördlichen und GG' den südlichen Polarkreis bedeute.

Bekanntlich glaubte Newton in diesen verschiedenen Angaben der Alten vom Ort der Koluren ein Argument für die Chronologie zu finden, und setzte die Bestimmung dieser Kreise in die Zeiten Chirons hinauf, weil die Sterne in ihren Längen sich immerfort ändern, und die Nachtgleichen fortrücken. Sicher ist es wenigstens, daß wenn man sich auf die Observationen verlassen dürfte, Eudoxus die Koluren nicht in die Mitte der Sternbilder hätte setzen dürfen. Auch in neuerer Zeit, da man Newtons Behauptungen nicht mehr beypflichtet, hat man doch dieses als einen Hauptbeweis für das Alter der Sternkunde, fast möchte ich sagen, einstimmig, angenommen. Da mich nun meine bisherigen Untersuchungen von der gewöhnlichen Meynung abführen; so wird es mir erlaubt seyn, hier noch einmal meine Gründe dagegen kurz zusammen zu fassen.

Es sind folgende:

- 1) Alle Nachrichten kommen darin überein, daß die Observationen bis auf Eudoxus sehr grob und roh sind. Wir finden keine einzige, wel-

welche uns das Gegentheil darthun könnte. Diese allgemeine Zusammenstimmung zeigt uns daher mit aller historischen Gewißheit, daß die Griechen selbst dachten, und selbst Versuche anstellten, daß sie also in der Astronomie eben den Gang giengen, welchen wir in andern Wissenschaften bey ihnen bemerken, und daß also die Kenntnisse, welche sie von andern Völkern erhielten, sehr fragmentarisch gewesen seyn müssen. Ganz auf Erfahrung gegründet und analog ist also der Schluß, daß dieses auch wohl bey den Koluren der Fall gewesen seyn könnte, wenn wir auch keine weitere Beweise und Gründe hätten. Hierin werden wir aber noch mehr bestärkt, wenn wir hören, daß

2) Hipparch geradezu versichert, Eudoxus habe den Koluren so wie den übrigen Kreisen eine beträchtliche Breite gegeben, und alle Sternbilder für gleich angenommen. Hätte also Hipparch Eudoxus Bestimmungen für Ueberreste eines hohen Alterthums gehalten; so würde er es bey dieser Gelegenheit gewiß erwähnt haben.

3) Das Schweigen aller alten Schriftsteller darüber unterstützt meine Vermuthung. Arat und Geminus würden gewiß nicht so ganz stillschweigend Abänderungen gemacht haben, und
Me-

Meton, der kurz vorher lebte, müßte wieder neuere Data benutzt haben, wenn er die Koluren in den achten Grad setzt. Ist dieses wohl wahrscheinlich?

4) Hätten die Aegypter vorher genauere Observationen gehabt; so müßten sich die Spuren davon bey Eudoxus und andern, deren Lehrer sie gewesen seyn sollen, finden, von den Koluren findet sich aber keine Spur, und annehmen zu wollen, man habe ihre Lehren wieder vergessen, oder nicht recht verstanden, ist eine sehr gewagte Behauptung, die sich durch keine Belege darthun läßt.

5) Ptolemäus kannte gewiß die Beobachtungen der Aegyptier. Hätte man über die Veränderungen der Fixsterne in der Länge damals ältere und genauere Beobachtungen gekannt, so würde er gewiß nicht unterlassen haben, sie im dritten Kapitel des siebenten Buchs seines *Almagests* beyzubringen. Dort spricht er davon und untersucht diese Materie ausführlich. Er bezieht sich auf Hipparch, welcher über eben den Gegenstand gearbeitet hatte. Beyde vermuthen diese Veränderungen der Fixsterne, aber aus den Beobachtungen des Timocharis, Aristillus und andrer späteren Astronomen. Weder der Aegypter noch des Eudoxus wird
ge-

gedacht. Warum führte hier Hipparch und Ptolemaeus die Bestimmung der Koluren nicht an, wenn man sie für ein Resultat alter Beobachtungen gehalten hätte (*)?

Eben diese Gründe machen mir daher auch noch das hohe Alter der Thierkreise verdächtig, welche man jetzt in Aegypten aufgefunden hat. Einige französische Gelehrte, vorzüglich der Baumeister DANON (monatl. Corresp. Novembr. 1800. S. 493), haben zu Dendara an den Decken einiger Zimmer, welche über dem Tempel zum Gebrauche der Priester waren, zwey Thierkreise gefunden. Der eine enthält die zwölf himmlischen Zeichen und unter diesen auch die Wage in einem Kreise; der andre in zwey Kolonnen. Jede der beyden Figuren, wovon man nur Kopf, Hände und Füße sieht, hält

- (*) Sehr befremdend ist folgende Stelle BAILLY's (Gesch. der alt. Astron. B. 1. Abschn. 9. §. 9.): Aus diesem Gedichte (Arats phaenomena) erhellet sogar, daß Eudoxus, dieser berühmte griechische Astronom, kein Beobachter war. Denn (also aus dieser einzigen unzuverlässigen Vermuthung) hätte er die Sterne selbst angesehen; so wurde er sie nicht in Rücksicht auf die Punkte der Nachtgleichen so, wie sie 1000 Jahr vor seinem Jahrhunderte standen, geordnet haben!!

hält zwischen den Füßen und den über den Kopf ausgestreckten Händen sechs himmlische Zeichen. Ausser den zwölf himmlischen Zeichen findet man in jeder der beyden Kolonnen mehrere andre Figuren; parallel mit denselben und unter diesen noch Kolonnen, zwey mit Hieroglyphen und die übrigen jede mit 18 Figuren, meistens menschlichen, und mit Sternen umgeben, deren Anzahl und Lage sehr verschieden ist. Einen andern Thierkreis fand man zu Henne, wo die Sommer-Sonnenwende sich im Zeichen der Jungfrau befindet. Den letzten Ausdruck *im Zeichen der Jungfrau* findet Dr. BURCKHARDT mit Recht etwas unbestimmt. Der erste *im Anfange des Löwen*, so wie überhaupt die ganze Darstellung ist es aber ebenfalls. Ich will es zugeben, daß die weit hervorragenden Hände ein Kennzeichen der Koluren seyn können, gewiß aber sind sie nicht Merkmale einer astronomischen Genauigkeit, worauf man Schlüsse bauen kann. Sie könnten eben so gut und noch eher einen unkundigen und ungeübten Zeichner der späteren Zeit, als ein hohes Alterthum andeuten. Es müßte meiner Meynung nach durch genauere innere Gründe dargethan werden, daß sie nicht aus neueren Zeiten, nach der alexandrinischen Periode und

und aus der damaligen verdorbenen Philosophie abstammten, ehe man mit einiger Wahrscheinlichkeit behaupten kann, daß die griechischen Bilder des Thierkreises schon 4000 oder gar 6000 Jahre vor unsrer jetzigen Zeitrechnung existirt hätten. Die Wage und die übrigen dabey vorkommenden Hieroglyphen sprechen nicht undeutlich für das erste. Alsdann könnten die hervorragenden Hände nicht gerade die Koluren anzeigen, sondern einen astrologischen, nicht astronomischen Sinn haben, und überhaupt Aspekten, *signa diametraliter opposita*, wie sie schon Geminus (*elem. astr. c. 1.*) kennt, bedeuten. Daß die Aegypter den Sterngruppen andre Gestalten beylegte als die Griechen, wird von andern Schriftstellern behauptet (*). Aber auch hier ist wohl nur von späteren Zeiten die Rede. Daß das Wort *πολες* noch immer für die Kreisbewegung des Himmels genommen wurde, lehren uns zwey Stellen des Plato im *Epinomis* (T. II, pg. 986 ed. Steph.) und *Timäus* (Tom. III. pg. 40 (**)). Daß man den Ausdruck aber auch zugleich in einem gleichen oder dem jetzigen ähnlichen Sinne nahm, lehrt uns

(*) Z. B. vom Achilles Tatius *Isagog. ad Arat. fin.*

(**) Von dieser Stelle werde ich weiter unten bey den Planeten sprechen.

uns ein Fragment des Eudoxus (Hipp. ad Phaenonom. lib. I, n. 5.), und sein Erklärer Arat (Phaenonom. v. 22 und 24). Ob man sich aber dabey einen mathematischen Punkt dachte, oder einen kleinen Kreis wie Varro, läßt sich nicht gewiß behaupten. Arats Worte geben weiter keinen Aufschluß, sondern deuten nur auf zwey Orte, um welche sich alles bewegt. Eudoxus hingegen sagt (a. a. O.): Es giebt einen Stern, der immer an derselben Stelle bleibt, und dieser Stern ist der Pol der Welt. Hierauf antwortet Petavius (Var. Diss. lib. III, 4), daß zu jenen Zeiten kein Stern dem Pole so nahe gewesen sey, daß er dafür hätte angenommen werden können. Denn α des kleinen Bärs, unser jetziger Polarstern, stand am weitesten davon, nemlich 14 Grade, 4 Minuten; δ oder der mittlere im Schwanze 12 Grade, 37 Minuten; ϵ oder der oberste 11 Grade, 24 Minuten. β 7 Grade, 26 Minuten, und ζ 9 Grade, 16 Minuten. Der nächste von allen wäre nach meiner Meynung der gewesen, welcher jetzt in den Sternverzeichnissen mit b bezeichnet wird. Er müßte nach meiner Rechnung damals ohngefähr $3\frac{1}{2}$ Grad vom Pol entfernt gewesen seyn. Ich glaubte auch anfänglich (in meinen Anmerkungen zum Eratosthenes c. 2) denselben dafür annehmen

nehmen zu müssen, ob er gleich nur fünfter Größe ist, und in den alten Sternverzeichnissen gar nicht vorkömmt. Seitdem ich aber die rohen Beobachtungen des Zeitalters näher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, bin ich von der Meynung ganz zurückgekommen, und ich gebe gerne zu, daß Männer, die noch bey den Koluren und andern Kreisen eine Breite von mehreren Graden für unbeträchtlich halten konnten, oder aus Mangel an Hülfsmitteln halten mußten, auch leicht den Stern β des kleinen Bärs in den Pol setzen konnten, ob er gleich um $7\frac{1}{2}$ Grad davon entfernt war. So kam schon ein kleiner Kreis, wie ihn Varro annimmt, heraus. Bis auf Eratosthenes finden wir nun über die Genauigkeit, mit welcher man den Pol bestimmte, keine weitere Nachrichten; Aristoteles erwähnt nur denselben im allgemeinen, und Pytheas von Massilien, den ich bald weiter anführen werde, giebt darüber bey Hipparch (ad phaenom. lib. III, 5) eine zwar genauere aber kurze Erklärung. Er bemerkt nemlich, daß im Pol selbst kein Stern stehe, sondern, daß er (der Pol) mit 3 andern dort herumstehenden Sternen ein Viereck ausmache. Welches diese Sterne nun sind, giebt er nicht weiter an. Die nächsten waren β im kleinen

Bär und κ im Drachen, der letzte stand ebenfalls in einer Entfernung von 7 Graden. Die hellsten waren α im Drachen (14 Grad Entfernung), und β und α im kleinen Bär.

Eratosthenes kannte genauere Beobachtungen. In seinen Katasterismen ist aber doch darüber eine Stelle, welche sich nicht so leicht erklären läßt. Er sagt: Unter den beyden ersten des Vierecks (der Bärenfigur, unter β — ὑποτον ἕτερον των ἡγουμενων) steht ein andrer niedriger (κατωτερος — soll doch wohl nach dem Pol zu heißen, weil sich die Figur dreht), welcher der Pol genannt wird, um welchen sich die Welt (πολος) dreht (*). Auch hier möchte ich keinen andern Stern, als einen von den sieben des kleinen Bärs verstehen und namentlich β . Die Stelle ist höchst wahrscheinlich verdorben und so zu verstehen: Von den beyden vordern
im

(*) KOPPIENS Observat. philolog. pg. 101. will hier, weil das Wort πολος zweymal vorkömmt, dasselbe das letztemal in ὁλος verwandeln. Nach dem, was ich im vorhergehenden darüber gesagt habe, ist die Aenderung wohl unnöthig und zweckwidrig. Eben die doppelte Bedeutung zeigt die Abstammung des Worts. Ganz heißt die Stelle so: ὑπο δε τον ἕτερον των ἡγουμενων κατωτερος ἔστιν ἄλλος ἀστηρ, ὃς καλεῖται πολος, περι ὃν δοκεῖ ὁ πολος σρεφῆσθαι.

im Vierecke ist der unterste der Stern, welcher gewöhnlich der Pol genannt wird, und um welchen sich die Welt dreht. Petavius (a. a. O.) schlägt zwey Verbesserungen vor, von welchen mir aber keine gefallen will, entweder die Worte *ὑπο τὸν ἑτέρον τῶν ἡγούμενων* ganz wegzulassen, oder nach denselben *ἐν τοῖς προτέροις τῆς οὐραε* einzuschieben. Die weitere Diskussion gehört nicht hierher.

Auch nach Eudoxus bezieht sich die ganze Kenntniß der Sphäre immer noch auf nichts weiter, als auf die Parallelkreise und vielleicht auf die der Deklination, wenn in den Schriften des Autolykus und Euklids unter den letzten nicht bloß die Koluren zu verstehen sind. Man verfuhr in so ferne genauer, daß man jeden Stern als einen Punkt ansah, welcher einen solchen Parallelkreis beschrieb. Ob das nun bloße mathematische Spekulation war, von welcher man aus Mangel an Hülfsmitteln und Instrumenten weiter keinen praktischen Gebrauch zu machen verstand, wissen wir jetzt nicht. Alle Sätze in Autolykus und Euklid beziehen sich bloß auf die Segmente, welche der Horizont mit den Kreisen macht, nachdem sie südlicher oder nördlicher vom Aequator stehen, und auf die Bogen und den aufge-

henden Punkt der Ekliptik. Autolykus braucht dabey bloß das scheinbare Emporkommen und Verschwinden am Horizonte, und legt dabey Definitionen und Propositionen zum Grunde; Euklid hingegen die Hypothese der Kugel, und nimmt dabey mehr auf den wahren Auf- und Untergang Rücksicht. Beyde betrachten ferner nur die Verhältnisse und Kreise in der Sphära obliqua und zwar so, daß Autolykus nur besonders darauf sieht, wie sie in der Breite von Griechenland vorkommen, Euklid hingegen auch noch auf die Lage derselben zwischen dem Wendekreise und dem Aequator. Keiner aber erwähnt der Sphaera recta. Dieses ist sonderbar, da man beyden Schriften, vorzüglich der des Euklids, es deutlich ansieht, daß sie zwar praktisch brauchbar sind, aber doch mehr Spekulation enthalten, als zu diesem Gebrauche nothwendig gewesen wäre. So konnte man z. B. sicher den wahren Auf- und Untergang nicht wirklich finden oder die Parallelkreise außer den fünf bekannten, welche selbst Geminus noch allein für brauchbar in der Anwendung erkennt (elem. c. 6). Von einem Manne, wie Euklid, war es wenigstens zu erwarten, daß er seinen Sätzen Allgemeinheit geben würde. Genug, daß eben die Bemerkung

kung von mehreren Parallelkreisen auf die Vermuthung führt, daß man sich von jetzt an der Instrumente zum Winkelmessen, der Dioptern werde bedient haben, und daß Eudoxus sie wohl noch nicht kannte, eben weil er allen Kreisen eine Breite gab und die Sternbilder nur im Allgemeinen bemerkte. Nicht zum Beweise, sondern nur zur Vergrößerung der Wahrscheinlichkeit führe ich hier Geminus Erklärung (c. 9) an, daß kein Kreis des Himmels eine Breite habe, sondern daß sie alle bloß denkbar und nur durch die Dioptern zu bestimmen wären. Vor ihm noch räth Attalus den Gebrauch der Dioptern an (Uranolog. pg. 115), um darzutun, daß kein Kreis genau durch die Sterne gehe, durch welche er von Eudoxus gelegt wurde. Hätte also Eudoxus diesen Gebrauch schon gekannt; so wäre er wohl eben so zu Werke gegangen.

Ein andrer Beweis, daß man die Dioptern jetzt wirklich kannte, sind die Beobachtungen der Abweichung einiger Sterne von Timocharis, Aristyllus und Aristarch von Samos, wovon die beyden ersten um eben die Zeit lebten wie Autolykus schrieb. Diese Beobachtungen kennen wir aus Ptolemäus siebentem Buche. Schon von Aristoteles finden wir fast um eben diese

Zeit eine Bedeckung des Mars (de coel. II, 12) vom Monde, und eine Occultation des einen Sterns der Zwillinge vom Jupiter (Meteorol. I, 10). Beides waren aber bloße Bemerkungen der Erscheinung, keine eigentlichen Beobachtungen. Aristoteles sagt uns bey der ersten, der Mond sey in einem Viertel gewesen, und der Planet am dunklen Rande verschwunden (also im ersten Viertel). KEPLER (de stella Martis) berechnet die Begebenheit, und setzt sie auf den vierten April, 357 Jahre vor unserer Zeitrechnung Abends. Man vergleiche Ricci, Alm. nov. P. I, pg. 493.

Timocharis beobachtete α im Adler, η der Plejaden, den Aldebaran; γ und α im Orion, den Sirius, den Regulus, die Kornähre, den Arktur, α und β der Wage, den Antares; Aristillus die Köpfe der Zwillinge und die 3 Sterne im Schwanze des großen Bären, η , ζ , ϵ ; Aristarch die Kapella. Außerdem finden wir noch einige Bedeckungen der Fixsterne vom Monde von Timocharis beobachtet. Zu bedauern ist es besonders bey den letzten, daß wir keine genauere Beschreibung der Observationen haben, welche uns über die Beobachtungsart und die Zeitbestimmung genauere Aufschlüsse geben könnten. Jetzt kann man aber Timocharis Worte nicht gehö-

gehörig von Ptolemäus Verbesserungen trennen. Die erste Beobachtung, welche von Ptolemäus angeführt wird, ist die Bedeckung der Plejaden im 47 Jahre der ersten 76 jährigen kallipischen Periode, am achten Tage des Monats Antesterion, oder am 29ten des aegyptischen Athyr am Ende der dritten Stunde. Der südliche Theil des Monds schien über den mittleren Stern im noch folgenden Theil der Plejaden weg zu gehen. Schon in der angeführten Vergleichung mit dem aegyptischen Monat bleiben wir ungewiß, ob sie vom Timocharis oder Ptolemäus herrühre. Sicher aber gehört dem Timocharis die Angabe der Zeit und die Bestimmung des Orts vom Monde gegen die Koluren. Eben so verhält es sich mit den 3 andern Bedeckungen, unter andern die der Spica, welche er in 12 Jahren zweymal beobachtete. Auch hier wird die Zeit höchstens nur auf eine halbe Stunde bemerkt, und nur ein einziges mal scheint Timocharis selbst von einer Vergleichung der bürgerlichen und Aequinoktialstunden zu sprechen. Aus diesen Nachrichten lassen sich für den Zustand der Sphäre folgende Resultate ziehen:

1) Da zwey Männer, auf deren Autorität man sich verlassen kann, Autolykus und Euklid,

die mit den genannten Beobachtern fast zu gleicher Zeit leben, den Aequator wenig oder fast gar nicht erwähnen, sondern nur von den verschiedenen Verhältnissen und Lagen der Ekliptik gegen den Horizont sprechen, nur die Tagebogen der verschiedenen Zeichen anführen, und Hipparch seine Art, durch den Aequator die Stunden zu finden, für neu ausgiebt; so ist es erlaubt anzunehmen, daß man diese Observationen auch noch auf die Ekliptik als auf einen sinnlicheren Kreis werde bezogen haben, und nicht auf den Aequator, daß man also die Längen eher als die geraden Aufsteigungen aus Mangel einer richtigen Kenntniß des Aequators zu finden im Stande war. Ptolemäus giebt auch wirklich nur Längen an.

2) Eben so ausgemacht ist es aber, so wenig zusammenhängend und so unsystematisch es auch scheinen mag, daß man doch Abweichungen kannte. Das zeigen die Beobachtungen ebenfalls. Ich denke mir also

3) die Sache so: Die Längen ließen sich durch die Sternbilder leicht finden, und zu den Abweichungen nahm man den Pol, oder einen nahe stehenden Stern als einen sinnlichen Punkt, woran man sich halten konnte, und maas durch Dioptern, durch Sehnen die Polar-

distan-

distanzen, und verglich diese Entfernungen so wie die aufgegangenen Theile der Ekliptik mit den Koluren, wo man leicht Sterne fand, welche mit den beobachteten in Einer Entfernung vom Pol standen. Man bestimmte nach den oben angegebenen Regeln die Zeit durch Theile der Ekliptik, und den Ort des Sterns. So sieht man, warum Ptolemäus bloß von Ekliptik, Längen und Abweichung, von den Koluren, nie aber von Rectascension oder dem Aequator spricht.

4) Es wäre also auch nur bloße Vermuthung, daß man zu diesen Beobachtungen schon Armillen gebraucht haben sollte, die erst später vorkommen, namentlich erst bey Hipparch.

5) Ptolemäus sagt, er wolle *alle* Sterne anführen, deren Abweichungen beobachtet worden wären. Es waren also nur wenige, und zwar unvollkommene Observationen, wofür sie von Hipparch und Ptolemäus selbst gehalten werden, wahrscheinlich nur solche, die sich leicht mit bekannten Oertern durch die Dioptern vergleichen ließen. Wenn man die Angaben reducirt, so sind die Winkel lauter Brüche, welche sich auf 12 Theile des Kreises (auf die damals allein üblichen) bringen lassen.

Die Beobachtungen des Timbcharis sind unter allen noch die genauesten.

Wenn man nun aber auch durch Hülfe der Dioptern von einigen Sternen Polardistanzen gefunden hätte und finden konnte; so wäre es doch übereilt, zu glauben, daß dieses Verfahren zu Bestimmung der Polhöhe angewandt worden sey. Bey dieser war der Meridian nothwendig, der sich so wenig als ein andrer eingebildeter Kreis noch genau finden ließ. Daher benutzten auch noch spätere Astronomen die Klimata und die Dauer des längsten Tages dazu. Auch Eudoxus oben angeführtes Verhältniß führt darauf, und Euklid spricht bey jeder Veranlassung von dem veränderten Horizonte, von Erhebung und vom Sinken desselben, von den Fällen, wenn der Pol des Horizonts in den Wendekreis fällt, u. s. w.; nie aber von eigentlicher Polhöhe.

So wurden durch die fortgesetzten Bemühungen der Astronomen und Mathematiker die Zonen des Pythagoras nach und nach schmalere Streifen, aber doch noch von beträchtlicher Breite, bis sie sich endlich in mehrere Linien, in Deklinations- und Parallelkreise auflösten, die Milchstraße ausgenommen, die man von Arat bis auf Geminus (sonderbar genug) auch

zu

zu den Kreisen des Himmels, und zwar zu den sichtbaren zählte.

Auch fieng man jetzt an, die Ekliptik vom Zodiakus zu unterscheiden, wie uns Autolykus und Euklids Schriften lehren, und man machte sogar Versuche, ihre Schiefe zu messen, die wir jetzt untersuchen wollen. Die Schiefe der Ekliptik wird bekanntlich gefunden, entweder dadurch, daß man die Aequatorhöhe, und die Sonnenhöhe am Tage des Solstitiums mit einander vergleicht, und die eine von der andern abzieht, je nachdem man die Winter- oder Sommersonnenwende nimmt; oder dadurch, daß man die größte und kleinste Höhe am Tage der Solstitionen selbst dabey benutzt. So lange man die Polhöhe nicht finden konnte, und über die Lage des Aequators selbst noch in Ungewissheit blieb; war das erste Verfahren gar nicht anwendbar. Man konnte sich also nur an die andre Methode halten, die aus andern Gründen ebenfalls unsicher war.

Denn auch angenommen, daß man gar keinen Fehler in der Beobachtung hätte machen können, und daß man über die größte Höhe der Sonne immer sicher gewesen wäre (was sehr schwer war); so würde man doch zu Alexandrien einen Fehler von wenigstens 35" begangen

gangen haben, welcher die Hälfte der mittleren Refraktion ausmachte, um welchen die Schiefe immer zu klein erscheinen mußte. Andre Fehler hoben sich vielleicht gegenseitig auf. Aus dem folgenden werden wir aber sehen, daß man nach beträchtlicheren Irrungen ausgesetzt war.

Unter den Instrumenten nemlich, womit sie diese Beobachtungen anstellen mußten, war wohl kein andres dazu geschickt, als der Gnomon. Wenn man auch Dioptern hatte, wovon ich überzeugt bin; so mußte man doch genau wissen, von welcher Art sie waren. Eratosthenes soll nach Theo (ad Ptolem. B. I. pg. 41) mit einem solchen Instrumente die Höhe eines Berges gemessen und die Höhe zu 10 Stadien gefunden haben. Ptolemaeus beschreibt seine Instrumente, und ich glaube daher, daß die älteren etwas anders gewesen seyn mögen. Vitruv (8, 6) führt auch dergleichen beym Wasserwägen und Höhenmessen an, zieht aber doch andre vor, weil die Dioptern nicht zuverlässig genug wären. Die früheren können also noch weniger Genauigkeit gegeben haben. Ich halte sie für nichts weiter, als für Werkzeuge, Distanzen von zwey Punkten zu finden, die mit Visiren versehen waren. Plutarch erwähnt

wähnt (vit. Marcelli) der Instrumente, welcher sich Archimed bediente, und nennt dabey die σκιοθρεα, die Sphaere, und γωνιας, αἷς ἐναρμολογείτο του ἡλίου μεγεθος προς την ὀψιν. Xylander giebt das letzte, wenn ich nicht irre, durch Quadranten. Ich glaube, daß es Dioptern waren.

Genug also, so lange die Dioptern nicht auf die Art, wie Ptolemaeus Instrument, in eine lothrechte feste Stellung gegen den Horizont gebracht werden konnten (und das schien wohl keine kleine Schwürigkeit zu seyn), liefs sich damit auch eigentlich nicht messen, sondern man konnte nur die Distanzen von Sternen unter sich oder gegen den Pol, der auch als ein fester Punkt betrachtet werden konnte, angeben. Zu dem andern Gebrauch blieben blofs die Gnomonen übrig. Aber auch bey diesen waren die Fehler so grofs und unvermeidlich, daß die oben angeführten von der Paralaxe und der Refraktion herrührenden dagegen in keine Betrachtung gezogen werden konnten. Ich setze sie also auch bey meinen ferneren Untersuchungen um deswillen bey Seite.

Beym Gebrauche des Gnomons kömmt es hauptsächlich darauf an, zu wissen, wie grofs er war. Fast kein Instrument der alten Griechen, von denen wir Nachricht haben, geht über

über drey Fuß. Man kann also eine ähnliche Gröſſe auch bey einem Gnomon vermuthen, welcher nicht bloß öffentlich aufgestellt werden ſollte, um Tages- und Jahreszeiten zu beſtimmen (zu welchem Gebrauche er leicht 5 Fuß haben konnte), ſondern womit man ſorgfältige Meſſungen anzustellen die Abſicht hatte. Ja auch ſchon deswegen iſt eine größere Höhe unwahrscheinlich, weil allzugroſſe Instrumente nicht mit der erforderlichen Genauigkeit ſenkrecht geſtellt werden konnten, und man auch über die horizontale Ebne, auf welcher ſich der Schatten hin erſtreckte, ſicher genug war. Außerdem konnte man bey dem Meſſen des Schattens nie ganz bis an das Perpendikel kommen, wenn das Instrument von einiger Dicke war. Hierzu kömmt endlich auch noch die Unbequemlichkeit, daß man nie ein beſtimmtes Maas annahm, ſondern aus Mangel an einem gehörigen Ausdrucke für alle Verhältniſſe, nach den verſchiedenen Bedürfniſſen den Gnomon und Schatten bald in mehr bald in weniger Theile theilte. Man mußte also bey jedemmaligen Gebrauche den Gnomon aufs neue meſſen und um leicht dazu zu kommen, durfte er keine beträchtliche Gröſſe haben. Beyſpiele ſolcher Meſſungen finden wir bey Strabo, Vitruv,

Vitruv, Plinius und in andern Schriftstellern. Ich will nur ein einziges anführen. Nimmt man die Aequatorhöhe von Alexandrien $58^{\circ}, 48', 32''$ an, so würde, den Gnomon wie gewöhnlich zur Einheit angenommen, der Schatten am Tage der Nachtgleichen 0,60541 seyn, den Halbschatten mit gerechnet 0,59687, und die Höhe des obern Sonnenrandes $59^{\circ}, 4', 37''$. Strabo führt pg. 91 die Verhältnisse an eben dem Tage wie 5: 7 an, dieses giebt 0,71428 und die Höhe des obern Sonnenrandes $54^{\circ}, 28'$ also um vier Grade zu klein. Plinius (6, 34) nimmt für eben diese Zeit die Verhältnisse wie 4: 7 oder den Schatten 0,5428 und die Höhe des Sonnenrandes $61^{\circ}, 30'$ oder um zwey Grade zu groß. Da sich nun die Abweichung der Sonne um diese Zeit täglich ohngefähr um 20 Minuten ändert; so wäre nach Strabo's Angabe das Aequinoktium um zwölf Tage zu frühe und nach Plinius um sechs zu spät angesetzt. Für Eudoxus Zeit wäre dieser Fehler wohl denkbar, nicht aber für das Zeitalter Eratosthenes, oder Hipparchs, die einigemal bey diesen Untersuchungen genannt werden und noch weniger für den Anfang unsrer Zeitrechnung, wo Strabo lebte, und wo man die Zeit desselben schon genauer kannte. Mit einem Worte, die Ursache

sache liegt wohl nicht in der falsch angesetzten Zeit, sondern in dem Instrumente und dessen Behandlung. Die Anwendung auf Gnomonen von der Höhe der Obeliskten läßt sich leicht machen. Plinius führt bekanntlich mehr dergleichen an. Schon der Ausdruck, welchen er von einem der ältesten Obeliskten braucht (lib. 36, 15), der von August im Marsfelde aufgestellt wurde, *mirabilem usum addidit Augustus, ad deprehendendas Solis umbras*, zeigt, daß man ihn vorher nicht dazu benutzte, daß wenigstens die Römer diesen Gebrauch nicht kannten, ob sie gleich wußten, daß er der Sonne gewidmet war. Die folgenden Bemerkungen zeigen mit den vorhergehenden zusammengehalten, daß man sie auch wohl in den früheren Perioden nicht zum Zeitmaße benutzte. Plinius giebt die Höhe des einen Obeliskten ohne das Gestelle auf $120\frac{3}{4}$ Fuß an (*), also für die römischen pariser Fuß genommen, 125,75.

Nach

(*) Lib. 36, 14. Is autem obeliscus, quem divus Augustus in circo magno statuit excisus est a rege Semneserteo, quo regnante Pythagoras in Aegypto fuit, centum viginti pedum et dodrantis praeter basin ejusdem lapidis. Is vero, qui in Campo Martio novem pedibus minor a Sesostride.

Nach der oben angegebenen täglichen Veränderung der Deklination würde die Zunahme des Schattens in einem Tage 0,002 betragen, wenn man den Gnomon für die Einheit nimmt. Dieses gäbe bey einem Obelisk von 125 Fuß $2\frac{1}{2}$ Zoll, eine Veränderung, die merklich wäre, bey 6 Fuß Höhe hingegen nur $1\frac{1}{4}$ Linie; bey 3 Fuß nur $\frac{3}{4}$ Linie. Nimmt man nun aber Strabos und Plinius Angaben; so würde jene bey 125 Fuß Höhe eine Differenz von $13\frac{1}{4}$ Fuß machen, diese $6\frac{1}{4}$; den Gnomon 6 Fuß, jene 6 Zoll 6 Linien, diese 3 Zoll; den Gnomon 3 Fuß, jene 3 Zoll 3 Linien, diese 1 Zoll 5 Linien. Dieses scheint mir offenbar zu beweisen, daß die Gnomonen der Alten diese Höhe nicht hatten. So große Fehler konnten ihnen nicht unbemerkt bleiben.

Die Schiefe des Thierkreises wurde zwar bald *bemerkt*, nicht sobald aber die des Sonnenwegs *gemessen*. Eine der ältesten Nachrichten von einer solchen Messung ist die des Pytheas. Man vergleiche darüber LA LANDE *Astronomie* Tom. I, § 72 und 312, und BUGGE in BODE's astronomischen Jahrbuche 1794 pg. 100.

Pytheas lebte unter den Ptolemäern. Genau läßt sich aber sein Zeitalter nicht angehen. Strabo lib. II. nennt unter den Geographen,

welche Polybius citirte und benützte, Eratosthenes zuletzt, also muß Pytheas, der auch genannt wird, vor ihm gelebt haben. Er machte Reisen, und beschrieb sie. Es wird unter andern ein Periplus, ein Werk *της περιόδου* (wieder nur Länderbeschreibung, wie die Citate daraus zeigen) und ein *andres de Oceano* von ihm angeführt. Ob es verschiedene Schriften oder nur veränderte Namen ein und desselben Buches sind, läßt sich nicht behaupten. Man vergleiche Voss de histor. Graecis pg. 110 und 467. Polybius und Strabo ziehen seine Glaubwürdigkeit in Zweifel, besonders was seine weiten Reisen betrifft. Beyde können nicht begreifen, wie ein Privatmann ohne alle Unterstützung solche große Unternehmungen habe wagen können. MONTUCLA (*) glaubt zwar, daß dieses oft von Leuten, die am Meere wohnten, geschehen sey; ein solches Unternehmen hatte aber doch noch seine Schwierigkeiten, wenn man die Art und die Unvollkommenheit der damaligen Schifffahrt bedenkt. Der Tadel der beyden Geographen dürfte daher so ungegründet nicht seyn. Derselbe trifft wahrscheinlich auch die Aeufserung des Pytheas, (Gem. elem. astr. c. 5), daß ihn auf seinen Reisen *von den Bewohnern der nörd-*

(*) cf. BAILLY Gesch. der alt. Astr. B. I, 9, 16.

nördlichsten Gegenden der Ort gezeigt worden sey, wo die Sonne ruhe. Denn in dieser Gegend sey die Nacht sehr kurz, bald nur zwey, bald drey Stunden, so daß die Sonne nicht lange nach ihrem Untergange wieder zum Vorschein komme. BAILLY a. a. O. nimmt es nach dieser Stelle als ausgemacht an, daß er bis nach Island gekommen seyn müsse. Nach der ganzen damaligen Länderkenntniß möchte aber Polybius und Strabo's Urtheil mehr Glauben verdienen, ja ich möchte fast behaupten, daß es durch die angeführte Stelle bestätigt werde. Pytheas hatte mathematische Kenntnisse, kannte den Pol, also auch vollkommene unter der Erde fortlaufende Tagekreise, und wenn er des Oceans erwähnte, so war es offenbar in dem Sinne, wie schon bey Arat, als Synonym des Horizonts, wodurch die drehende Bewegung der Himmelskugel nicht aufgehoben wird. Das zeigen auch die Bemerkungen, daß der längste Tag nach Norden hin immer größer werde. Aber was soll nun die Nachricht, die Völker hätten ihm den Ort gezeigt, wo die Sonne ruhe? Dieses konnten nur zu Pytheas Zeiten die gemeine Menschenklasse, die sich um die Gründe der Erscheinung nicht bekümmerte, oder einige philosophische Sekten behaupten, wel-

che die eigentliche Mathematik und Astronomie wenig achteten und gegen deren System es war, eine schwebende Erdkugel anzunehmen. Und endlich weiß ich nicht, gesetzt auch daß man es bloß für eine Volksvorstellung annehmen wollte, ob der Isländer unter seiner Polhöhe und in seinem Klima, so natürlich und allgemein der Begriff von der Scheibenfigur der Erde bey allen unkultivirten Völkern seyn mag, nicht wenigstens diese Erscheinung sich anders gedacht haben sollte.

Pytheas hatte seine Beobachtungen über die größte Sonnenhöhe, welche er zu Marseille anstellte, nicht eigentlich gemacht, um die Schiefe der Ekliptik daraus herzuleiten. Da man sie aber doch daraus gefolgert hat; so ist es hinlänglich, die Stelle selbst und den Gegenstand hier etwas näher zu untersuchen.

Die Stelle, welche dazu gebraucht worden ist, steht im Strabo am Ende des zweyten Buches (pg. 92. coll. 78 ed. CASAUB.). Es ist eben die, welche ich vorhin bey der Aequatorhöhe von Alexandrien angeführt habe. Strabo spricht dort von den Klimaten, ohne eine Quelle bestimmt anzugeben, und setzt dann das Verhältniß des Schattens zum Gnomon am längsten Tage zu *Byzanz* hinzu, und zwar wie

120: 41 $\frac{4}{5}$. Da er nun hier offenbar Alexandri-
ner vor Augen gehabt hat, und an mehreren
Orten versichert (z. B. lib. 2, pg. 72, 78, und
besonders lib. 1, pg. 43), daß Hipparch die
Sonnenhöhe zu Byzanz in ähnlichen Zeiten
(κατα τον ὁμωνυμον καιρον) gleich groß gefunden
habe; so kann man mit Recht folgern, daß
dieses eben die Höhe sey, welche Hipparch auf
Pytheas Autorität für einerley mit der zu Mar-
seille annahm. Daß man sie zu Hipparchs Zei-
ten für Byzanz unrichtig finden mußte, zeigt
die Rechnung. Denn es war schon ein Fehler
und zeigte wenig Genauigkeit in den Beobach-
tungen, daß man beyde Orte unter einen Pa-
rallel setzte, die um zwey Grade in der Breite
verschieden sind. Was sich von Hipparchs
Beobachtungen weiter sagen läßt, übergehe ich
hier. Angenommen nun, daß Pytheas 324
Jahre vor Christi Geburt lebte; so giebt die
Schiefe der Ekliptik nach MASKELYNES Beobach-
tungen für 1769 = 23°, 28', 9'', 7

mit d. Säkularabnahme v. 50'' = 23°, 45', 36''
— — — — — 33'' = 23°, 39', 41''
— — — — — 41'' (*) = 23°, 42', 28''.

Bb 3

Diese

(*) Diese nehme ich aus der monatl. Correspondenz
November 1800 pg. 501, als die richtigste nach
den neuesten französischen Untersuchungen.

Diese 3 Bestimmungen geben mit der Nutation von $7'',33$

$$23^{\circ}, 45', 28'',7$$

$$23^{\circ}, 39', 35'',7$$

$$23^{\circ}, 42', 20'',7$$

die scheinbare Schiefe für den Mittelpunkt der Sonne, statt daß sie nach Pytheas Beobachtungen, mit der Aequatorhöhe von $46^{\circ}, 42', 17'', 19''$ Refraktion, $3''$ Parallaxe, und $15', 47''$ für den Halbmesser der Sonne $23^{\circ}, 49', 57''$ und die Schattenlänge $\pm 0,348 \dots$ seyn sollte. Im Gegentheil würde der letzte der berechneten Werthe $23^{\circ}, 42', 20'',7$, eine Schattenlänge von $0,350 \dots$ und ein Verhältniß wie $42,07:120$ geben. Der Unterschied der beyden Schattenlängen beträgt zwar nur $\frac{2}{1000}$; es muß aber doch auffallend seyn, warum Pytheas nicht lieber das letzte Verhältniß $42:120$ annahm, da man sich immer lieber an gerade Zahlen hielt, wenn man nur irgend eine Veranlassung dazu fand. Wenn man aber auf der andern Seite bedenkt, daß man die Breite von Marseille und Byzanz für einerley halten konnte, (die Polhöhe des letzten Ortes giebt $36,5:120$, und $0,304$ Schattenlänge, also $\frac{4}{1000}$ Unterschied von Pytheas); so verschwindet der Zweifel, und man sieht, daß die Beobachtung für Untersuchun-

suchungen über die Veränderung der Schiefe der Ekliptik schlechterdings unbrauchbar ist. Die Fehler, welche vielleicht wegen den allzu-großen Zeitraum und der Ungewißheit der Epoche in der Nutation entstehen könnten, kommen gar nicht hierbey in Betrachtung.

Um nicht viel gewisser ist Eratosthenes Beobachtung, der sie zu diesem Endzwecke zu Alexandrien besonders anstellte. Wenn man annimmt, daß Eratosthenes 230 Jahre vor unserer Zeitrechnung lebte; so wäre nach MASKELYNES Beobachtung die Schiefe der Ekliptik für 1769 = $23^{\circ}, 28', 9''$ und die Säkularabnahme zu $41''$ angenommen, die wahre Schiefe zu Eratosthenes Zeit $23^{\circ}, 41', 49''$, und die scheinbare vielleicht $23^{\circ}, 41', 57''$, statt daß sie aus Eratosthenes Beobachtung $23^{\circ}, 51', 20''$ folgt. Beyde Werthe treffen bis auf die Sekunden zusammen, wenn man die letzte um $10'$ vermindert. Und hierzu ist hinlänglicher Grund vorhanden (*). Eratosthenes brauchte dabey wahrscheinlich kein andres Instrument, als das oben angeführte Skaphium. Mit diesem

maafs

(*) Man vergleiche hiermit BAILLY's Urtheil, Gesch. d. n. Astr. B. I. in den Zusätzen zum ersten Abschn. §. 15.

maafs er die grösste und kleinste Sonnenhöhe, und suchte daraus den Winkel durch ein Vieleck, wie gewöhnlich, zu bestimmen, und zwar durch ein solches, das seinen Beobachtungen am nächsten lag. Die Fehler sind also auch hier wieder aus denen der Schattenlängen und der Eintheilung des Kreises zusammengesetzt. Setzt man das Skaphium so groß, als späterhin das Instrument des Ptolemäus, nemlich den Halbmesser zu 18 Zollen; so hätten auch hier 5 Minuten am Rande $\frac{1}{3}$ Linie betragen. Viel grösser darf man es wohl nicht annehmen, wenn es bequem behandelt werden sollte, was auch BAILLY von den großen Instrumenten der Alexandriner sagt. So fand nun Eratosthenes (Ptolem. I, 11) den Abstand der beyden Wendekreise in 11 Theilen, wenn man den ganzen Himmel in 83 Theile theilte. Das gab auf den Quadranten $20\frac{1}{2}$, und ein solcher Theil betrug $4^{\circ}, 20', 14'', 4$ und nahm am Rande 17 Linien ein. So fand Eratosthenes den Abstand der Wendekreise $47^{\circ}, 42', 38''$.

RICCIOLI (Alm. nov. P. I. pg. 163.) glaubt, die Schiefe der Ekliptik sey sowohl zu Pytheas als Eratosthenes Zeit nicht grösser als jetzt, nemlich $23^{\circ}, 30'$ gewesen. Er geht hierbey von der Voraussetzung aus, daß Eratosthe-

nes

nes dieselbe sogleich bey seiner Gradmessung gefunden habe. Sollte dieses statt gefunden haben; so müßte die Polhöhe von Alexandrien bekannt gewesen seyn. Davon findet sich aber nichts, Riccioli glaubt, man dürfe nur die Polhöhe, wie sie Ptolemäus annimmt, 30, 58 gebrauchen, und den Bogen zwischen Alexandrien und Syene $7^{\circ} 28'$, um auf das Resultat zu kommen. Da aber die Polhöhe nicht dieselbe ist; so widerlegt sich diese Hypothese von selbst.

Auch für Pytheas Beobachtung nimmt Riccioli pg. 164 ein andres Schattenverhältniß als das oben angegebene an, nemlich $213\frac{1}{8} : 600$, ex vetustissimis Massiliensium monumentis, wie er sagt, die aber eben so unzuverlässig seyn mögen (*).

Von Aristarch behauptet Riccioli endlich, daß er die Schiefe auf 24° angegeben habe. Da Aristarch vor Eratosthenes lebte, so wäre eine solche allmähliche Annäherung zu vollkommenen Beobachtungen nicht unwahrscheinlich (denn nur als Fehler der Beobachtung oder als eine runde Zahl könnte die Angabe angesehen werden).

(*) Gassendi vita Beirescii, auf das er sich dabey beruft, kann ich nicht vergleichen.

werden); RICCIOLI hat aber auch hier seine Quellen zu nennen vergessen. Man muß sie also in Zweifel ziehen. Ich erinnere mich bloß, daß Strabo irgendwo eine Zahl anführt, die darauf leiten könnte, aber Aristarch nennt er nicht.

Noch dürfen wir am Ende dieses Zeitraums die Sphäre nicht übergehen, welche dem Empedokles zugeschrieben wird. Es ist ein Gedicht in Jamben von den Sternbildern, wie Arats phaenomena, das FABRICIUS in seiner Bibliotheca Graeca (Lib. II, XII) hat abdrucken lassen. Wahrscheinlich ist es von einem andern Verfasser, könnte aber doch einem Manne aus diesem Zeitalter angehören, oder es müßte von einem späteren Schriftsteller auch bey veränderten Kenntnissen den Alten nachgebildet seyn, wie wir an Germanikus und Hygin Beyspiele haben. Spuren des Alterthums finden sich darin, daß der Verfasser den Engonasin nicht Herkules nennt, daß er die Wage noch zu den Scheeren des Skorpions rechnet, daß er, wie FABRICIUS noch hinzusetzt, den Schwanz der Wasserschlange nur bis an die Hinterfüße des Centauers und nicht wie Ptolemäus bis an den Kopf desselben führt, und daß er den Krebs in das Solstitium setzt.

Zu

Zu den Spuren der Neuheit rechne ich aber, daß er den Thierkreis *αἰθρῆος* nennt, und behauptet, die Alten hätten den Stier *οὐρεος* genannt, daß er in der Ordnung der Sternbilder gleich den Späteren die des Thierkreises, und der nördlichen und südlichen Halbkugel allein betrachtet, und auch die Hyaden und Plejaden nicht besonders anführt.

Sechster Abschnitt.

V o n d e n P l a n e t e n .

Die Planeten waren jetzt alle bekannt. Dieses sehen wir an mehreren Stellen des Plato. Nur über die Ordnung und die Bewegung derselben war man nicht ganz einig. Je mehr man sie betrachtete, desto mehr mußte man Abweichungen in ihrem Laufe bemerken, welche jedoch alle wieder gewissen Gesetzen zu folgen schienen. Das sahe Plato sehr wohl, Aber eben die Schwürigkeiten dabey waren es, weswegen er ihre Betrachtung so sehr empfahl, und die Gründe davon zu finden, für das schwerste Problem ansah, welches man dem menschlichen Geiste aufgeben könnte. Sie
waren

den übrigen Sternen hätte in eine Sphäre setzen sollen. Bloß Empedokles macht noch eine Ausnahme, wie wir in der Folge sehen werden. Eine fortgesetzte Aufmerksamkeit, mit welcher Astronomen und Philosophen die Körper durch die Zeichen hindurch verfolgten, mußte sie, einige Irregularitäten abgerechnet, bald belehren, wie viele Zeit Saturn, Jupiter, Mars, die Sonne und der Mond brauchten, um ihre scheinbare Bahn zu durchlaufen, wornach sie die Körper ordneten. Wir finden daher auch keine Verschiedenheit in den Angaben. In den Auszügen, z. B. de plac. philos. 2, 32 würden unstreitig verschiedene Meynungen angeführt worden seyn, wenn sie vorhanden gewesen wären. Wir finden aber nur im allgemeinen bemerkt, daß Saturn 30 Jahre, Jupiter 12, Mars 2, die Sonne ein Jahr und der Mond einen Monat brauche, um ihre Bahnen zu durchlaufen. Mehr Verschiedenheit finden wir dagegen bey Merkur und Venus, die jedem bey der Voraussetzung, daß *alle* Planeten in konzentrischen Kreisen um die Erde laufen mußten, und bey den Begriffen von Vollkommenheit der Welt, aus welchen diese Voraussetzung entstand, auffallen mußte, weil sie sich wenig von der Sonne entfernen.

nen. Man war also weder über ihre Umlaufszeit, noch über ihre Stelle gewiß. In Ansehung der ersten behauptete man, daß sie ohngefähr zu gleicher Zeit mit der Sonne ihren Lauf vollenden mußten, ohne weiter darüber zu entscheiden. Bey aller Uuvollkommenheit der wissenschaftlichen Begriffe mußte man aber doch sehen, daß sich eine solche Annahme nicht gut mit der Natur der Bewegung vereinigen ließ. Jeder bewegt sich allein, kömmt aber nie in eine beträchtliche Entfernung von dem andern. Die drey Körper konnten also nicht in drey Kreisen von verschiedenen Halbmessern betrachtet werden, die in gleichen Zeiten ihren Raum durchliefen. Noch weniger durfte man sie in Eine Sphäre setzen.

Eben so war es auch mit den Stellen der Planeten. Plato (Epin. T. II. pg. 990 ell. 986) Timaeus (Plat. Opp T. III. pg. 96.) Aristoteles (de mundo c. 2) und Eratosthenes (cat. c. 2) lassen auf den Mond die Sonne folgen, Merkur, Venus, Mars, Jupiter und Saturnus. Die Veränderung, daß Plato Merkur und Venus in ihren Stellen verwechselt, ist von keiner Bedeutung. Archimed allein hat die Monde sogleich

und dann erst die Sonne nach Makrobios (Somn. Scip. I, 19). Ihm treten nachher andre bey, und Ptolemaeus (9, 1) hält dieses sogar für die älteste Meynung. Einige haben geglaubt, sagt er, Merkur und Venus könnten nicht unter der Sonne stehen, weil sie nie vor derselben gesehen würden, und deswegen eine Hypothese ausgedacht. Diese Meynung findet er nun aus astronomischen Gründen unstatthaft. Zieht man aber die Nachrichten selbst zu Rathe; so ergiebt sich aus dem einstimmigen Zeugnisse der genannten Männer, daß die von mir zuerst angeführte Vorstellung die älteste sey, daß Archimed, durch bessere Kenntnisse geleitet, die Abänderung machte, wenn er sie selbst erfand und nicht auch andre Mathematiker diese Lehre annahmen. Wenn aber nun andre nach Archimed, wie Eratosthenes, sich doch zu der ältesten Hypothese bekannten; so konnte Ptolemäus für sein Zeitalter sagen, einige jüngere Schriftsteller (*ἐνίοι τῶν μετὰ ταῦτα*) hätten diese Meynung gehabt.

Pythagoras würde nach Photius (vit. Pythag.) zur ersten, nach Plinius (II, 22) und Censorinus (de die nat. c. II) zur zweyten Klasse gerechnet werden müssen. Nach dem, was ich von seinen Kenntnissen und Philosophen-

men angeführt habe, glaube ich, daß er zu keiner von beyden gehöre. Die verschiedenen Aussagen lassen sich am bequemsten dahin vereinigen, daß die alten Pythagoräer zu jener, die spätern zu dieser zu rechnen sind. Daß sich die Schule wo nicht in andern, doch wenigstens in kosmologischen Begriffen trennte, werde ich weiter unten zeigen.

Eudoxus wird zwar nicht ausdrücklich erwähnt, aus seiner Theorie von den Planeten aber, wenn ich die Vorstellung, welche ich weiter unten beybringen werde, so nennen darf, sieht man, daß er zu der ersten Klasse gehört, wenn es nicht auch schon der Umstand vermuthen ließe, daß er aus der pythagoräischen Schule abstammte, und Eratosthenes, obgleich selbst kein Pythagoräer, ihm folgte und in seinen Katasterismen keiner Verschiedenheit weiter erwähnt.

So weit wären die Begriffe des Zeitalters ganz einfach. Man begnügte sich aber damit nicht, sondern wünschte ganz natürlich auch noch die absoluten Entfernungen der Körper, wenn es seyn könnte, ihre GröÙe und andre damit verbundenen Umstände zu wissen, und verlor sich darüber am meisten in Spekulation, je weniger man es noch wagte und wagen
konn-

konnte, Mathematik dabey zu benutzen. Ja je gewisser man durch Dialektik und Sophistenkünste sich davon zu überzeugen hoffte, desto weniger dachte man an eine Anwendung der Mathematik. Wir müssen uns also auch hier wieder mit Philosophemen begnügen, wo besonders die Pythagoräer ihrer Phantasie freyen Spielraum ließen, weil sie hier in der weiten Region des Himmels nichts störte und die Erfahrung ihren Träumen keine Grenzen setzen konnte. Die meisten pythagoräischen Vorstellungen von der Welt sind durch das Gemische von arithmetischen Untersuchungen über die Natur, Kräfte und wunderbaren Eigenschaften der Zahlen, von der Theorie der Musik und von den Begriffen von den Weltkörpern so abentheuerlich und aller Erfahrung so widersprechend geworden, daß man Mühe hat, an ihre Möglichkeit zu glauben. Und eben dieser Widerspruch mit der Erfahrung verursachte ohne Zweifel, daß sich diese Hypothesen so bald verloren, und daß sich neuere Schriftsteller alle Mühe gaben, den noch übrigen Fragmenten einen vernünftigen und unsern Begriffen angemessenen Sinn unterzuschieben. Hätten wir nicht Aristoteles Zeugnisse, ja sähen wir diesen Philosophen selbst, wenn auch nicht

in eben so grobe Irrthümer verfallen, doch wenigstens in ähnliche metaphysische Spitzfindigkeiten sich verwickeln; so würden wir es für unmöglich halten, daß scharfsinnige Köpfe auf solche Erklärungen verfallen könnten. Der Mangel an Erfahrung und Naturkenntnis entschuldigt sie aber hinlänglich.

Die erste hierher gehörige Stelle ist die Beschreibung des Weltsystems von Plato (de republ. pg. 616), wo er wieder auf Parmenides Ideen anzuspielen scheint. Auch hier nennt er die oberste Region bunt (*ποικίλος*), wie im Phädon bey der Gestalt der Erde. Es laßt sich aber hier so wenig, wie dort, errathen, was er eigentlich darunter verstand. Die ganze Welt, den Fixsternenhimmel mit eingeschlossen, vergleicht er mit einem Spinnwocken der Nothwendigkeit (nach Parmenides hielt die Nothwendigkeit alles zusammen), welcher in dem alles umfassenden Lichte schwebt. Hieran ist die Spindel (*πλάκαρη*, so mußte das Wort hier übersetzt werden) und der Hacken (*ἀγκίστρον*) derselben, wahrscheinlich Pole und Achse. Der Wirtel derselben (*σφαῖρα*) ist von gemischter Materie. Und da, wenn man sich hier der oberste alle andern über sich habende Stern ver- stehen will, so ist Plato's Vorstellung, daß er aus Licht besteht.

Licht und Finsternißs gemischt). Man muß sich nemlich, fährt er fort, die Sache so denken, als ob in einem großen Wirtel ein andrer kleinerer liege, so eingepaßt, wie man Fässer in einander zu fügen pflegt. So liegt von den acht Wirteln oder Planetenkreisen immer einer in dem andern. Alle aber bilden eine gemeinschaftliche Oberfläche, gleichsam einen gemeinschaftlichen Wirtel um die Spindel (*ἡλακατη*), welche durch die Mitte des achten Kreises, das heißt, durch den untersten geht. Diese acht Kreise (*κυκλους*), die Planetenbahnen, haben oben Oeffnungen, ebenfalls wieder Kreise (*χειλη φαινοντας, χειλος* labium, *ripa fluminis*, die Grenze, Oeffnung, wird auch vom Rande eines Fasses gebraucht, Hesiod *εργ.* v. 97). Plato versteht darunter die Planeten selbst, da er einmal die Bahnen derselben mit Fässern verglichen hat. Immer bleibt es aber dunkel, wie er den obersten Rand des Fixsternenhimmels den größten (*πλατυστατον*) und bunt (*ποικιλον*) nennen konnte. Dieses zu entwickeln überlasse ich andern und begnüge mich nur damit, zu zeigen, daß die natürlichste Erklärungsart uns unter *χειλους κυκλος* die Planeten selbst verstehen lehrt (*). Der zweyte Kreis von oben
her-

(*) Man stoße sich nicht daran, daß so eben *κυκλος*

herein, die Saturnsbahn, habe der Gröſſe nach den ſechſten Rand (*τοντου ἑκτου* sc. *χειλους κυκλου*); der dritte den vierten der Gröſſe nach (Jupiter, *τριτον τον τεταρτου*); der vierte den achten der Gröſſe nach (Mars); der fünfte den ſiebenten (Merkur); der ſechſte den fünften (Venus); der ſiebente den dritten (die Sonne); der achte den zweyten (der Mond), alle nemlich im Bezug auf den Fixsternenhimmel. Der ſiebente, die Sonne, ſey der hellſte; der achte, der Mond, erhalte ſein Licht vom ſiebenten; der zweyte und fünfte, Saturn und Merkur, wären einander gleich, jener nur mehr gelblich; der dritte, Jupiter, habe die weiſſeſte Farbe; der vierte, Mars, ſey röthlich. Der zweite, Saturn, übertreffe den ſechſten, Venus, am Lichte. (Dieses kann Plato unmöglich geſagt haben. Vielleicht iſt hier ſtatt des zweyten der dritte zu verſtehen, und der Sinn wohl umgekehrt, der ſechſte übertreffe den dritten am Lichte). Der ganze Himmel drehe ſich nur nach einerley Richtung von Morgen nach Abend und die ſieben innern Kreiſe nach der entgegengesetzten Seite von Abend nach Morgen. Der achte,

der

auch auf die Bahnen angewandt wurde. Das Wort laßt ſich ſeiner Natur nach von beyden brauchen.

der Mond, bewege sich am geschwindesten. Das folgende ist wieder nicht ganz verständlich. Die übrigen außer dem achten bewegen sich alle verhältnißmässig schneller, der siebente, sechste, fünfte. Der dritte scheine den vierten, der vierte den dritten, und der fünfte den zweyten in seine Bahn einzuschliessen. Ueber die Bewegung des Saturns, Jupiters und des Mars konnte Plato nicht in Verlegenheit seyn, wohl aber über Venus, Merkur und Sonne, also über den fünften, sechsten und siebenten. Ist die Stelle nicht verdorben; so läßt sich nichts anders denken, als daß Plato hier von unten nach oben zählt, statt daß er vorher vom Fixsternenhimmel abwärts rechnete.

Doch ich will hier nicht entscheiden und würde diese ganze dunkle Stelle gar nicht angeführt haben, wenn sie nicht nach der gegebenen Erklärung eine unvollkommene Schätzung von der Gröfse der Planeten enthielte, die einzige, die man aus der ganzen Periode hat, und die bloß nach dem Anblick gemacht ist, aber auf keine Messung sich gründet. Wenn nemlich, wie aus der Beschreibung der Farbe zu erhellen scheint, unter *χειλους κυκλοι* die Planeten selbst zu verstehen sind; so hatte

nach Plato der Mond den größten Durchmesser, auf ihn folgte die Sonne, dann Jupiter, Venus, Saturn, Merkur und Mars.

Eine andre Anwendung von parmenideischen und pythagoräischen Begriffen macht Plato im Timäus (pg. 35. ed Steph.), wo er die Weltseele und die daher entspringende Bewegung und also die Welt selbst durch die Verhältnisse der Pythagoräer darzustellen sucht. Zuerst, sagt er, nahm die Gottheit von dem Ganzen einen Theil, darauf das doppelte davon; dann das dreyfache, oder andert-
halb des zweyten; das vierfache; zum fünften Theil das dreyfache der drey, das heist, neun; zum sechsten das achtfache des ersten, und zum siebenten das 27fache des ersten. Darauf suchte die Gottheit die doppelten und dreyfachen Verhältnisse wieder durch andre auszufüllen, indem sie von neuem einige Theile aus dem Ganzen nahm und sie dazwischen setzte, daß zwischen jede zwey Gröſſen zwey mittlere Proportionalzahlen kamen, oder zwey Näherungen, wovon die eine Zahl um so viel kleiner war, als die andre größer. So entstanden endlich lauter Verhältnisse, wie 2 : 3 (ἡμιολίων διασσεων), 3 : 4 (ἐπιτρετων) und 8 : 9 (ἐπογθεων). Nach
mehr

mehreren Verbindungen derselben unter einander hatte endlich jede Zahl zur andern das Verhältniß 256 : 243.

Um dieses noch deutlicher zu verstehen, muß man zugleich bemerken, daß 2 und 3 die ersten numeri pleni der Pythagoräer waren (Plutarch de anim. procreat.), 4 und 9 die ersten Quadrate, 8 und 27 die ersten Würfel. Unter dem Ganzen denke man sich ferner eine gerade Linie AH. Von derselben nehme man folgende Theile $AB = 1$, $AC = 2$, $AD = 3$, $AE = 4$, $AF = 8$, $AG = 9$ und $AH = 27$; so entstehen diese Verhältnisse:

$$AB : AC = 1 : 2$$

$$AC : AD = 2 : 3$$

$$AD : AE = 3 : 4$$

$$AE : AF = 1 : 2$$

$$AF : AG = 8 : 9$$

$$AG : AH = 1 : 3.$$

Man suche ferner nun zwischen dem doppelten (1 : 2) und dreifachen (1 : 3) eine mittlere geometrische Proportionalzahl, oder die Quadratwurzel. Diese sey bey dem Verhältnisse $AB : AC = y$, so wird

$$AB : y = 1 : 1,4$$

$$Ay : AC = 1,4 : 2.$$

Weil aber diese Zahl inkommensurabel war;

so suchte man zwey Näherungen, eine grössere, und eine kleinere, zwischen welche $1,4 \dots$ fallen mußte. Die nächst grössere ist $1,5 = 1\frac{1}{2}$, und die nächst kleinere $1,3 = 1\frac{1}{3}$. Nach Plato's Vorstellung war nun

$$AB : y < 1 : 1,5 \text{ und}$$

$$y : AC > 1 : 1,3.$$

Hier ist $1,5$ um eben so viel grösser als $1,4$, als $1,3$ kleiner ist. Aber

$$1 : 1,5 = 2 : 3 \text{ und}$$

$$1 : 1,3 = 3 : 4.$$

Eben das ist der Fall mit den Verhältnissen $AE : AF$. Bey $AG : AH$ sey die mittlere Proportionalzahl $= x$, also

$$AG : x = 1 : 1,55 \dots$$

$$x : AH = 1,55 \dots : 3.$$

Die Zahl $1,55 \dots$ fällt aber zwischen $1,50$ und $1,60$, oder zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{3}{4}$, von welchen beyden sie fast um $0,05$ unterschieden ist. Also ist

$$AG : x > 1 : 1,5 \text{ und}$$

$$x : AH < 1 : 1,6, \text{ aber}$$

$$1 : 1,5 = 2 : 3 \text{ und}$$

$$1 : 1,6 \text{ fast} = 3 : 4.$$

Dieses giebt $AB : y = 2 : 3$ beynähe

$$y : AC = 3 : 4$$

$$AC : AD = 3 : 4$$

AE:

$$AE : y = 2 : 3$$

$$y : AF = 3 : 4$$

$$AF : AG = 8 : 9$$

$$AG : x = 2 : 3 \text{ beynahe}$$

$$x : AH = 3 : 4.$$

also lauter Verhältnisse nach Plato's Worten
wie 2 : 3, 3 : 4, 8 : 9.

Wenn nun alle 2 : 3 mit 4 : 3 multiplicirt
werden, so wird

$$4AB : 3y = 8 : 9$$

$$y : AC = 3 : 4$$

$$AC : AD = 3 : 4$$

$$4AE : 3y = 8 : 9$$

$$y : AF = 3 : 4$$

$$AF : AG = 8 : 9$$

$$4AG : 3x = 8 : 9$$

$$x : AH = 3 : 4.$$

Diese endlich mit 8 : 9 verbunden giebt

$$128AB : 81y = 256 : 243$$

$$81y : 64AC = 243 : 256$$

$$81AC : 64AD = 243 : 256$$

$$81AD : 64AE = 243 : 256$$

$$128AE : 81y = 256 : 243$$

$$81y : 64AF = 243 : 256$$

$$81AF : 64AG = 243 : 256$$

$$128AG : 81x = 256 : 243$$

$$81x : 64AH = 243 : 256,$$

Cc 5.

Denkt

Denkt man sich nun unter der Linie AH eine ausgespannte Saite; so geben diese Verhältnisse einzelne Töne und Intervalle des diatonischen Geschlechts; so daß 2 : 1 die Oktave, 3 : 2 die Quinte, 4 : 3 die Quarte, 9 : 8 die große Sekunde und 5 : 4 die Doppelquinte ausmacht; 243 : 256 ist der diatonische halbe Ton.

Diese durch Töne versinnlichten Verhältnisse, welche ohnehin aus so merkwürdigen Zahlen, wie es ihnen schien, und ihren Eigenschaften entstanden, trugen nun die Pythagoräer und mit ihnen Plato auf die Verhältnisse der himmlischen Körper unter einander über. Dieses bildete die bekannte Sphärenharmonie. Die Vorstellung davon, so sonderbar sie auch ist, darf uns bey dieser Sekte nicht befremden. Sie giengen von der allen Philosophen gemeinen Meynung aus, daß die Planeten sich nicht frey bewegten, sondern in Kreisen oder Sphären fest stünden. Den Grund dieser Hypothese giebt uns Aristoteles an (de coel. II, 9). Ein artiger Einfall, sagt er, aber der Erfahrung nicht gemäß ist es von der Schule, daß man angenommen hat, die Sphären müßten durch ihre Bewegung Töne und überhaupt eine Harmonie bilden. Sie glauben, es müsse nothwendig deswegen ein Ton entstehen, weil auch

bey

bey uns Körper von geringerer Masse und Geschwindigkeit bey ihrer Bewegung dergleichen hervorbringen. Sie schliessen also, daß bey Körpern von dieser GröÙe und Schnelligkeit ein weit größerer Ton entstehen müsse. Sie gehen dabey von dem Grundsatz aus, daß die geschwinde Kreisbewegung ein Verhältniß haben müsse, das den Verhältnissen der Harmonie in der Musik gleich ist. Daß wir aber dergleichen nicht hören, kömmt daher, daß wir von Jugend auf daran gewöhnt sind, und daß dieser Ton immer fort dauert, daß man also nie eine Stille bemerkt, so wie man in einer Schmiede am Ende das Geräusch nicht mehr hört. Dasselbe zeigt Cicero in der bekannten Stelle Somn. Scip. c. 5 durch ein Beyspiel an den Wasserfällen des Nils. Aristoteles Widerlegung dabey anzuführen, ist wohl unnöthig, da man sich die Gegengründe selbst leicht sagen kann.

Bey einer solchen Anordnung der Welt müßten sich die Entfernungen der Weltkörper verhalten, wie die Längen der Saiten eines Instruments. Wenn also die Weite des Mondes von der Erde $= 1$ gesetzt wird; so wäre die Weite der Sonne nach Plato $= 2$; die der Venus $= 3$; des Merkurs $= 4$; des Mars $= 8$; des
Jupi-

Jupiters = 9 und des Saturns = 27. Von der Entfernung des Fixsternenhimmels sagt er nichts.

Es war ganz natürlich, daß man auch die andern Arten der Harmonie darauf anzuwenden versuchen würde, so wie die Umstände es erlaubten. So finden wir auch wirklich bey Plinius (II, 21) und Censorinus (c. 13) das enharmonische Tongeschlecht benutzt. Pythagoras wird als Erfinder davon angegeben, und ob ich die Hypothese gleich für neuer als die des Plato halte; so möchte sie doch vielleicht um die Zeit Archimeds zu setzen seyn, weil die Ordnung der Planeten dabey gebraucht wird, wie sie Archimed kannte. Nach derselben wird die Entfernung des Mondes von der Erde auch = 1 gesetzt, aber zugleich bestimmter als bey Plato, auf 126000 Stadien. Vom Monde bis zum Merkur, dem nächsten Planeten, die Hälfte dieser Weite, von hier bis zur Venus eben so viel. Von der Venus bis zur Sonne ist eine $1\frac{1}{2}$ mal so große Entfernung als die des Mondes von uns. Mars ist von der Sonne nur um die Weite des Mondes von uns entfernt. Jupiter und Saturn stehen wieder jeder um die Hälfte der Mondsweite, jener vom Mars und dieser von jenem ab.

Ich

Ich will die 126000 Stadien bey beyden Systemen zum Grunde legen, ob sich gleich nicht erweisen läßt, daß sie Plato auch angenommen habe. Sie würden 2930 geographischen Meilen (die Meile zu 43 Stadien) gleich seyn. Das gäbe die Mondsdistanz 34,07 Erdhalbmesser zu 860 Meilen, und die Weiten der Körper wären folgende:

	Nach Plato	Nach den Pythagoräern
Weite des Mondes	34,07	34,07
der Sonne	68,14	des Merkurs 51,10
der Venus	102,21	der Venus 68,13
des Merkurs	136,28	der Sonne 119,23
des Mars	272,56	des Mars 153,33
des Jupiters	306,63	des Jupiters 170,53
des Saturns	919,89	des Saturns 187,36
		der Fixsterne 204,59

Weitere Resultate aus diesen Hypothesen zu ziehen haben die Griechen nie versucht, theils, weil die Entfernungen bloß theoretisch und nach Muthmaßungen bestimmt waren, theils, weil es an Mitteln fehlte, die scheinbaren Größen der Planeten zu finden. Indessen wird es nicht unangenehm seyn, wenigstens zur Probe zu zeigen, was für die Größe des Mondes und der Sonne aus diesen Voraussetzungen folgen würde. Nimmt man die
schein-

scheinbare Gröfse beyder Körper nur zu 30 Minuten an; so würde der Durchmesser des Mondes nach Plato 0,296 Halbmesser der Erde oder 240 Meilen betragen, und der Durchmesser der Sonne 0,593 Erdhalbmesser oder 516 Meilen und nach den Pythagoräern 1,038 oder 894 Meilen.

Sonach würde die Sonne nach dem spätern pythagoräischen Systeme größer und weiter von uns entfernt seyn als nach dem platonischen, weil die beyden Planeten Merkur und Venus noch dazwischen liegen, die Weltkörper im ganzen wurden aber im ersteren alle näher an einander gesetzt, und das ganze Welt-system war nicht so weit ausgedehnt, als in der platonischen Hypothese. Wären nicht andre historische Data entgegen; so würde dieser Umstand, wie ich glaube, völlig für Ptolemäus Meynung entscheiden, welcher diese Anordnung für die älteste hält. Aus unserer ganzen Untersuchung ergiebt sich, daß verhältnißmäßig der Weltraum immer mehr erweitert wurde, je genauer und sorgfältiger die darüber angestellten Untersuchungen wurden. Zur besseren Vergleichung bemerke ich noch, daß nach den jetzigen Begriffen der Mond fast zweymal weiter entfernt ist, als ihn Plato setzt,

oder,

oder 59,30 Erdhalbmesser; Merkur 6mal weiter, oder 9303,48; Venus 17mal, oder 17441,86; die Sonne 35mal oder 24418,60; Mars 132mal oder 36046,51; Jupiter 410mal oder 125581,39; und Saturn 137mal oder 126744,18.

Aus ähnlichen Gründen hat auch Empedokles (Plut. de plac. philos. II, 31) die Weite der Sonne von der Erde noch einmal so groß angenommen, als die des Mondes.

Den Durchmesser der Sonne fand Eudoxus (Archimed. de num. aren.) neunmal größer, als den des Mondes, er mußte daher auch wahrscheinlich die Weite derselben neunmal größer angenommen haben. Mit der Mondsdistanz von 34,07 Erdhalbmessern würde der Halbmesser der Sonne 1,332 Semidiameter terrae betragen.

Auch Arat nahm in einer besondern Schrift, die er Kanon nannte, und nach ihm Eratosthenes in seinem Gedichte *Ἑρμης* ein harmonisches System der Planeten an (s. Achill. Tat. in phaeonom. n. 15 und 16). Beyde Schriften sind verloren.

Einen andern und zwar genaueren Versuch, die Größen der Sonne und des Mondes zu finden, und zwar den ersten, welchen man mathematisch

matisch nennen kann, machte durch bessere Erfahrung, vielleicht besonders durch genauere Observationen der Mondfinsternisse unterstützt, späterhin Aristarch von Samos, und beschrieb ihn in seiner Schrift *de magnitudinibus et distantibus Solis et Lunae* (Venet. 1498. fol. von Georg Valla lateinisch; von Commandinus, Pesara 1572, und im dritten Tom. von Wallis. Opp.). Es gab jetzt mehrere, welche auf die Finsternisse achteten. Aristoteles erzählt (*de coel.* II, 6), daß Heliko aus Cyzikus dem Könige Dionysius eine Sonnenfinsterniß vorhergesagt habe; nach Simplicius that es auch Aristoteles Schüler, Eudemos von Rhodus, und bey Seneka finden wir die Nachricht, daß Konon auf seinen Reisen alle Beobachtungen derselben, welche die Aegypter gemacht hatten, sammelte. Philipp Opuntius, Plato's Schüler, schrieb schon über die Gröfse und die Entfernung der Sonne und des Mondes von der Erde, und über die Natur der Finsternisse, nach Suidas, v. *Φιλοσοφ.* Ob aber in Aristarchs Geist und Manier, ist wohl nicht zu vermuthen. Nach Stobæus I, 27 nahm er (*) mit der philolaischen Parthey die

(*) Ich lese nemlich an der Stelle mit HÆREN *φιλικόν του Οκεανίου*; statt des gewöhnlichen *φιλικου*

die Gegenerde als die Ursache der Mondfinsternisse an. Von Aristarch wissen wir weiter nichts, als daß er ein Zeitgenosse des Stoikers Kleanthes gewesen seyn muß, welcher dem Zeno nachfolgte (Ol. 129 oder ant. Chr. 264). Daß er wenigstens noch vor Archimed gelebt habe, wird daraus deutlich, daß ihn derselbe noch citirt.

Bey seinem Streben, den Gegenstand genauer als seine Vorgänger zu erforschen, war er doch noch mancher nothwendigen Hülfsmittel beraubt. Besonders müssen wir nicht vergessen, daß die Parallaxen noch nicht erfunden waren. Er wagt es daher auch nicht, die absolute Weite zwischen den Mittelpunkten der Erde und des Mondes zu bestimmen, sondern er legt dieselbe, wie die meisten seiner Vorgänger, als die Einheit zum Grunde; zufrieden damit, daß er jetzt auf einem geometrischen Wege entdeckte, was man vorher nur muthmaßte. Ausserdem dürfen wir nicht vergessen, daß er noch mit vielen andern Schwürigkeiten zu kämpfen hatte, welche ihm die Unvollkommenheit der Arithmetik und Geometrie in den Weg leg-

Φιλιππου του Ποντιου. S. HEEREN's Anmerkung f). pg. 559.

legte, wenn auch die Astronomie selbst schon vollkommener gewesen wäre.

Die Erfahrungen, welche er zum Grunde legte, sind bloß diese drey Sätze: 1) daß der Mond sein Licht von der Sonne bekomme (Prop. 1.), und 2) daß der Erdschatten in der Gegend des Mondes zwey Mondsbreiten betrage (Prop. 5.). Nach neueren Beobachtungen setzt er also den Durchmesser des Schattens um 21' zu klein. Der Halbmesser desselben ist nemlich 42', der Durchmesser also $1^{\circ}, 24'$; der scheinbare Durchmesser des Mondes $31', 30''$ und das doppelte davon $1^{\circ}, 3'$. 3) Nimmt er an, daß der Mond den funfzehnten Theil eines Zeichens der Ekliptik betrage (Prop. 6), das heißt also, sein scheinbarer Durchmesser betrage zwey Grade. Er setzt also, wie man bemerken wird, denselben um $1^{\circ}, 28', 30''$ zu groß, und man kann mit Recht fragen, wodurch er auf einen solchen Fehler, welcher auf seine ganze Untersuchung einen so beträchtlichen Einfluß hat, gekommen sey? Er selbst giebt uns seine Beobachtungsart nicht an, Makrobios aber hat uns (Somn. Scip. I, 20) eine Methode aufbehalten, den scheinbaren Durchmesser der Sonne am Skaphium, dessen Erfinder Aristarch war, zu finden, welche der, die Aristarch bey
seinen

seinen Versuchen benutzte, ähnlich gewesen seyn könnte, wenn es nicht dieselbe war. Man dürfte nur, sagt Makrobios, an einem Tage, wo die Sonne im Aequator stünde, den Schatten am Skaphium beym Aufgange beobachten, vom ersten Augenblicke an bis der untere Sonnenrand den Horizont berühre. Diese Weite, welche der Schatten des Stiftes am Skaphium durchlaufen habe, würde den Durchmesser der Sonne geben. So finde man, wenn man den ganzen Tagekreis der Sonne in zwölf gleiche Theile theile, daß der Durchmesser der Sonne $\frac{1}{2}$ eines solchen Theils oder $1\frac{1}{2}$ Grade betrage. Da nun der Mond fast eben die scheinbare Gröſſe hat; so konnte er leicht auf die oben genannte Bestimmung verfallen, wenn man bedenkt, daß der Halbschatten im Horizonte sie leicht noch um $\frac{1}{2}$ oder 20 Minuten (denn so viel fehlt noch zu zwey Graden) ungewiß machen konnte. Doch das ist nur Vermuthung. Denn nach Archimed (de num. aren.) nahm Aristarch den Sonnendurchmesser zu $\frac{1}{20}$ der Sonnenbahn, das heißt, zu 30 Minuten an.

Aristarch behauptet ferner, daß die Erde das Centrum der Mondbahn sey, *την γην σημειοῦται καὶ κεντροῦ λογεν ἔχειν πρὸς τὴν τῆς σελήνης σφαίραν*, *terram centri rationem habere ad Lunae*

Sphaeram (Prop. 2.). Dieß sind seine Worte. Daß dieser Ausdruck nicht in der bey uns gewöhnlichen Bedeutung zu nehmen sey, sondern daß er die Mondbahn noch sehr nahe setzt, zeigt er gleich darauf (Prop. 4), wenn er hinzufügt, der Mond, wenn er zur Hälfte erleuchtet sey, stehe noch nicht ganz 90 Grade von der Sonne ab, sondern es fehlen noch $\frac{1}{3}$ des Quadranten, das heißt, 30 Grade daran.

Zur Erläuterung schickt er einige bekannte Lehren der Optik voraus, besonders den Satz, daß eine größere erleuchtete Kugel mehr als die Hälfte einer kleineren der sie ihr Licht zusende, erleuchte (Prop. I und II). Dann beweist er ferner, daß im Neumonde der kleinste Theil des Mondes erleuchtet werde.

Im vierten Satze sucht er darzuthun, daß der Kreis, der die dunkle Hälfte im Monde von der erleuchteten scheidet, nicht viel von einem größten Kreise unterschieden sey. Zu dieser Aufgabe vergleiche man KÄSTNERS Optik (§. 12 - 14). Nimmt man dort (§. 14) HCF für die Sonne, GDK für den Mond, die Weite der Mittelpunkte AB (Fig. 7. Tab. IV.) = a, in der Opposition = 22051, in der Konjunktion = 21949; p oder den Halbmesser der Sonne AC = 100; den Halbmesser des Mondes BD = q = 0,27; so wird
ABN

ABN in der Opposition = $15', 32''$; in der Konjunktion = $15', 37''$, und daraus der erleuchtete Theil GBD des Mondes in der Opposition $90^\circ, 15', 37''$; in der Konjunktion $90^\circ, 15', 32''$. Die Halbmesser der beyden Kreise wären in Theilen des Halbmessers vom größten Kreise in der Konjunktion = $0,9954573$, und in der Opposition = $0,9954815$. Aristarch nimmt für ABN nur $1', 21''$ an, wodurch also GBD = $90^\circ, 1', 21''$ wird.

Wenn sich der Mond in der Quadratur befindet; so ist der größte Kreis, der das helle Stück der Mondkugel von der dunklen scheidet, und unsre Gesichtslinie in Einer Ebne.

Da nun unter der Voraussetzung, daß die Sonne den Mond erleuchtet, eine Linie vom Mittelpunkte der Sonne nach der hellen Seite des Mondes gezogen auf dem Kreise, welcher den hellen Theil der Mondkugel von dem dunklen trennt, senkrecht stehen muß; so beweist er nun den Hauptsatz, daß 1) die Mondbahn näher nach uns zu liege, als die Sonnenbahn, und daß 2) der Mond, wenn er zur Hälfte erleuchtet ist, nicht ganz um den Quadranten von der Sonne absteht, sondern, daß noch drey Grade daran fehlen. Die Schwierigkeit, den Augenblick, wenn der

Dd 3

Mond

Mond halb erleuchtet scheint, zu beobachten, war allerdings besonders bey der damaligen Beobachtungsart von Belang. Die drey Grade bis zur Quadratur würde der Mond in Zeit von sechs Stunden in der Ekliptik zurück gelegt haben. Er war also zufrieden, wenn er die Beobachtung nur bis auf diese Zeit richtig hatte, ob es ihm gleich nicht entgehen konnte, daß eine kleine Veränderung des Winkels das Verhältniß der Weiten beyder Körper von uns um ein beträchtliches vermehren würde.

Hieraus folgert er nun, daß die Entfernung der Sonne von der Erde größer ist als 18 und kleiner als 20mal die Entfernung des Mondes von uns.

Die Aufgabe trigonometrisch aufgelöst, würde man die Sonne 19,107 ... weiter von uns setzen müssen als den Mond. Nach unsern jetzigen Begriffen müßte diese Weite 400mal größer seyn, und also 21mal mehr betragen, als Aristarch sie anpimmt.

Da man überdiß den Abstand des Mondes von der Sonne in der Ekliptik wissen will, und Aristarch bey seinem rohen Verfahren die Breite gar nicht in Betrachtung zieht, sondern die Kreise der Planeten als in Einer Ebne betrachtet; so müßte man eigentlich die kurtirte
Weite

Weite suchen. Diese giebt aber nach unsern Beobachtungen die Entfernung des Mondes, wenn er uns halb erleuchtet erscheint, von der Quadratur $30''$, und die Zeit, die er braucht, diesen Bogen bis zu diesem Punkt zurück zu legen, eine Minute.

Diese Zeit läßt sich zwar bestimmen, da uns einmal die Weite der Sonne und des Mondes bekannt ist. Allein bey Aristarchs Methode and bey der ungleichen Oberfläche des Mondes, und dem Mangel einer richtigen Zeitbestimmung würde es kaum möglich seyn, den Winkel aus Beobachtung so genau zu finden. Riccioli hat eben das Verfahren versucht (Alm. nov. T. I, pg. 108) und den Winkel nur bis auf $59', 48''$ und also die zugehörige Zeit nur bis auf $31', 34''$ gefunden.

Da nun die auf diese Art bestimmten Weiten des Mondes und der Sonne mit den Halbmessern der Körper rechte Winkel machen, und diese sich verhalten müssen, wie die Weiten; so setzt Aristarch die Durchmesser in eben diese Verhältnisse. Nach ihm beträgt der Durchmesser der Sonne (Prop. 9) 19,107 von dem des Mondes. Hieraus würde nun ferner folgen, daß (Prop. 10) die Sonne 6975,5 oder nach Aristarchs Rechnung im Mittel 6918mal größer sey, als der Mond.

Und endlich den halben scheinbaren Durchmesser des Mondes $= 1$ Grad gesetzt, und die Entfernung des Mondes von uns zur Einheit angenommen, beträgt der Durchmesser des Mondes in Theilen dieser Weite nach meiner Rechnung 0,0349
 nach Aristarch im Mittel 0,0333
 Der Halbmesser also 0,01745 und nach Aristarch 0,01944.

Nun wäre noch übrig, das Verhältniß unserer Erde zu den beyden Körpern zu untersuchen, das er bisher ganz bey Seite gesetzt hat.

Weil ihm die Kenntniß der Parallaxe und auch, wie es scheint, noch eine genau angestellte Messung fehlte; so sucht er die GröÙe der Erde gegen die beyden Körper durch die Entfernung von uns und durch den Erdschatten zu finden.

Er nimmt im Anfange, wie ich schon gesagt habe, den Erdschatten zu zwey, nachher aber näher zu 1,955 ... oder, wie es eigentlich heißen sollte, 1,973 Mondsbreiten an.

Die Verfahrensart, die er dabey brachte, war, wie aus dem Buche selbst erhellt, bloÙe Beobachtung beym Durchgange des Mondes durch denselben.

Da

Da er den scheinbaren Durchmesser des Mondes zu zwey Grade annimmt; so würde der Diameter des Schattens 3 Grade, 48 Minuten betragen. Wenn nun auch die Angaben selbst nicht richtig sind; so könnte man doch fragen, ob er wenigstens den Durchgang des Mondes genau beobachtet habe? Legt man das oben angegebene Verhältniß des Schattens zum Monddurchmesser zum Grunde; so würde der Diameter des Schattens 59 Minuten, 51 Sekunden, und der Halbmesser fast 30 Minuten seyn. Da man ihn nun nach neueren Beobachtungen zu 42 Minuten setzen muß; so nimmt ihn Aristarch um 12 Minuten zu klein an.

So findet er nun durch Näherung das Verhältniß des Durchmessers des Erdschattens zu dem der Sonne. Jener ist nemlich 0,097 ... oder eigentlicher 0,1032 ... von diesem. Dadurch bahnt er sich nun endlich den Weg, das Verhältniß des Sonnendurchmessers zu dem unsrer Erde selbst zu finden. Der letzte ist nemlich nach ihm $\frac{3}{19}$ des Sonnendurchmessers = 0,15787 oder genauer 0,15322.

Wollen wir nun den Durchmesser der Erde als die Einheit ansehen; so kommen folgende Zahlen heraus, wo die ersten Aristarchs Resultate im Mittel, und die zweyten die Grö-

ßen angeben, wie ich sie durch Rechnung gefunden habe:

Der Durchmesser der Sonne 6,7499 . . . , 6,5265
des Mondes 0,3544, 0,3416

Der körperliche Inhalt
der Sonne 311,06, 278,00
des Mondes 0,47 . 0,039.

Die absolute Weite des Mondes würde nach diesen angenommenen Größen 80 Erddiamesser betragen. In Plutarchs Schrift *de facie in orbe Lunae* sind 56 dafür angenommen, ohne weitere Autorität. BAILLY legt sie, wenn ich nicht irre, dem Aristarch bey.

Bekanntlich ist nach unsern jetzigen Kenntnissen der Sonnendurchmesser 225,58, der des Mondes 0,545. Die Sonne selbst aber ist 1448000 mal größer und der Mond 50 mal kleiner als unsre Erde. Folglich ist die Sonne fast 4655 mal größer und der Mond noch einmal so klein, als Aristarch ihn findet.

So weit Aristarchs Beobachtung und Methode. Ueber den Erddiameter scheint er absichtlich nichts bestimmen zu wollen. Will man aber Archimeds Angabe von 300000 Stadien für den Umfang der Erde zum Grunde legen, weil Aristarch doch auch zu jenen Alten gezählt werden müßte, und selbst Archimed davon

davon noch Gebrauch macht; so könnte man sich dadurch wenigstens eine genauere Vorstellung von seinen Hypothesen machen. Daraus findet man nun, daß Aristarch den Halbmesser der Sonne wirklich um $\frac{3}{10}$ größer angenommen haben müßte, als nach unsern jetzigen Messungen folgt, und so müßte die Sonne 2245 größer und der Mond um $\frac{4}{10}$ kleiner seyn, als Aristarch setzt.

Archimed, dessen Name den Mathematikern hinlänglich bekannt ist (er starb in der 142 Olympiade, ant. Chr. 212), hat diese Materie von neuem untersucht. Nach Makrobios (Somn. Sc. II, 3) verwarf er die Analogie zwischen den Tonarten oder Saitenlängen und den Planetendistanzen, obgleich der Grammatiker nicht für gut gefunden hat, uns sein Verfahren, die letzten zu finden, näher zu beschreiben. Vielleicht war es sein neu gefundenes Verhältniß des Durchmessers zum Umkreis, das ihn darauf führte. Nach diesem müßte er vielleicht behauptet haben, daß die Sonne fast 4mal weiter von uns entfernt sey als der Mond, Mars $7\frac{1}{2}$, Jupiter $45\frac{1}{2}$, und Saturn 114mal. Ueber Merkur und Venus darf man keine Vermuthung wagen, weil man nicht weiß, wie groß er ihre Umlaufszeiten annahm. Man setzte sie, wie wir

wir gesehen haben, gewöhnlich der Sonne gleich. Das alles sind aber bloße Muthmassungen, die sich auf kein Datum gründen. Auch die scheinbare Grösse der Sonne untersuchte er aufs neue (de num. aren.); so daß er dieselbe durch einen Winkel, welchen zwey Lineale mit einander am Auge bildeten, und durch einen kleinen Cylinder, welcher die Sehne vorstellte, bestimmte. Weil er aber doch einsah, daß nicht der Winkel am Auge selbst, sondern an der Netzhaut die wahre Grösse angeben müßte; so fügte er am Scheitel des gemessenen Winkels noch einen andern kleineren Cylinder oder ein Kügelchen von der Grösse der Pupille hinzu, und fand so die Grösse des Winkels zwischen $\frac{1}{200}$ und $\frac{1}{84}$ eines rechten Winkels (*), das heisst, zwischen 27' und 32', 18" oder im Mittel 29', 30".

Die

(*) Er machte die Beobachtung zweymal. Einmal mußte die Sonne von seinen Cylindern ganz bedeckt werden; das zweyte mal wollte er den leuchtenden Rand bemerken, um nach der Verfahrensart der Alten zwey Vielecke zu bekommen, aus welchen er die Grösse im Mittel fand. BAILLY versteht es anders, und glaubt, Archimedes habe mit zwey Augen observirt. Gesch. d. neuen Astron. B. I. Abschn. I, §. 16.

Die Sonne setzt er (a. a. O.) 30 mal weiter von uns als den Mond. Hieraus würde nach Aristarchs Verfahrungsart folgen:

1) Der Abstand von der Quadratur, wenn der Mond halb erleuchtet erscheint, ist 1 Grad 55', oder $\frac{1}{4}\frac{1}{3}$ eines rechten Winkels, oder $\frac{1}{12}$ Zeichen.

2) Die korrespondirende Zeit ist 4 Stunden.

3) Der Durchmesser des Mondes von der Erde = 0,344 ...; sein körperlicher Inhalt = 0,0407. ...

4) Der Durchmesser der Sonne = 10,33 ... und der Inhalt = 1103,2.

Die Sonne würde also wirklich 13,2mal größer und der Mond $\frac{1}{8}$ kleiner seyn, als Archimed setzt. Oder 5) bey 300000 Stadien würde der Durchmesser der Sonne 13,22; der des Mondes 0,43, der Inhalt der ersten 2300, des letzten 0,08 seyn. Darnach wäre die Sonne also 629mal größer und der Mond 2mal kleiner als Archimed annimmt (*).

Archi-

(*) Eudoxus müßte nach seiner oben angegebenen Entfernung seine Observation in einem Abstände von 6 Graden von der Quadratur und also 10 Stunden vorher gemacht haben.

Archimed setzt ferner den Durchmesser der Sonnenbahn (l. c. Coroll. I.) auf 10000 Erddurchmesser, also die Weite der Sonne vom Mittelpunkt der Erde 5000 Erddiameter, oder 10000 Semidiameter, und den Mond $333\frac{1}{3}$. Dieß gäbe für die Entfernungen der Sonne 11103000 geographische Meilen oder 477429000 Stadien. Für die Entfernung des Mondes 370063 geographische Meilen oder 15912649 Stadien. Die Weite des Mondes wäre also zu groß angenommen.

Von Eratosthenes endlich ist uns (Plut. de plac. philos. II, 32) noch eine Distanz von 780000 Stadien aufbehalten, ob aber vom Monde oder von der Sonne, darüber bin ich zweifelhaft. Nach der alten Ausgabe des Originals, die ich vor mir habe, wäre die Sonne gemeynt; nach andern aber, namentlich nach Xylanders Uebersetzung, der HAVERKAMPISCHEN Ausgabe des Censorinus und auch nach RICCIOLI müßte der Mond verstanden werden. Ich halte das letzte für wahrscheinlicher.

Die Weite des Mondes von uns betrüge also nach dieser Angabe 18139 geographische Meilen, oder nach Eratosthenes Messung 19,7 Erdhalbmesser. Dieses gäbe ferner mit dem scheinbaren Halbmesser 15', den Semidiameter des Mondes fast $\frac{2}{3}$ des Erdhalbmessers. Doch könn-

könnte diese Schätzung leicht zu klein seyn. Ueber die Sonne findet sich weiter keine Nachricht von Eratosthenes, denn Xylanders Zusatz bey seiner Uebersetzung über die Weite derselben ist höchst wahrscheinlich ungegründet.

So weit reichten also die Kenntnisse des Zeitalters. Sie bezogen sich bloß auf die zwey vorzüglichsten Körper unsers Systems, auf Sonne und Mond, die am leichtesten beobachtet werden konnten. Die scheinbaren Durchmesser derselben waren noch zu unbestimmt, und man wird unmöglich Archimeds doppelte Angabe für etwas anders als eine unbestimmte Näherung halten können, die er aus zwey Vierecken fand, wie Aristarchs und Eratosthenes Messungen auch gemacht wurden. Die Veränderungen derselben ahndete er nicht von ferne. Die der übrigen Planeten konnten noch gar nicht beobachtet werden, so wenig als die absolute Entfernung des Mondes ohne Parallaxe. Sie mußten sich also auch nur damit begnügen, zu bemerken, daß die Körper bey ihren zunehmenden Kenntnissen ihnen immer größer vorkamen, als sie vorher geschienen hatten, und daß sich der Himmelsraum immer mehr erweiterte.

Noch sind einige Erscheinungen in den Bewegungen der Planeten übrig, welche sich auf-

aufmerksamen Beobachtern sehr leicht darstellen müßten, so bald man die Planeten kannte, die sich aber durch Philosophie nicht so leicht erklären ließen, und die Plato daher zu den größten Problemen für den Philosophen rechnete (Simplic. de coel. II, Comm. 46), nemlich die recht- und rückläufige Bewegung. Jeder Philosoph suchte sie sich deutlich zu machen. Es war aber nach ihren Begriffen von Vollkommenheit keine Kleinigkeit, sie mit der kreisförmigen Bewegung des Himmels zu vereinigen, und besonders Venus und Merkur damit in Uebereinstimmung zu bringen. Denn daß diese ebenfalls um den gemeinschaftlichen Mittelpunkt der Welt in konzentrischen Kreisen sich bewegen mußten, war bis jetzt unter den Griechen allgemeiner Glaube. Diese scheinbaren Irregularitäten für Mangel an Ordnung und Plan, für Zufall und für regellos zu halten, fiel von Plato's Zeit an niemand ein, so sehr war man von der göttlichen, und außerordentlich schönen Einrichtung überzeugt, die Planeten waren ihnen jetzt *non re sed vocabulo errantes* (Cic. Tusc. qu. I, 25), und es gehörte ein *divinum ingenium*, ein der Gottheit ähnliches Talent dazu, diese Bewegungen zu begreifen. Von Plato wissen wir weiter nichts. Bekannt

kannt sind uns bloß drey Versuche des Eudoxus, Kalippus und Aristoteles, das Problem aufzulösen, die ich hier beyfüge. Die Vorstellungen sind aus Aristoteles *Metaphys.* XII, 8 und *Simplicius ad Aristot. de coel.* II, 12 genommen.

Nach Aristoteles nimmt Eudoxus drey Kreise an, die Bewegungen der Sonne und des Mondes zu erklären. Einmal die tägliche, zweitens die Bewegung in der Ekliptik, und drittens eine Bewegung in der Breite. Das letzte ist merkwürdig und ein Resultat seiner unvollkommenen Observationen. Eudoxus wurde nach *Simplicius* zu dieser Bemerkung veranlaßt, weil ihm die Sonne nicht immer in den Solstitionen an demselben Orte aufzugehen schien, und dadurch wird das bestätigt, was ich oben schon von den Breiten der Kreise gesagt habe. Zwar hätte man, fügt *Simplicius* hinzu, auch hier nur zwey Kreise nöthig gehabt, wenn die Bewegung in der Breite regelmäßig gewesen wäre. Da dieses aber der Fall nicht zu seyn schien; so nahm Eudoxus noch einen dritten Kreis an, der in einerley Richtung mit der Ekliptik, aber langsamer durch den Mittelpunkt der Sonne beschrieben wurde.

Mit dem Monde war es derselbe Fall, nur daß sich der dritte Kreis gegen die Ordnung der Zeichen bewegte und die Breite größer war, als die der Sonne. Man sieht daraus, daß Eudoxus die Bewegung der Mondsknoten schon kannte. Darauf führte ihn der Cyklus. Der Mond, sagt Simplicius, habe nie seine größte nördliche oder südliche Breite an ein und derselben Stelle der Sphäre, sondern diese Punkte rückten jeden Monat um eine beträchtliche GröÙe vor, das heißt, nach Abend zu, auf die tägliche Bewegung bezogen.

Noch sonderbarer ist aber die Vorstellung von der Planetenbewegung. Aus Aristoteles Worten läßt sich wenig folgern. Umständlicher ist dagegen Simplicius, der Theophrasts und Eudemos Schriften über die Geschichte der Astronomie dabey benutzte, und wovon diese Stelle, nach den öfteren Citaten zu urtheilen, Auszüge enthält. Wir würden allerdings besser urtheilen, wenn wir diese Schriften von zwey Männern aus Aristoteles Zeitaltern noch hätten. BAILLY (*) verspricht sich zwar von der letzten nicht viel, weil Simplicius immer den Ausdruck brauche: Eudemos breviter narravit, und das was Ananias in der oben angeführten

führten Stelle daraus anführe, im schlechten Geschmacke geschrieben sey. Ich glaube aber, daß uns die Auszüge des letzten gar nicht über den Geist der Schrift belehren können. Es sind Auszüge nach Art des Diogenes Laertius, das heißt, selbst nicht im besten Geschmacke. Außerdem fragt es sich noch, wie viel aus jener Stelle dem Eudemos angehört. Er wird bloß genannt. Nach den Fragmenten, die wir eben jetzt untersuchen wollen, würde das Werk zu unsrer Belehrung weitläufig genug gewesen seyn.

Außer den Bewegungen nun von Morgen nach Abend und in der Ekliptik nahm Eudoxus für die Planeten noch zwey besondere an. Ein dritter Kreis nemlich, der nach Simplicius Worten und Sosigenes Erläuterungen auf der Ekliptik senkrecht steht, sollte die verschiedenen Erscheinungen eines jeden Planeten, seine Lagen gegen die Sonne und den scheinbaren Auf- und Untergang; ein vierter endlich die Bewegung in der Breite erklären. Der letzte dreht sich von Morgen nach Abend, vollendet seine Revolution in gleicher Zeit mit dem dritten und ist gegen den Aequator geneigt. Diese Neigung ist aber nicht bey allen Planeten einerley.

Die vier Kreise von verschiedenen Durchmessern sieht Eudoxus als größte Kreise der Himmelskugel an, und findet durch die Konstruktion eines Parallelogramms und dessen Anwendung auf die Kreisfigur aus ihnen die scheinbare Bewegung eines jeden Planeten. Bey der weiteren Erklärung von Eudoxus Hypothese setze ich die beyden ersten Kreise bey Seite, und schränke mich bloß auf die beyden letzten ein. Nach Simplicius nahm Eudoxus an, daß die Venus die aus diesen beyden Kreisen zusammengesetzte Bewegung in 19 Monaten; Merkur in 110 Tagen; Mars in 8 Monaten und 20 Tagen; Jupiter und Saturn ohngefähr in 3 Monaten und 10 Tagen vollenden. Nach dem Berliner astronomischen Jahrbuche kam die Venus den ersten November 1799 unter 3 Grad 31' südlicher Breite des Morgens aus den Sonnenstralen. Dieses geschieht wieder den ersten Julius 1801, 0 Grad, 1' nördlich, also nach 19 Monaten. Merkur geht den ersten Januar 1800, des Morgens um 7 Uhr, 3 Grad 14' nördlich auf. Dieses ereignet sich ohngefähr wieder den 20 April, 1 Grad 18' nördlich, also in 110 Tagen. Doch ist bekanntlich die ganze Periode sehr ungenau das 2. Nach unsrer Annahme soll der Planet wieder im Anfange der

des Augusts sichtbar werden, es geschieht aber erst wieder gegen das Ende des Monats unter einer Breite von 4 Grad 3' südlich.

Mars wurde den ersten November 1797 ohngefähr des Morgens in den Sonnenstralen sichtbar, 1 Grad 8' nördlich. Neun Monate darauf, also den ersten Julius 1798 war er beym Aufgange der Sonne im Meridian, oder er gieng um 11 Uhr des Abends auf, 4 Grad 21' südlich. Den ersten April, wieder nach neun Monaten, gieng er Abends um 11 Uhr unter, 1 Grad 10' nördlich, und verschwand am Ende des Junius. Den ersten Januar 1800 kam er darauf wieder aus den Sonnenstralen, 0 Grad 7' nördlich; im Oktober desselben Jahres gieng er Abends um 7 Uhr auf, 1 Grad 58' südlich, und im Julius 1801 Abends um 10 Uhr unter. Man sieht hieraus, daß der scheinbare Auf- und Untergang so ziemlich mit den Beobachtungen übereintrifft.

Jupiter trat den ersten Julius 1799 um 2 Uhr des Morgens aus den Sonnenstralen, 0 Grad, 30' südlich. Den ersten Oktober gieng er gegen neun Uhr Abends auf, 0 Grad 27' südlich. Den ersten Januar 1800 in 0 Grad 10' südlicher Breite um 7 Uhr Morgens unter. Im Anfange des Mays desselben Jahres gieng er

Ee 3

Abends

Abends unter und verlor sich im Julius in den Sonnenstralen.

Für den Saturn setze ich keine Beyspiele her, weil es dieselben Erscheinungen wie bey Jupiter sind.

Dafs hier, so wie bey allen Ereignissen am Horizonte blofs von dem scheinbaren Auf- und Untergange die Rede ist, liegt schon in der Natur der Sache, wenn wir auch nicht das Zeugniß des Geminus (elem. astr. c. II, hierbey aufweisen könnten. Nach ihm und früher noch nach Autolykus, welcher, wie aus Simplicius zu folgen scheint, auch den Lauf der Planeten und namentlich diese Bewegungen untersuchte, war derselbe viererley. 1) Das Erscheinen des Gestirns vor Aufgang der Sonne. 2) Der Aufgang am Abend. 3) Das Verschwinden in den Sonnenstralen Abends und 4) der Untergang am Morgen. Hierbey fanden wieder verschiedene Modifikationen statt, nachdem das Gestirn nord- oder südwärts von der Sonne auf- oder untergieng; oft trafen auch der ortus matutinus und occasus vespertinus und v. v. in derselben Zeit zusammen, wenn sich die Lage der Sonne oder des Gestirns änderte. Bey Merkur und Venus sind die ganzen Perioden angegeben von einer Er-

Erscheinung am Morgenhimmel zur andern, bey den übrigen Planeten nur die verschiedenen Positionen. Beym Mars allein läßt Simplicius den Untergang des Morgens wog, vielleicht weil er nach jenen groben Beobachtungen zu nahe mit dem ortus vespertinus zusammen fiel. Dieses hat aber auf meine Untersuchungen weiter keinen Einfluß.

Diese jährliche Lage der Planeten gegen die Sonne sah Eudoxus als eine eigne Bewegung derselben an, und zwar, wie ich glaube und durch Geminus (cap. 10) noch mehr in meiner Vermuthung bestärkt werde, durch die recht- und rückläufige Bewegung der oberen Planeten veranlaßt. Eudoxus, oder vielmehr Simplicius in der Erklärung von Eudoxus Meynung, erwähnt derselben nirgends, und es wäre auffallend, wenn sie Eudoxus nicht beobachtet hätte. Er bemerkte also, daß Merkur und Venus durch ihre Annäherungen und ihre Entfernungen von der Sonne Schwingungen machten. Dieselbe Erscheinungen zeigten die übrigen Planeten, wenn sie vom ortus matutinus bis zur Opposition oder dem Ortus vespertinus rückläufig und von da bis zum occasus vespertinus wieder rechtläufig wurden. Es waren also nicht ganze Kreise, sondern bloß diese.

Schwingungen, welche sich Eudoxus durch die mittlere Bewegung aus der dritten und vierten Sphäre erklären wollte. Ich wiederhole es auch hier, daß die verschiedenen Breiten eines Planeten in derselben Position, die ich deswegen auch zu einer deutlichen Uebersicht beygefügt habe, ihn nöthigten, zwey Sphären statt einer einzigen anzunehmen.

Diese Untersuchungen scheinen dem Eudoxus ausschliesslich eigen zu seyn. Denn nach Seneka hat er die Kenntniß über die Planeten nach Griechenland gebracht, und die übrigen Völker wußten wenig davon. BAILLY äußert bey dieser Gelegenheit ganz richtig, daß dazu eine Menge Observationen vorhanden und zusammengestellt seyn mußten, ehe sich eine Theorie entwerfen ließ. Er zieht daher aus diesen Nachrichten Seneka's die Folgerung, daß die Griechen die ersten Erfinder davon gewesen seyn müßten.

Man sahe nun wohl ein, daß diese Hypothese nicht zureichte, alle Erscheinungen der Planetenbewegung zu erklären. Daher schlug Eudoxus Schüler Polemon und Kallippus, welcher wieder von diesem Kallippus noch einige Verbesserungen in Vor-

welche aber noch sonderbarer sind. Diese glauben nemlich, um alle Irregularitäten zu erklären, sey die oben genannte Zahl der Sphären nicht hinlänglich. Jedem Planeten, den Saturn und Jupiter ausgenommen, giebt daher Kalippus noch Eine Sphäre mehr; so kommen bey den 7 Körpern 33 Sphären heraus, statt daß Endoxus derselben nur 26 annahm. Aristoteles glaubt, daß dieses noch nicht genug sey. Die Bewegungen Saturns würden sich dem Jupiter mittheilen, und so müßte jeder der folgenden immer von mehr Bewegungen abhängen. Um dieses nun zu verhüten, müsse man bey jedem Körper eine Sphäre weniger zur Gegenwirkung annehmen, als er selbst zu seiner Bewegung brauche. So bekamen Jupiter und Saturn jeder drey rückwirkende Sphären, die folgenden vier Planeten jeder vier, der Mond als der unterste gar keine. Wahrscheinlich setzte er darum bey jedem Planeten eine weniger, weil die tägliche Bewegung dergleichen nicht bedurfte. Anders verhielt es sich dagegen mit der Bewegung in der Ekliptik. Jupiter durchlief dieselbe schneller als Saturn, Mars schneller als Jupiter u. s. w., wo also jeder auf den andern Einfluß haben konnte. So wären der letzten Sphären

zusam-

zusammen 22, und die aller Planeten machten zusammen eine Summe von 55 aus (*).

Dem Monde giebt er keine rückwirkende Sphäre. Sosigenes glaubt aber, daß dieses ebenfalls seyn müsse. Aristoteles Grund ist nicht ganz deutlich. Es scheint mir aber, er nahm an, daß jeder Planet die Irregularitäten des folgenden korrigiren müsse, welche er selbst verursacht habe. So konnten die 3 Sphären des Saturns den Lauf des Jupiters auf eine dreyfache Art hemmen. Saturn hatte also noch drey Sphären, um diese Unregelmäßigkeiten im Laufe Jupiters wieder aufzuheben. So bedurfte also der Mond als der unterste dergleichen Korrekturen nicht. Sosigenes hingegen stellt sich die Sache so vor, daß jeder Planet so viele Korrektionsphären erhalten müßte, als nöthig wären, der Wirkung des vorhergehenden auf ihn entgegen zu arbeiten.

Vergleicht man Kopernikus mit Ptolemäus; so sieht man, daß mehrere und bessere Beobachtungen die einfachere Hypothese des ersten

(*) Den Zusatz des Aristoteles: wenn man bey Sonne und Mond 4 rückwirkende Sphären weglasse, so blieben 47, verstehe ich nicht. Auch die alten Erklärer erkannten ihn für einen Irthum. S. Simplicius, pg. 122.

sten veranlaßten. Eben diese Bemerkung macht man bey einer Vergleichung des Ptolemäus mit den früheren Astronomen; namentlich mit Eudoxus. Die veränderliche scheinbare Größe der Planeten, die Erfindung der Parallaxe u. d. gl. mußten die eccentricischen Kreise und die Epicyklen herbeyführen, wenn die letzten nicht auch durch eine bloße mathematische Konstruktion gefunden wurden, um die Hypothese einfacher zu machen, wie wir gleich sehen werden. Zwar soll nach Simplicius schon Aristoteles *ἐν τοῖς φυσικοῖς προβλήμασι* von der Veränderung der scheinbaren Größe gesprochen haben, wenn ich die Stelle recht verstehe. Bey der Sonne, dem Monde, Venus und Mars könnte dieses leicht der Fall seyn, nicht so aber bey den *meisten* Planeten, wie BAILLY glaubt. Aus Aristoteles eben angeführten Meynung aber sieht man zu deutlich, daß er bey seinen Hypothesen wenigstens keinen Gebrauch davon machte, und es ist ein offener Irthum von BAILLY (Gesch. d. a. Ast. B. I. Absch. 9. §. 11), wenn er die Methode, wodurch Symplicius im allgemeinen die Abänderung in den scheinbaren Durchmesser der Sonne und des Mondes beobachten lehrt, und die also seinen Zeitgenossen angehören (er lebte
im

im sechsten Jahrhunderte nach Christi Geburt), dem Aristoteles beylegt. Archimed und andre hätten sie sicher benutzt oder sie erwähnt, wenn sie eine solche Verschiedenheit geahndet hätten.

Mehr als dieses aber hinderte jene Männer noch ihre Philosophie, eccentricische Kreise anzunehmen, und es mußte erst eine überwiegende Erfahrung da seyn, ehe sie die oben angeführten Hypothesen verließen. Man vergleiche nur z. B. Aristoteles de coelo II, 4, u. f.; so wird man leicht bemerken, wie vielen Werth er auf die Dialektik legte, wie sehr er von der Wahrheit seiner Schlüsse überzeugt war, und welche Mühe er sich gab, die Sphäringestalt des Himmels und ihre Vollkommenheit zu beweisen. Was läßt sich nun wohl von früheren Philosophen, von Plato und den Pythagoräern erwarten, zu welchen Eudoxus gehörte, die noch mehr Werth auf die concentrische Bewegung aller Himmelskörper um Einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt und auf ihre Vorstellungen legten, auch wenn dieselben mit der Erfahrung in geradem Widerspruche standen, wie die Gegenerde? Man lasse sich ja auf Jamblichus Autorität nicht täuschen, den Pythagoräern, oder wohl gar dem

dem Stifter ihrer Schule selbst, die Erfindung der eccentricischen Kreise zuzuschreiben.

Ohne Begriffe von Centralkräften waren den Philosophen eine freye Bewegung der Himmelskörper nicht denkbar. Diese wurden also ihrer Meynung nach in Kreisen herumgetrieben, in welchen sie fest standen. Dieses war nicht bloß ein Versuch, sich die Bewegungen zu erklären, sondern eine ernstliche Behauptung und Wahrheit nach ihrer Meynung. Gegen den Unterschied zwischen einer Hypothese, das heißt, einer bloß möglichen Vorstellungsart, und einer wirklichen oder in der Natur gegründeten sprach ihre Philosophie. Von der täglichen Bewegung der Fixsterne sagt Aristoteles (de coelo II, 8), daß es gegen alle Analogie sey, anzunehmen, daß Fixsterne im Verhältnisse der Kreise sich bewegen sollten, man möge nun annehmen, daß Kreise und Sterne zugleich, oder die letzten allein sich bewegten. Es könne dieses bloß bey einigen, durch ein Zusammentreffen günstiger Umstände, nicht aber bey allen geschehen. Daß dieses auf die jährliche Bewegung der Planeten ausgedehnt werden muß, folgt daraus, daß die Harmonie der Sphären, und die Revolutionen der Planeten auf einen ver-

verhältnißmäßigen Abstand der Körper gegründet sind. Alle Körper von Kugelhöhllicher Gestalt hätten, sagt Aristoteles, zwey mögliche Arten von Bewegung. Entweder sie wälzen sich fort (*κυλισις*), oder sie werden durch ~~den~~ Schwung herumgetrieben (*δινησις*). Bey der letzten Art müßten die Fixsterne an demselben Orte des Himmels bleiben. Dieses zeige auch die Erfahrung. Ja man müsse diese Bewegung bey allen Sternen annehmen. Der Mond kehre uns dieselbe Seite beständig zu. Die Natur endlich habe den Gestirnen keine Organe zum Gehen verliehen, ob sie gleich edler wären, als die Thiere, und doch geschehe nichts von ohngefähr in der Natur. Parmenides, Plato und andre frühere Philosophen nahmen an, daß die Elemente Feuer, Luft, Wasser und Erde in besonderen Regionen über einander standen. Durch die Bewegung des Universums entstanden aus den drey ersteren und ihren Mischungen über einander stehende Kreise. In diesen schwebten die Planeten. Durch den irregulären Lauf derselben wurden nun diese unsichtbaren oder durchsichtigen Kreise noch vermehrt. So denke ich mir wenigstens die allmähliche Entstehung dieser so sonderbaren Hypothese.

Das

Das schwerfällige und gekünstelte einer solchen Vorstellung mußte denkenden Köpfen bald einleuchten. Man würde also sicher auf Mittel gedacht haben, sie zu ändern und zu verbessern, wenn die Metaphysik nicht dagegen gewesen wäre. Nur dann erst gelang es, wie man sich getraute, diese Fesseln abzuschütteln, und das geschah unter den Alexandrinern. Apollonius Pergäus (ant. Chr. 230) erfand durch bloße mathematische Betrachtung dieser Bewegungen die Epicyklen (Ptolem. Alm. XII, 1), wodurch allerdings die Sache viel einfacher und also der Natur gemäßer dargestellt wurde. Der Planet mußte sich nach dieser Hypothese in einem kleinen Kreise herum drehen, dessen Mittelpunkt in einem größeren Cirkel (circulus deferens) um die Erde getrieben wurde. So mußte der Planet mit dem Mittelpunkte seines Epicykels bald nach einer, bald nach entgegengesetzter Richtung laufen, wodurch sich diese Bewegungen also erklären ließen. Die genauere Untersuchung derselben gehört nicht hierher, weil sich nach der Stelle des Ptolemäus die Ideen und Veränderungen des letzten nicht gut absondern lassen, und man also in Verlegenheit kömmt, dem Apollonius etwas beyzulegen, was ihm nicht angehört. Genug ist es,

es, zu zeigen, daß er die erste Idee dazu gab; und Theo irrt, wenn er sie schon in der oben angeführten Stelle des Plato de republica sucht. Sie vertragen sich mit Plato's Philosophie nicht, wenn man auch sonst keine Einwendung dagegen machen könnte.

Diese Erscheinungen sinnlich darzustellen versuchte ohne Zweifel Archimedes nach Cicero's bekannter Stelle Tusc. quaest. I, 25! Archimedes cum Lunae, Solis et quinque errantium motus in Sphaeram illigavit, effecit idem, quod ille, qui in Timaeo mundum aedificavit, Platonis Deus, ut tarditate et celeritate dissimillimus motus una regeret conversio. Quod si in hac mundo fieri sine Deo non potest, ne in sphaera quidem eosdem motus, Archimedes sine divino ingenio potuisset imitari. Seine Einrichtung war also nicht sowohl eine Sphäre, welche man damals wahrscheinlich auch zu verfertigen bemüht war, sondern mehr eine Art von Oreri oder Planetarium.

Bey allen diesen Untersuchungen nahm man immer die Erde im Mittelpunkte an. Aristoteles fügt auch noch (de coel. II, 14) aufser den Zeugnissen der Mathematiker, nach welchen alle Erscheinungen am Himmel sich so ereignen, als wenn die Erde in der Mitte
des-

desselben stehe, einige metaphysische Gründe an. Jeder einfachen Substanz kömmt nach ihm eine natürliche und eine widernatürliche Bewegung zu. Zu der letzten muß der Körper mit Gewalt getrieben werden. Soll die Erde eine Bewegung haben; so muß diese auch allen ihren Theilen zukommen. Nun aber zeigt die Erfahrung, daß einem mit Gewalt in die Höhe geworfenen Stein, oder einem Theilchen der Erde blos ein Streben nach dem Mittel, nach dem Erdkörper zu, von Natur eigen sey. Daß diese Richtung der Bewegung aber nicht zufällig und nicht nach dem Mittel der Erde, sondern nach dem der Welt selbst gehe, beweist er durch die entgegengesetzte Richtung des Feuers, welche nach dem Außern, nach der obern Region der Welt zugehe. Eine Substanz oder ein Körper könne aber nicht nach zwey, sondern nur nach einer Richtung hin ihren Lauf nehmen. Dazu komme endlich auch noch, daß alle Körper, welche eine Kreisbewegung haben, den Fixsternenhimmel ausgenommen, Irregularitäten in ihrem Laufe zeigen (*ὑπολειπόμενα φαίνεται*) und nach mehr als einer Richtung getrieben würden. Sollte dieses nun bey der Erde der Fall seyn; so müsse man eine

Verän-

Veränderung in der Lage der Fixsterne wahrnehmen. Dieß sey aber nicht der Fall.

Es gab aber nun auch noch andre Philosophen, welche der Erde wirklich eine Bewegung beylegten, deren Hypothesen wir jetzt näher untersuchen wollen. Als bloße Möglichkeit betrachtet, konnte ein denkender Kopf leicht auf den einfachen Satz der Phoronomie verfallen, daß die Erscheinungen am Himmel alle eben so erfolgen müßten, *wir* mögen uns bewegen und die Sonne stille stehen, oder diese in entgegengesetzter Richtung laufen und wir in Ruhe bleiben. Die Frage ist hier nur, und mußte natürlich die seyn: welche von beyden Möglichkeiten ist die wahrscheinlichere, und welche läßt sich am leichtesten durch Induktion und Analogie beweisen und durch Beobachtung und Erfahrung unterstützen? Darnach allein muß der Gehalt und die Gültigkeit der Hypothesen untersucht werden. Da man nun damals sehr wenige, ja gar keine Gründe hatte, die Meynung von Bewegung der Erde zu behaupten, so bleibt sie, ob sie gleich nach unsern jetzigen Kenntnissen Wahrheit enthält, für die damaligen Zeiten nichts mehr als ein Traum.

Der

Der erste, welcher die Erde beweglich angenommen haben soll, ist nach Aristoteleles (de coel. II, 13), Plutarch (quaest. Platon.) und andern späteren Schriftstellern, die wahrscheinlich sich alle auf Aristoteles Zeugniß verließen, Plato im Timäus. Einige, so heist die Stelle im Aristoteles, nehmen an, daß die Erde im Mittelpunkte der Welt liege und sich um den Pol des Universums drehe, wie im Timäus steht (*ἐνιοὶ καὶ κείμενην ἐπὶ τοῦ κέντρου φασὶν αὐτὴν εἰλεῖσθαι περὶ τὸν διατοῦ παντός τεταγμένον πόλον, ὥσπερ ἐν τῷ Τιμαίῳ γεγραπται*); und im Anfange des 14ten Kapitels erwähnt er diesen Umstand noch einmal, *εἰλεῖσθαι καὶ κινεῖσθαι φασὶ περὶ τὸν μέσον πόλον*, und sucht diese Meynung zu widerlegen, Plutarch wiederholt dasselbe, wahrscheinlich, wie gesagt, auf Aristoteles Autorität mit den nemlichen Worten, nur daß er *ἰλλομένην* statt *εἰλούμενην* liest. In Plato's Timaeus (pg. 40) heist die Stelle selbst so: *τὴν δὲ τροφὸν ἡμετέραν εἴλου μένην δὲ περὶ τὸν διὰ παντός πόλον τεταμένον, φυλάκῃ καὶ δημιουργῶν* etc. Es kömmt also hier darauf an, wie die Worte *εἴλουμένην* und *πολός* zu übersetzen sind. Das letztere braucht Plato mit Andern derselben Periode auch für den Kreislauf der Zeit im Epinomis T. II. pg. 986. Er hätte also

in dieser Stelle im Timaeus dem Worte eine andre Bedeutung geben müssen, welches sich ohne weitere Erklärung nicht einmal denken läßt.

Das Wort εἰλω läßt sich zwar mit Aristoteles durch volvo, circumago übersetzen; aber auch durch coarcto, concludo, cogó. Proklus (im Tim. pg. 281) erklärt daher auch Plato's Ausdruck durch σφιγγω coerceo und giebt das Participium durch συνεγομένη. Nach dieser Erklärung müßte die Stelle übersetzt werden: Die Erde, die uns alle ernährt, schwebt oder hängt durch die Kreisförmige Bewegung, durch den täglichen Umschwung der Welt oder des Himmels (πολος) in der Mitte desselben. Auch der Beysatz τεταμενος (von τάζω extendo) *ausgespannt, ausgebreitet*, schickt sich zu seinem Substantiv πολος in der angenommenen Bedeutung besser, als wenn man dasselbe in dem gewöhnlichen Sinne für den *Weltpol* nimmt. Dieses hat Aristoteles selbst gefühlt und daher das Epitheton in τεταγμενος constitutus verwandelt, wo es indessen einem überflüssigen Zusatze nicht unähnlich sieht. Auch selbst die Erklärer Proklus und Simplicius haben in ihren Kommentaren über die Schriften der beyden Philosophen Aristoteles Aenderung in den Worten
sei-

seines Lehrers bemerkt. Plato's Begriffe vom Weltsystem im Ganzen genommen und namentlich im Timaeus passen nicht gut dazu, wenn man auch den Nachrichten späterer Schriftsteller beypflichten wollte, daß er seine Meynung im Alter geändert und die philolaische Hypothese angenommen habe. Das alles zusammengenommen zeigt, daß Aristoteles Plato's Worten eine falsche Deutung gegeben hat, der wir bey allem Ansehn des Aristoteles nicht beytreten können, und daß wenigstens im Timaeus von einer Umdrehung der Erde um ihre Axe die Rede nicht seyn könne.

Mit mehrerem Rechte kann man dieses hingegen von einer Sekte der Pythagoräer behaupten, an deren Spitze Philolaus stand. Sein Zeitalter ist nicht genau bestimmt, nach dem aber, was Diogenes Laertius (VIII, 84 seqq.) von ihm anführt, muß er zu Plato's Zeiten gelebt haben. Er war ein Schüler des Archytas von Tarent, dessen Geschicklichkeit und mathematische Kenntnisse hinlänglich bekannt sind. Plato selbst soll noch in seinem Alter seine Schriften gekauft und seiner Hypothese Beyfall gegeben haben (*).

Die

(*) Bos die Nachricht, daß Plato noch in seinem

Die Lehrsätze der Pythagoräer von den Zahlen verstatteten ihnen, vielfache Anwendung davon zu machen, und es war also auch natürlich, daß bey ihrer Art zu philosophiren der eine auf diese, der andre auf jene Grundsätze verfiel. Auch Philolaus nahm zwar mit den übrigen Anhängern der Schule das Endliche und Unendliche (Stob. I, 22, 7) und noch Diogenes Laertius (VIII, 85) Naturnothwendigkeit und Harmonie zu Entstehung der Welt an. Auch er fand die Vollkommenheiten der Zahlen allenthalben, nicht allein bey dem göttlichen und himmlischen der Welt, sondern auch auf der Erde und in der Musik. In der Sphäre waren nach ihm fünf Körper oder Stoffe: Feuer, Luft, Wasser, Erde und der alles umgebende Aether. Nach Stobäus behaup-

Alter Philolaus Hypothese angenommen habe, wird durch eine ältere Autorität bestätigt, nemlich durch Theophrast (Plut. quaest. Platon.). Daß er aber die Schriften des Pythagoräers gekauft habe, sagen blos Gellius Noct. Att. III, 17, und ein noch unzuverlässigerer Zeuge Tzetzes, Chiliad. X. Histor. 355. Hierbey ist es offenbar ein Irthum und ein Mißverstand, daß Plato aus Philolaus Schriften seinen Timäus zusammengesetzt haben soll. Man sieht, weder Gellius noch Tzetzes kannten Philolaus Hypothese.

behauptete er auch eine Weltseele als Ursache der Bewegung. Wenn er aber nach eben den Auszügen lehren soll, das Veränderliche und Vergängliche erstrecke sich vom Monde nach uns zu, oberhalb desselben sey das unveränderliche alles bewegende Princip; so läßt sich dieses mit seinen übrigen Begriffen nicht gut verbinden, man müßte denn annehmen, daß nur die Zwischenregion vom Monde bis zu uns damit gemeint sey. Wahrscheinlicher aber ist es, daß die Epitomatoren hier, wie anderswo, wieder die Begriffe der verschiedenen Sekten mit denen des Plato vermischten.

Philolaus und seine Anhänger suchten, wie Aristoteles ausdrücklich versichert (de coel. 2, 13), nicht die Gründe von den Erscheinungen auf, sondern sie erklärten die letzten nach ihrer Meynung. Bey ihrer Zahlen - Theorie drückte ihnen die Zahl zehn, so wie andern die Zahl sieben, eine Vollkommenheit aus (Aristot. Metaphys. I, 5), wo daher bey ihren Erscheinungen etwas fehlte, suchten sie es bis auf die Zahl zehn zu ergänzen (Aristot. a. a. O.). Diese Grundsätze trug nun Philolaus und seine Parthey auch auf den Himmel über, und weil man daselbst nur acht Sphären fand, nemlich den Mond, die Sonne, die übrigen fünf Plane-

ten und den Fixsternen Himmel; so glaubte man noch zwey hinzusetzen zu müssen: die Erde und die Gegenerde (Antichthon). Dieses sind Aristoteles ausdrückliche Worte (a. a. O.), die uns also über das System nicht im geringsten in Ungewissheit lassen. Auf diesen Begriff einer Gegenerde kamen sie ohne Zweifel durch die Finsternisse, da schon Anaxagoras und andre Philosophen außer den Pythagoräern, wenigstens die Mondfinsternisse, ihrer Menge wegen, nicht anders als durch mehrere uns unsichtbare Körper ausser der Erde erklären zu können glaubten. Diese Meynung hatten nun auch nach ausdrücklicher Versicherung der Alten Pythagoras Anhänger (Aristot. de coelo 2, 13. Plut. 2, 29. Stob. I, 27), allein, wie sich aus den Untersuchungen ergiebt, wohl nicht alle, sondern nur die, welche dem Philolaus beytraten. Das Feuer war ferner ihrer Vorstellung nach edler als die Erde, daher mußte es auch einen ehrenvolleren Platz im Universum einnehmen. Da nun das Mittel und die Peripherie einer Sphäre ihnen vorzüglicher schienen (Aristot. de coel. 2, 13), als die dazwischen liegenden Regionen; so durfte auch nicht die Erde, sondern das Feuer in das Centrum gesetzt werden. Also ein zweyter Grund
für

für ihre Meynung. Sie dachten sich daher im Mittelpunkte der Sphäre ein Centralfeuer (Aristot. de coel. 2, 13. Stob. I, 23), nicht aber die Sonne, wie BAILLY glaubt. Durch eine natürliche Folgerung aus Aristoteles Worten darf man sich aber wohl auch nach dieser Hypothese an der Peripherie des Himmels einen Feuerkreis denken, nemlich die Fixsterne, wodurch sich die Sekte wieder an die übrigen Philosophen und an die gewöhnliche Volksvorstellung anschloß, welche die Feuer-Region einstimmig dorthin setzten. Die Sonne aber, welche niedriger stand, konnte also nach dieser Voraussetzung kein Feuer seyn, sondern ein dunkler, glasartiger (*ύαλαειδης* Stob. I. 26) Körper, welcher das Licht des Centralfeuers gleich einem Spiegel reflektirte (Stob. I, 26.). Die Gegenerde sehen wir deswegen nicht, weil sie sich stets mit uns in entgegengesetzter Richtung bewegt (Plut. de plac. phil. 3, 11). Die Bewegung der Erde endlich um dieses Centrum geschieht in 24 Stunden, um Tag und Nacht zu machen (Aristot. de coel. 2, 15. *Φερομενην περι τον μεσον νυκτατε και ημεραν ποισιν κατὰ κυκλον* sagt Diogenes). Es ist also hier weder von einer Axendrehung noch von einer jährlichen Bewegung, sondern von einem Schwunge die

Rede, durch welchen die Erde jeden Tag um das Mittel der Welt geschleudert wird, um dadurch die tägliche Bewegung der Sonne zu erklären. Die jährliche Bewegung war offenbar die eigne des dunklen das Centralfeuer reflektirenden Sonnenkörpers, und ebenfalls ein solcher Schwung, der nur wegen seiner weiteren Entfernung langsamer geschah. Sollte wohl die Beobachtung, daß der Mond uns beständig dieselben Flecken, also dieselbe Seite zeigt, die Vorstellung mit veranlaßt haben? Denn Philolaus behauptete, daß der Mond der Erde ähnlich (Stob. 1, 27) sey, aber von besseren und größeren Geschöpfen bewohnt werde. Plutarch (II, 30) führt dieses als die allgemeine Meynung der Pythagoräer an.

Etwas ähnliches lehrte nun schon, wie ich glaube, vorher Empedokles, wenn man einige Stellen im Aristoteles und Stobaeus mit einander vergleicht. Die Nachrichten, die uns noch übrig sind, betreffen aber bloß Sonne Mond und Erde.

Nach Aristoteles (de coelo 2, 13), lehrte er, daß die schnelle Schwungbewegung des Himmels die Erde nicht sinken lasse, wie ein Becher voll Wasser, der auch nicht verschüttet werde, wenn man ihn schnell herum-
schleu-

schleudere; oder (de coelo 2, 1) daß sich der Himmel selbst durch den schnellen Umschwung seines Wirbels (*Φορὰς τῆς οἰκείας ῥῶπης*) erhalte. Er ist es also, von dem auch Plato im Phaedon (Tom. I. pg. 99 ed. Steph.) sagt, daß jemand einen Wirbel um die Erde lege, um sie dadurch gleichsam unter dem Himmel zu stützen. Diese Stellen einzeln genommen, besonders die des Aristoteles, sind nicht ganz deutlich. Wie soll die Erde sich durch den Umschwung des Himmels erhalten können? Nach der Vergleichung mit einem Becher voll Wasser zu urtheilen, müßte sie irgend wo in einer Sphäre, wie in einem Reifen, feststehn und herum geschleudert werden. Dieses kann aber vom Fixsternenhimmel wenigstens nicht verstanden werden. Es wäre gegen alle Erfahrung.

Eben so wenig versteht man, was es heißen soll, der Himmel erhält sich durch seinen Schwung. Es kömmt dabey alles auf die Definition des Worts *Himmel* an. Aristoteles giebt eine dreyfache Erklärung des Ausdrucks: 1) bedeutet derselbe die äußere Sphäre, den Krystallhimmel (*Sphaera octava*), 2) die Planetenkreise, 3) alles was das obere Gewölbe, die Himmelskugel, in sich faßt. Die ältesten Philosophen brauchten das Wort meistens in der letzten Bedeutung.

deutung, das sagt auch Simplicius bey der eben angeführten Stelle des Aristoteles. In dieser Bedeutung nun und im Zusammenhange mit Platos eben angeführter Aeufserung müßte also der Sinn in Empedokles Lehre liegen: Der ganze Himmel, das heist, alle himmlischen Körper, die Erde nicht ausgenommen, stehen in Kreisen fest, durch welche sie täglich herumgeschleudert werden. Zu diesen Bemerkungen veranlaßten ihn ohne Zweifel ähnliche Beobachtungen, wie ich vorher von Aristoteles bey den Planetenkreisen angeführt habe. Oder man müßte, wenn man das Wort *Himmel* für die *Sphaera octava* nehmen wollte, ihm Anaxagoras Lehre beylegen, daß die einzelnen Theile oder Elemente, aus welchen sich die Himmelskugel bildete, bloß durch die Rotation gebunden wären, und aus einander fallen würden, wenn die schnelle Bewegung aufhörte.

Außer diesen einzelnen Nachrichten steht nun noch eine Hauptstelle über seine Begriffe im Stobaeus (I, 26, 3. pg. 530 seq. ed. HEEREN), die aber verdorben und überhaupt unverständlich ist, durch die eben angeführte Vorstellung aber einiges Licht erhält.

Nach derselben lehrt Empedokles, es gäbe zwey Sonnen, eine wahre in der einen
Halb-

Halbkugel, welche aus einem Feuer bestehe, womit diese Hemisphäre selbst angefüllt sey und welche immer gegen über einen Widerschein verursache, und eine scheinbare, dieser Widerschein selbst, in der andern gegenüberstehenden Region, welche von der erwärmten Luft erfüllt sey. Dieser Widerschein entstehè durch die runde Erde, und durch die Reflexion des Lichts am krystallinen Himmel. (Ich würde nemlich hier statt *εἰς τὸν ἥλιον κρυπταλλοειδῆ, εἰς τὸν οὐρανὸν* lesen. Die Stelle ist verdorben, wie HEEREN bemerkt, und bey der Dunkelheit derselben, war eine Verwechslung leicht möglich. Oder man müßte, was sich auch sehr gut denken läßt, annehmen, daß er sich unter der Sonne ein Skaphium, wie Heraklit, eine Art Hohlspiegel gedacht habe, welcher das Feuer der entgegengesetzten Region reflektire. So käme seine Vorstellung noch mehr mit Philolaus Hypothese überein). Diese scheinbare Sonne verändert ihren Ort durch die Bewegung des Feuers. Kurz, sagt Stobäus und mit ihm Plutarch (de plac. phil. II, 20), die Sonne ist nichts als der Widerschein des Feuers um die Erde herum. Die jährliche Bewegung aber (*τροπή*) entstehe, weil die Sonne durch die Sphäre, in welcher sie stehe, gehin-

men.

men. Es wird also Tag. Das Sonnenbild oder die Sonne zeigt sich am Krystallhimmel bey γ , δ u. s. w. und ist nichts anders als der Widerschein der bey BE sich befindenden Erde, welche von dem Feuer in ihrer Nähe umstrahlt erscheint. Das Bild scheint sich nun immer mehr am Horizonte fortzubewegen, bis die Erde am Abend in die Lage bey A kömmt, wo die Sonne wieder unterzugehen scheint. So wäre die Erde in der Nähe des Feuers, wie es bey Stobäus heißt.

Weil aber Empedokles doch wußte, daß die Sonne alle Sternbilder durchlief, daß diese also durch die jährliche Bewegung alle nach und nach verschwinden und am Morgenhorizonte wieder sichtbar werden müßten; so dachte er sich hier eine Bewegung des Centralfeuers selbst. Dieses scheint auch Stobäus sagen zu wollen. Der Widerschein der Feuerhemisphäre GDF behielt nicht immer dieselbe Richtung nach δ , sondern gieng allmählig nach γ \S 2. Hierbey durfte aber der Feuerkreis GDF nicht in einer Ebne mit der Erdbahn TAEB gedacht werden, sondern beyde Ebenen müßten einen Winkel mit einander machen, welcher der Schiefe der Ekliptik gleich wäre, um die Wendekreise zu erklären. Der Sommer
ent-

entsteht (Stob. I, 9, 42), wenn das Feuer die Oberhand behält, und die Luft niederwärts drückt; der Winter hingegen, wenn die Luft aufwärts steigt. Ich verstehe unter dem Aufwärtsteigen die Bewegung des Feuers von dem einen Hemisphärium in das andre, nur daß vielleicht die Sommer-Sonnenwende für *oben* genommen wird. Auch er lehrte (Stob. I, 16, 6. Plut. II, 8), daß die Welt eine schiefe Richtung durch die Sonne erhalten und die Himmelsgegend gegen die Bärin hin zuerst, alsdann das übrige sich gesenkt habe. Wenn seine Meynung nicht durch die Epitomatoren verunstaltet worden ist; so lehrt er hier etwas ähnliches mit Leucipp und andern. Die Stellen sind übrigens dunkel, und da die Hypothese überhaupt mehr auf die Bildung als auf die Beschaffenheit der Welt geht, so halte ich es nicht für nothwendig, hier eine genaue Untersuchung darüber anzustellen.

Den Himmel gab er die Gestalt eines Eyes (Stob. I, 27, 1), indem die Höhe (nach den Polen zu) größer sey, als die Breite. Die Sonnenbahn, ohne Zweifel nichts anders als die der scheinbaren Sonne, der Krystallhimmel selbst (*περιδεσμος*), läßt er die Welt begrenzen (Stob. I, 22, 3. Plut. II, 1). Der Mond ist zweymal

mal so weit von der Sonne, als von der Erde (Plut. II, 31); so würde ich nemlich mit Plutarch und Galenus lesen, cf. HEEREN ad Stob. pg. 566. Die Sonne, lehrt er ferner, ist der Erde gleich (Stob. I, 26, 3), also ist hier von keiner schēinbaren Gröfse die Rede, und die Hypothese gründet sich auch wahrscheinlich nicht auf mathematische Untersuchung, sondern auf blofse Vermuthung. Der Mond macht durch seinen Vortritt die Sonnenfinsternisse. Diese ganz natürliche Folgerung aus seinem Systeme zeigt auch ein Fragment bey Plutarch *de facie in orbe Lunae*. Er besteht aus Luft (Stob. I, 27, 1 cf. HEEREN pg. 553), die wie Hagel bey der Weltbildung zusammengepackt wurde, und sich so erhält. Ueber seine eigne Verfinsterung ist nichts bemerkt, wohl aber, daß er sein Licht von der Sonne, also ebenfalls durch Reflexion erhält. Dieses kann sehr wohl geschehen, wenn er gleich seine Entstehung der Feuermaterie selbst verdankt. Auch wird ausdrücklich in den Auszügen seine Scheibengestalt erwähnt, die sich also auch um das Centralfeuer drehen muß. Eben so sind die Sterne feuriger Natur, aber von dem Feuer, welches die Luft bey der ersten Scheidung der Materie von sich gab, also auch vom Centralfeuer ver-

schieden (Stob. I, 25, 1. Plut. II, 13). Er unterscheidet dabey nach Plutarch die Fixsterne, welche am Krystallhimmel fest sind, von den Planeten, die folglich unter die Sonne zu stehen kommen. Ob er sich dabey auch Kometen und andre sublunarisches Körper gedacht habe, wie die übrigen Philosophen seiner Zeit, darüber finden wir weiter keine Auskunft.

Das war also sein System, welches mit dem der philolaischen Parthey im Ganzen viele Aehnlichkeit hatte. Schwärmerey und Stolz giebt man ihm allgemein Schuld. Beydes zeigt sich auch hier. Er blickt mit Verachtung und scharfem Tadel auf die Hypothesen seiner Vorgänger, namentlich auf Anaximenes und Xenophanes herab, und wirft ihnen (Aristot. de coel. 2, 13) Mangel an Kenntniß der Welt vor, ohne zu ahnen, daß seine Vorstellungen ebenfalls nichts mehr als Träumereyen waren.

Gleiche Bewandniß hat es nun der höchsten Wahrscheinlichkeit nach mit den übrigen Pythagoräern: Nicetas oder Hicetas, den ich mit dem Oecetes bey Plutarch (de plac. phil. III, 9) für einerley halte, Ekphantus und Heraklides aus Pontus (Plut. III, 13). Oecetes nemlich lehrte auch eine Gegenerde und pflichtete den Pythagoräern, also dem Philolaus bey.

Von

Von Nicetas sagt Cicero in der bekannten Stelle Acad. quaest. IV.: Nicetas Syracusius, ut ait Theophrastus, coelum, Solem, Lunam, stellas, supera denique omnia stare censet, neque praeter terram rem ullam in mundo moveri, quaecum circum axem se summa celeritate convertat et torqueat, eadem effici omnia, quasi stante terra coelum moveretur atque hac etiam *Platonem in Timaeo dicere quidam arbitrantur*, sed paullo obscurius. Man wird sehr leicht bemerken, daß hier auf Aristoteles Stelle und auf die Deutung des Platonischen Ausdrucks angespielt ist. Da, wie gesagt, Aristoteles seinem Lehrer eine Meynung unterschieben konnte, die dessen ganzem Systeme entgegen war; so läßt sich noch mit mehr Grund an Cicero's, Plutarchs oder vielmehr der Epitomatoren, und Sextus Empirikus Aussagen zweifeln, besonders, wenn die Behauptungen nicht gewisser seyn sollten, als die über Plato. So gut nemlich der angebliche Plutarch (de plac. philos. III, 13) von Philolaus nicht behaupten kann, die Erde bewege sich obliquo circulo, eben so wenig darf man mit Recht den Ekphantus und Heraklides von Pontus eine Vorstellung von der Axendrehung der Erde zutrauen, wie in der angeführten Stelle ge-

lehrt wird. Auf welche Erfahrungen sollte sich ihre Behauptung wohl gründen? Wenn sie nicht nach Aristoteles Zeit gelebt hätten; so ließe sich noch fragen, ob sie die Kugelgestalt der Erde gekannt hätten. Sie gehörten zu den Pythagoräern, waren Schwärmer, wenigstens der letzte, und schlossen sich höchst wahrscheinlich an Philolaus Hypothese an; dessen Vorstellung von dem täglichen Umschwunge der Erde um das Centralfeuer leicht zu dem Mißverständnisse von einer Axendrehung Gelegenheit geben konnte. Heraklides lebte zu gleicher Zeit mit Aristoteles, die übrigen, deren Zeitalter unbekannt ist, kommen nur in späteren Schriftstellern vor.

Auch Aristarch soll nicht allein eine ähnliche Meynung gehabt, sondern auch nach BAILLY nach den neuesten Begriffen sogar gelehrt haben, daß die Weite der Sonne von der Erde gegen die Weite der Fixsterne verschwinde. Die Hauptstelle hierüber steht in Archimedes Buche *de numero arenae* im Anfange und lautet so: *Du weißt, daß die meisten Astronomen die Sphäre Welt nennen, deren Mittelpunkt die Erde ist. Der Halbmesser derselben aber ist eine Linie zwischen dem Mittelpunkte der Erde und der Sonne.*
Die

Dieses sucht Aristarch zu widerlegen, und hat deswegen verschiedene Sätze bekannt gemacht (ὑποθέσεων τινῶν ἐξέδωκεν γραψας, positiones quasdam edidit), aus welchen folgt, dass die Welt ein vielfaches der von der Sonnenbahn begrenzten Welt sey (ἐν αἷς ἑκτῶν ὑποκειμένων συμβαίνει τὸν κόσμον πολλαπλασιον ἢ μὲν τοῦ νυνείημενου). Um dieses zu beweisen, nimmt er an (ὑποτίθεται γὰρ), dass die Fixsterne und die Sonne unbeweglich wären, die Erde aber um die Sonne in einem Kreise laufe. Die Fixsternensphäre aber habe ihren Mittelpunkt in dem Mittelpunkte der Sonne, und sey von der Grösse, dass der Kreis, in welchem nach seiner Voraussetzung die Erde laufen müsse, sich zur Fixsternensphäre verhalte, wie das Centrum Sphaerae zur Peripherie (). Das ist aber nicht möglich, setzt*
 Archi-

(*) Damit meine Uebersetzung desto besser beurtheilt werden könne, setze ich die Stelle auch noch aus Mangel des Originals nach Barrows Uebertragung her. Ponit enim stellas inerrantes atque Solem immobiles permanere, terram ipsam circumferri circa circumferentiam circuli, qui est in medio cursu constitutus; Sphaeram autem inerrantium stellarum circa idem centrum cum sole sitam tanta esse magnitudine, ut circulum

Archimed hinzu. *Denn ein Punkt hat keine Grösse und kann also auch nicht mit der Peripherie in Verhältniß gebracht werden. Daher glaube ich, daß Aristarchs Meynung folgende sey: Wie sich unsre Erde zur jährlichen Sonnen- oder Erbahn verhält (die Welt der früheren Astronomen): so verhält sich diese zur Fixsternensphäre.* Dieses sind Archimeds Worte. Sie führen mich zu folgenden Bemerkungen:

1) Aristarchs Sätze, welche er aufstellte, müssen nach Archimeds ausdrücklicher Versicherung dunkel gewesen seyn. Kein Wunder also, wenn ihnen andre, welche nicht so sehr mit den mathematischen Grundsätzen vertraut waren, einen andern Sinn unterschoben. Man kann daher das Zeugniß eines fast gleichzeitigen Philosophen, des Stoikers Kleanthes, der ihn nach Plutarch (de fac. in orb. Lun.) deswegen der Irreligiosität angeklagt haben soll, so wenig für entscheidend halten, als Aristoteles angeführtes Urtheil über Plato. Noch weniger ist aber der um vierhundert Jahre später lebende

secundum quem ponit terram circumferri, eam habeat proportionem ad distantiam stellarum fixarum, quam centrum sphaerae habet ad superficiem.

de Sextus Empirikus ein gültiger Zeuge. Seine Nachrichten sind andern ohne weitere Untersuchung nur nacherzählt (*). Hätte Archimedes eine solche Meynung bey Aristarch gefunden, er hätte sich gewiß deutlicher darüber erklärt.

2) Der ganze Mißverstand beruht offenbar auf den zweydeutigen Ausdrücken ὑποθεσις und ὑποτιθημι. Sie können nemlich heißen: Aristarch *nimmt zum Princip, zur Hypothese an, er lehrt*, aber auch: *Er nimmt bloß an, als einen Fall, er setzt voraus*. Daß Aristarch die Worte im letzten Sinne gebraucht habe, sieht man noch an einer Stelle des Plutarch in Questionibus Platonicis, wo es ausdrücklich heißt: Aristarch habe den Satz bloß angenommen (ὑποτιθεμενος μόνον), Seleukus aber, wahrscheinlich ein Grammatiker aus Alexandrien, der den Pythagoraern anhieng, habe ihn ausdrücklich gelehrt (ἀποφαivόμενος).

3) Wir haben ferner oben gesehen, daß man sich die Grenzen der Welt zu nahe dachte, und daß es Philosophen, wie Empedokles, gab, welche die Sonnenbahn dafür annahmen.

(*) Man findet die Stellen alle gesammelt bey Menag. ad Laert. VIII, 85.

men. Mit diesen hat es Aristarch eigentlich zu thun. Er sucht also durch seine Sätze eigentlich zu zeigen, daß unsre Welt noch um vieles größer sey, und daß sich die Sonne, oder nach Archimed die Erde (aus Aristarchs Worten kann man beydes annehmen), zur jährlichen Erd - oder Sonnenbahn verhalte, wie diese zum Fixsternenhimmel.

Wenn Fig. 9. Tab. IV. C das Centrum, CS der Halbmesser der Sonne = a, CT der Halbmesser der Erdbahn = b; CF der Halbmesser des Fixsternenhimmels = c, und der Halbmesser der Erde = d ist; so würde folgendes Verhältniß nach Aristarch statt finden: $a : b = b : c$ oder nach Archimed: $d : b = b : c$. Weil nun nach Aristarch $a = 7d$; so würde nach Archimed $c = \frac{b^2}{d}$; oder nach meiner Voraussetzung $= \frac{b^2}{7d}$ seyn.

Nach Archimeds Erläuterung sieht man noch nicht recht ein, warum Aristarch die Sonne in die Mitte gesetzt habe, die Ursache ist aber offenbar, um das Verhältniß, welches er darstellen wollte, nicht allzugroß zu machen.

Der Ausdruck $\frac{b^2}{7d}$ ist bekanntlich kleiner als

$\frac{b^2}{d}$. Denn selbst bey seinen besseren Kennt-

nissen

nissen konnte er sich doch die Weite der Welt noch nicht groß genug; am wenigsten nach unsern jetzigen Begriffen denken. Dazu waren die Beobachtungen noch nicht genau genug.

Dass Archimed seine eigenen schärferen mathematischen Begriffe in Aristarchs Meynung hineinträgt, sieht man an der Einwendung, dass ein Punkt kein Verhältniß zum Umkreise haben könne. Von einem Punkte in mathematischer Bedeutung ist aber bey früheren Astronomen und auch bey Aristarch die Rede nie. Schon bey Anaximanders Meynung braucht Diogenes Laertius (II, 1) den Ausdruck *κεντρον τῶν*, und auch Euklid (phaenom. prop. 1), ohne von solchen Verhältnissen zu reden. Das Wort Centrum soll in allen den Stellen weiter nichts heißen, als was Aristoteles sagt (de coel. II, 14): Alle Erscheinungen erfolgen gerade so, wie sie erfolgen müssen, wenn wir uns im Mittelpunkte der Kugel befinden würden, ob wir gleich um den Halbmesser der Erde davon entfernt sind. Dieses trifft nach unsern jetzigen Einsichten bey den Fixsternen, aber nicht bey den Planeten oder bey *allen* Erscheinungen, am allerwenigsten aber bey der Mondbahn zu, von welcher Aristarch in seiner noch

vorhandenen Schrift Pos. 2, auch behauptet: daß die Erde als der Mittelpunkt davon angesehen werden könnte (τὴν γῆν κέντρου λόγον ἔχειν). Aristarchs Sätze und Aristoteles Erklärung des Ausdrucks *centri ratio* sind also offenbar weiter nichts, als Beweise von der unvollkommenen Kenntniß jener Zeit.

Und wie endlich sollte sich wohl Aristarch die Mondbahn gedacht haben? wie verhielt sich dieselbe zur Erde? und in welcher Lage war sie gegen dieselbe, wenn er die letzte wirklich in Bewegung angenommen hätte? Man wird doch wohl nicht auch unsre Begriffe darin finden wollen, wovon sich in der ganzen alten Astronomie keine Spur zeigt und vermöge ihrer Kenntniß nicht zeigen konnte? Hätte er wohl bey seinen Untersuchungen über die Entfernungen der Sonne und des Mondes und ihrer Größen nöthig gehabt, den Abstand von der Quadratur so groß anzunehmen, wenn er sich die Grenzen des Himmels unendlich und die Entfernungen des Mondes sehr weit dachte? Ich glaube, es ist aus der ganzen Untersuchung sehr deutlich, daß Aristarch keine astronomische Entdeckung vortragen, sondern nur ein Verhältniß ausdrücken wollte. Archimeds Zahlen hat er sich indessen wohl nicht dabey gedacht, und
sich

sich vielleicht gar nicht bestimmt ausdrücken können noch wollen, weil ihm die absolute Distanz des Mondes von der Erde nicht bekannt war. Aus seinen Angaben würde aber folgen, daß er den Fixsternenhimmel 217mal weiter von uns geglaubt habe, als die Sonne. Nach Archimeds Verhältniß hingegen wäre diese Entfernung 1520mal größer, welches mir unwahrscheinlicher vorkömmt.

Alle diese Gründe zusammen genommen zeigen dem Unbefangenen mit der größten Wahrscheinlichkeit, daß an das Kopernikanische Weltsystem bey keinem alten Griechen zu denken war, obgleich Kopernikus selbst in seinem Buche *de revolutionibus* (praef. und I, 5) erklärt, daß er durch die Ideen der Pythagoräer und namentlich durch die angeführten Stellen aus dem Plutarch auf seine Hypothese gekommen sey. Merkwürdig ist es, daß er Aristarch gar nicht erwähnt, und daß ihm dagegen Philolaus ein *Mathematicus non vulgaris* ist. Beyde sind wesentlich von einander verschieden. -Denn

1) Kopernikus wurde auf seine Hypothese durch die vermehrten und schärferen Beobachtungen, durch die Unregelmäßigkeit im Laufe der Planeten, und durch die veränderlichen
schein-

scheinbaren Durchmesser derselben geführt. Von diesem allen wußten die Griechen und ihre Vorgänger nichts. Hipparch wagt es noch nicht, Untersuchungen über die Planeten anzustellen, und selbst Ptolemäus fand noch viele Schwierigkeiten bey dem Unternehmen (Alm. 9, 2). Aristarch bemerkte bekanntlich noch nicht einmal einen Unterschied in den scheinbaren Durchmessern der Sonne und des Mondes.

2) Kopernikus erklärte ganz einfach und ohne alle Kunst die verwickelten Phänomene, welche sich durch die Epicyklen und eccentricen Kreise des Ptolemäus nur mit Mühe darstellen ließen. Die Vorstellung der Pythagoräer kann keine von diesen Erscheinungen erklären, sondern sie soll nur die Phänomene mit den Grundsätzen der Schule oder vielmehr mit ihren Phantasien vereinigen.

3) Kopernikus mußte eine doppelte Bewegung der Erde, eine tägliche und eine jährliche annehmen. Die Pythagoräer lehrten bloß eine tägliche und zwar von ganz andrer Art, einen unnatürlichen Umschwung unsers Planeten um den Mittelpunkt der Welt.

BAILLY irrt also auch offenbar, wenn er glaubt, daß Aristarch die Entfernung der Erde von der Sonne für unendlich klein angenommen

men habe, und daß die Hypothese desselben mit der des Philolaus einerley sey. Hierbey kann ich nicht unterlassen, noch einen Beweis von der sorglosen Kompilation anzuführen, die unter Plutarchs und Stobäus Namen bekannt ist, weil vielleicht daraus noch ein Argument gegen meine Untersuchungen genommen werden könnte. Nach Plutarch (de plac. phil. II, 24) und Stobäus (I, 26) soll Aristarch noch gelehrt haben, die Sonne sey ein Fixstern und die Erde bewege sich um dieselbe, und verursache durch ihre eigene (der Erde) Neigung die Sonnenfinsternisse. Nach Philolaus Hypothese läßt sich zur Noth ein Sinn hineinbringen, und diese liegt daher auch wahrscheinlich zum Grunde, nicht aber Aristarchs Meynung. Xylander hat den Widerspruch gefühlt, und in seiner Uebersetzung von Plutarchs Schrift, statt Erde, *Mond* gesetzt. Hierzu ist aber nach dem oben angeführten kein Grund vorhanden.

Endlich noch ein paar Worte von den Namen der Planeten. Die jetzt gebräuchlichen scheinen erst nach Plato, oder wenn man sie hoch hinaufsetzen will, zu Plato's Zeit selbst, aufgekommen aber nicht gleich allgemein üblich gewesen zu seyn. In den älteren Zeiten
führen

führen sie ihre Namen von ihrer Farbe und Beschaffenheit. Merkur hieß Stilbon (von $\sigma\iota\lambda\beta\omega$ luceo) bey Plato im Epinomis pg. 986 seq., Eratosthenes c. 43 und Hygin P. A. II, 42. Eratosthenes nennt ihn einen kleinen aber hellen Stern; Venus hieß Phosphorus ($\varphi\omega\varsigma \varphi\omega\varsigma$) oder Hesperus; Mars Pyrois, wegen seiner röthlichen Farbe sagt Plato, und Eratosthenes setzt hinzu, er sey nicht sehr helle. Wie er ihn aber mit α im Adler (denn so muß die Stelle nach Koppiers verbessert werden) vergleichen konnte, weil der genannte Fixstern nicht zu den röthlichen gehört, verstehe ich nicht. Jupiter hieß Phaethon und Saturn Phaenon, jener von $\varphi\alpha\omega$, dieser von $\varphi\alpha\iota\omega$ luceo, wahrscheinlich wurden beyde wegen ihres größeren Durchmessers gegen die Fixsterne so genannt. Eratosthenes bemerkt, daß sie den Göttern heilig seyen, nach welchen sie auch jetzt noch genannt werden. Plato hingegen führt nur ein einziges mal im Timäus den Namen Merkur an, in der andern Schrift hingegen, welche dem Timäus selbst zugeschrieben wird, aber nach TIEDERMANN und andern einen später lebenden Verfasser hat, kommen die Namen alle vor.

Auch über die Kometen kamen erst im Anfange der jetzigen Periode bestimmtere Begriffe

griffe in Umlauf, weil die der Gröſſe und Geſtalt nach merkwürdigen äüſſerſt ſelten ſind, und die minder auffallenden entweder gar nicht, oder nicht eher bemerkt werden können, bis man den Himmel genau kannte und nur einigermaßen genaue Meſſungen anſtellen konnte.

Ich habe oben ſchon geſagt, daß man kurz vor Sokrates Tode nicht nur die Bewegung der fünf Hauptkörper unſers Systems bemerkte, ſondern auch die Vermuthung hatte, es könnten wohl mehrere exiſtiren, welche ihre Lage gegen einander änderten. Man unterſtand ſich aber weder die Zahl noch die Bahn der Planeten und Kometen anzugeben. Daſſelbe ſagt nun ganz deutlich auch eine Stelle in Seneka's quaest. nat. VII, 3, auf welche ich mich ſchon einige mal bezogen habe. Seneka iſt ein Mann, auf deſſen Urtheil man ſich verlaſſen kann, und die Stelle ſelbſt verbreitet über meine Unterſuchungen ſo viel Licht, und beſtätigt meine Behauptung über die allmähliche Ausbildung der Aſtronomie unter den Griechen ſo ſchön, daß es mir erlaubt ſeyn wird, ſie hier vollſtändig einzurücken: Democritus subtilissimus antiquorum omnium suspicari ait se, plures stellas esse, quae currant; sed nec numerum illarum posuit, nec nomina, *nondum*
com-

comprehensis quinque siderum cursibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit, hic tamen de cometis nihil dicit: ex quo apparet, ne apud Aegyptias quidem, quibus major coeli cura fuit, hanc partem elaboratam. Canon postea diligens et ipse inquisitor, defectiones quidem Solis servatas ab Aegyptiis collegit: nullam autem mentionem fecit cometarum; non praetermissurus, si quid apud illos exploratum comperisset. Duo certe, qui apud Chaldaeos studuisse se dicunt, Epigenes et Appollonius Myndius peritissimus inspiciendarum naturalium, inter se dissident. Hic enim ait, cometas in numero stellarum errantium poni a Chaldaeis, tenerique cursus eorum, Epigenes contra ait, Chaldaeos nihil de cometis habere comprehensi, sed videri illos accendi turbine quadam aeris concitati et intorti. Die griechischen Philosophen fanden also weder bey ihren Landsleuten noch bey den so hochgepriesenen Ausländern viel vorgearbeitet. Auch Konons schon oben angeführte Sammlung der von den Aegyptern beobachteten Finsternisse zieht selbst BAILLY in Zweifel, mit der gegründeten Erinnerung, daß unmöglich Hipparch und Ptolemäus davon geschwiegen und sie unbenutzt gelassen haben würden.

Und

Und anzunehmen, sie wären vor Hipparchus Zeit schon verloren gegangen, ist äußerst unwahrscheinlich.

Von den Kometen wußten also Aegypter und Chaldäer wenig. Sonderbar ist der Widerspruch zweyer Männer, welche nach Aristoteles Zeit sich bey den Chaldäern über astronomische Gegenstände zu unterrichten suchten, des Epigenes und Apollonius, wovon der eine behauptet, die Chaldäer hätten die Kometen mit zu den Planeten gezählt, und der andre glaubt, zu den Lufterscheinungen, obgleich die Chaldäer Beobachtungen von 720 Jahren haben sollten. Beyde Behauptungen, welche freylich keine großen Erfahrungen verrathen, lassen sich in so fern vereinigen, wenn man das Wort Planet in der ursprünglichen Bedeutung, wie bey den älteren Griechen, für einen wandelnden Stern nimmt, ohne weitere Hinsicht auf seine Natur, so daß die Kometen nur der Gestalt nach verschieden waren. Doch könnte der Unterschied auch von verschiedenen Partheyen herrühren.

Die griechischen Nachrichten von den Kometen gehen nur bis auf Demokrits Zeitalter hinauf. Sie waren noch sehr sparsam, und um nichts gewisser wie die meisten Sagen, wel-

che man davon hatte, wie die Erklärungen und Meynungen von ihrem Laufe und von ihrer Natur beweisen. Dafs man sie ihrer seltenen Erscheinung und sonderbaren Gestalt wegen für schlimme Vorbedeutungen erklärte, versteht sich ohnehin. Die erste und älteste Kometen.- Beobachtung finden wir im Plinius II, 25. Der Komet, von welchem er Nachricht giebt, war gehört und erschien um die Zeit, da Xerxes mit seiner Armee nach Griechenland aufbrach, Ol. 75. ant. Chr. 480. Nicht lange darauf zeigten sich andre, nach Riccioli's Rechnung 431 vor Christi Geburt, zu Demokrits, Hippokrates des Mathematikers und Aeschylus, seines Schülers, Zeit. Demokrit behauptete, dafs einige neue Sterne erschienen wären, als einer dieser Kometen verschwand Aristot. Meteor. lib. I, c. 6. Auch Thucydides und Plutarch im Leben Lysandérs geben uns Nachricht von einem sehr grofsen, welcher mit einer nicht unbeträchtlichen Sonnenfinsternifs verbunden war, und den Anfang des peloponnesischen Kriegs ankündigte. Er wurde 75 Tage lang bemerkt, und fällt ebenfalls in die 87. Olympiade oder in das 431te Jahr vor unsrer Zeitrechnung. Es könnte also einer der eben genannten gewesen seyn.

Bald

Bald darauf wurden wieder mehrere bemerkt, wovon uns Aristoteles Meteorolog. lib. I, c. 6. und Seneka Nachricht geben. Zwey derselben zeichneten sich vorzüglich aus. Einer im Monate Januar 410 vor Christi Geburt, der andre im Jahr 372. Der letzte war vorzüglich groß und verkündigte Erdbeben und Ueberschwemmungen. Er glich anfangs einem leuchtenden Balken, nachher aber zeigte er sich deutlicher als Komet, und löste sich endlich in zwey Sterne auf. So war die Sage, wenn man Aristoteles Meteorolog. lib. I, 6 und Seneka Nat. quaest. VIII, 5 und 16 mit einander vergleicht. Wahrscheinlich war es also dieser, von welchem Aristoteles bald darauf spricht, daß er bis zum Gürtel des Orions heraufgekommen sey, und daß sein Schweif den dritten Theil des Himmels eingenommen habe. Andre weniger bedeutende übergehe ich.

Dieser wenigen Nachrichten wegen waren die Meynungen der Philosophen sehr getheilt. So lange man nemlich die fünf Planeten und ihre Bahnen noch nicht weiter kannte, konnte man sie leicht mit den Kometen zu einer Gattung rechnen. Nur versteht man nicht, wie Demokrit die Kometen aus mehreren Sternen entstehen lassen und besonders nach Aristoteles

behaupten konnte, daß sie sich in mehrere Sterne auflösten. Aristoteles antwortet darauf ganz richtig, daß die Bedeckungen der Fixsterne von Planeten dergleichen Erscheinungen nicht veranlaßt haben könnten. Mangelhafte Observationen waren es ebenfalls, welche Hippokrates und seinen Schüler Aeschylus auf die Gedanken brachten, daß die Kometen nur in der nördlichen Region einen Schweif, theils durch die Refraktion theils durch ihr längeres Verweilen über dem Horizonte, bekämen. Aristoteles zeigt in der angeführten Stelle aus Observationen ebenfalls das Gegentheil. Den vernünftigsten Gedanken hatten endlich einige Pythagoräer, welche sie für Irrsterne erklärten, welche aber nach langer Zeit erst wieder aus den Sonnenstralen zum Vorschein kämen. Sie beriefen sich dabey auf eine analoge Erscheinung des Merkur. Hierbey darf man nur wieder nicht vergessen, daß unter Planeten bloße herumschweifende Körper zu verstehen sind, und daß diese Erklärung gemacht wurde, ehe die fünf regelmässig laufenden Körper genau bestimmt waren. Denn Aristoteles macht gegen diese sonst vernünftige Vorstellung die Einwendung, daß die Planeten innerhalb des Thierkreises blieben, die Kometen hingegen
nach

nach allen Seiten ohne Ausnahme, nach Norden und Süden, abschweiften. Auch setzt Aristoteles hinzu: Es erschienen Kometen, die Planeten möchten alle über dem Horizonte seyn, oder einige in den Sonnenstralen sich verborgen halten. Dieser Zusatz ist nicht deutlich, wenn nicht Aristoteles die alte Meynung dadurch widerlegen wollte, und dieselbe so verstand, als ob die Kometen nothwendig aus den fünf Planeten entstehn müßten. Ob er hierin Recht habe, mag ich nicht entscheiden. Mir scheint es, daß er seinen eignen Begriff bestreitet. Die Alten nahmen das Wort in der weiteren Bedeutung.

Diese Gründe und Gegengründe bestimmten nun nicht allein Aristoteles (a. a. O.), sondern auch andre seiner Zeitgenossen, namentlich Epigenes, die Kometen für bloße Meteore mit verschiedenen Modifikationen zu halten (Plutarch de plac. Phil. III, 2.). Dieses that auch schon vorher Xenophanes, aber aus andern Gründen, welche in seinem System lagen.

Auch über die Milchstrasse erschöpfte man sich noch immer in Muthmaßungen. Aristoteles (Meteor. lib. I, 7) führt unter andern an, daß einige Pythagoräer sie für den ehemaligen Sonnenweg hielten, ohne jedoch dabey, wie

andre thaten, an Phaethon zu denken, und macht dabey den gegründeten Einwurf, daß man auch jetzt noch in dem Zodiakus ein ähnliches Licht bemerken müsse. In seiner eigenen Erklärung ist er aber nicht glücklicher. Er hält sie für ein Meteor, so wie Theophrast für die Fuge, wo die beyden Hemisphären des Himmels zusammengeküttet wären. Er glaubt nemlich, daß jenseits des Gewölbes noch ein helleres Licht strale, welches hier durchschimmere (Makrobios Somn. Scip. I, 15).

Siebenter Abschnitt.

D e r K a l e n d e r.

In diesem Zeitraume finden wir wieder einige Versuche, den Lauf der Sonne und des Mondes durch Perioden zu bestimmen. Der erste hierher gehörige ist der des Pythagoräers Philolaus. Er nahm nach Censorinus (cap. 18) einen Cyklus von 59 Jahren an, worin 21 Schaltmonate seyn sollten. Die Gröfse des dabey angenommenen Monats bleibt ungewiß. Der Unterschied des Sonnen- und Mondenjahres betrug in 59 Jahren 641 Tage, 15^h, 9', 50".

Den

Den Monat zu 30 Tagen gerechnet, machen 21 Schaltmonate 630 Tage; zu $29\frac{1}{2}$ Tag aber $619\frac{1}{2}$, wodurch die Differenz noch größer würde. Es scheint also, er nahm 30 Tage für den Monat an, wobey er noch um 11 Tage fehlte. Diese Unvollkommenheit der Periode ist auch wohl der Grund, warum Geminus dieselbe gar nicht berührt.

Späterhin erklärte sich Eudoxus wieder für die achtjährige, obgleich Meton mit der 19 jährigen vorausgegangen war (Diog. Laert. VIII, 87. Censorin. c. 18, und Suidas). Vielleicht suchte er durch das allmähliche Hinzuthun von drey Tagen in 16 Jahren der Wahrheit näher zu kommen, und es wäre dieses der zweyte Cyklus der Art, von welchem Geminus spricht, worin es schon vollständige und unvollständige Monate gab, wie bey Meton. Die Metonische Zahl verbesserte endlich Kalippus, Polemarchs Schüler, um die Zeit des Aristoteles, oder kurz nach ihm, so daß er in 76 Jahren, oder nach vier Metonischen Perioden, einen Tag wegnahm. Er lebte ohngefähr 100 Jahre später als Meton, und konnte also den Fehler, den Metons Zahl gab, ob sie gleich die vollkommenste unter allen war, leicht bemerken. Er betrug in 76 Jahren, 35 Stunden, wofür Kalippus einen Tag hinweg-

nahm, weil er das Jahr zu $365\frac{1}{4}$, Meton hingegen zu $365\frac{1}{19}$ Tage annahm. Beyde Brüche sind um $\frac{1}{72}$ unterschieden. Diese Verbesserung wurde in der Folge beybehalten, ob sie gleich ebenfalls wieder einer Korrektion bedurfte. Die Ordnung blieb, wie bey Meton.

Da sich also Kalippus ebenfalls an eine Periode hielt und zwar nach einer Erfahrung von einem Jahrhundert, und selbst Geminus, welcher über unsre Zeit hinausfällt, noch von keinen andern Observationen spricht, sondern diese stillschweigend als bekannt anzunehmen scheint; so sieht man deutlich genug, daß die Gröſſe des Jahrs nicht anders, als auf dem Wege gefunden werden konnte. Besonders ist die Stelle bemerkenswerth, wo Geminus von Euktemon, Philipp und Kalippus sagt: sie bemerkten, daß in 19 Jahren 6940 Tage und 235 Monate mit den Schaltmonaten sind; das Jahr ist daher nach ihnen $365\frac{1}{19}$ Tage. Sie theilten also die Periode um das Jahr zu finden. Auf eben die Art setzte Philolaus das Jahr auf 364 Tage 12 Stunden, also um 17 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden zu wenig. Aristarch nahm es nach Censorinus zu $365\frac{1}{1813}$, oder nach einer Variante, die mir wahrscheinlicher vorkömmt, zu $365\frac{1}{17}$ Tage an. Jenes giebt
365 Ta-

365 Tage, 0', 0'', 53, also um 5 Stunden 47', 55" zu wenig; dieses 365 Tage, 1^h, 24', 42'', also nur 4^h, 24', 6" Unterschied. Merkwürdig ist es, wie er nach genaueren Vorgängern wieder auf eine solche Bestimmung verfallen konnte. Der Bruch scheint auf keine Periode zu deuten. Sollte er vielleicht einen Versuch gemacht haben, durch bloße Observationen des Solstitiums am Skaphium die Gröſſe des Jahres zu finden? Ptolemäus sagt uns lib. III, 3. pg. 62, daß Aristarch die Sonnenwende beobachtet habe, aber weiter nichts, als daß seine Observation 152 Jahre nach Meton gemacht worden sey, im 50. Jahr der ersten Kalippischen Periode am Ende des Jahres. Nach Petavius wahrscheinlich den 26ten Junius ant. Chr. 280 oder 4434 Per. Jul. Er muß sie also für sehr unvollkommen gehalten haben. So wäre dieses ein neuer augenscheinlicher Beweis, wenn es dergleichen noch bedarf, daß man dabey einen Irthum von $\frac{1}{4}$ Tag unmöglich ausweichen konnte.

Aus dem bisherigen wird nun schon von selbst deutlich, daß die Monate im alten Griechenland bloß Mondenmonate und daher sehr wandelbar waren. Genaue Untersuchungen über ihre Natur gehören mehr in die Chronologie, als in die Geschichte der Astronomie.

Da sie aber auf die Bestimmung und Anordnung des Jahres einen so großen Einfluß haben; so wird es nicht undienlich seyn, hier noch einiges von ihnen beyzufügen. Die Hauptschriftsteller darüber sind Gaza de mensibus in Petavii Uranologium, und unter den neueren Petavius in seinen Abhandlungen, in der genannten Schrift und in seinem größeren Werke de doctrina temporum, Scaliger und andere. Gaza hat die Quellen gut gesammelt, und ich kann daher auf ihn und Petavius statt aller Citate verweisen.

Außer den schon oben angeführten Namen eines einzigen uns aber unbekannten Monats bey Hesiod finden wir fast bis auf Aristoteles wenig. Folgende Namen kommen nachher in mehreren Schriftstellern vor, und müßten ohngefähr in dieser Ordnung gestanden haben:

nach Gaza	nach Petavius
Hekatombaeon	Hekatombaeon
Metageitnion	Metageitnion
Boedromion	Boedromion
Maemakterion	Maemakterion
Pyanepsion	Pyanepsion
Anthesterion	Poseideon 1
Poseideon	Poseideon 2

Game-

nach Gaza	nach Petavius
Gamelion	Gamelion
Elaphebolion	Anthesterion
Munychion	Elaphebolion
Thargelion	Munychion
Skirophorion	Thargelion
	Skirophorion.

Der Unterschied beyder Anordnungen besteht also darin, daß man gegen das Winter-solstitium ungewiß ist, und keine sichere Nachricht von dem Anthesterion hat. Petavius nemlich schiebt den Anthesterion nach dem Gamelion ein, und nimmt vorher einen Schaltmonat, einen doppelten Poseideon an.

Der Hekatombaeon war bey den Athenien-
sern der erste Monat und mit ihm fiengen
sie das Jahr an. Dieses sagt Sokrates bey Plato
de legibus, Simplicius in physica Aristotelis
(man vergleiche hierüber Gaza num. V.) und
noch andre Zeugen. Er fiel um die Zeit des
Sommersolstitiums, wegen dem wandelbaren
Neumond aber mußten die Griechen hier wie die
Römer beym Wintersolstitium verfahren. Der
dieser Epoche folgende Monat war immer der
erste des Jahres. Auch wurden um diese Zeit
große Feste gefeyert, welche sich theils auf
den Anfang des Jahres, theils auf superstitiöse
Gebräu-

Gebräuche gründeten, als dieselben in Griechenland überhand nahmen. Dahin gehören unter andern auch die Opfer, welche man auf der Insel Cea dem Sirius bey seinem Aufgange brachte, weil man sich vor seinen schädlichen Einflüssen fürchtete. Heraklides aus Pontus fand die Sitte bey den Einwohnern der Insel. Sie beobachteten den Aufgang des Sterns, und suchten dabey zu erforschen, ob das Jahr Gesundheit oder ansteckende Seuchen in seinem Gefolge haben würde (Cic. de divin. I, 36). Es ist dieses das einzige Beyspiel, und zwar aus den Zeiten des Aristoteles, daß man den heliakischen Aufgang des Sirius vorzugsweise beobachtete, um wahrscheinlich nach Sitte der Aegypter zugleich den Anfang des Jahrs daraus zu bestimmen. Ob es in den andern griechischen Staaten auch geschah, ist zweifelhaft. Die übrigen Nachrichten sprechen von seinem Erscheinen nur im allgemeinen, wie von dem eines jeden andern Gestirns. Zum genaueren Beweise nur einige Belege aus Gaza. Demosthenes setzt nach Endigung des Jahres den Hekatombaeon, Metageitnion, Boedromion, und Aristoteles (hist. anim. I. V, c. 11) bezeugt, daß einige Fischgattungen ihre Jungen im Winter, andre im Sommer, im Hekatombaeon um die
Zeit

Zeit des Sommersolstitiums zur Welt bringen, und lib. VI, 17 wiederholt er noch einmal, daß sich die Thunfische am Ende des Elaphebolion begatten, und ihre Jungen im Anfange des Hekatombaeon hervorbringen. Auch beweist Gaza noch aus Theophrast de plantis, daß das Rohr zu Flöten im Skirophorion und Hekatombaeon geschnitten werden müsse, kurz vor oder um die Zeit des Sommersolstitiums. Mit diesen stehn aber einige andre Stellen, welche Petavius var. dissert. VI, 5 anführt, im Widerspruche. Harpokration und mit ihm Suidas nennen den Maemakterion den fünften Monat, er sollte eigentlich der vierte seyn, und vergleichen ihn mit dem Januar, statt daß er mit dem Oktober zusammentreffen müßte. Die Bedeutung wird dort von μαμασσαοθαι hergeleitet, weil die Luft in diesem Monate trübe sey; dieses könnte zur Noth aber auch auf den Oktober passen. Petavius hebt die Schwürigkeit dadurch, daß er den Anfang des alexandrinischen oder aegyptischen Jahres auf den 29 August setzt. Sollte nun der Hekatombaeon der erste Monat seyn; so müßte er dem September gleich seyn. Hierzu kömmt noch eine Stelle des Epiphanius, welcher behauptet, daß Christus den 6ten Januar oder nach der
athe-

atheniensischen Zeitrechnung im Maemakterion geboren, und den achten November im Metageitnion getauft sey. Wenn man nun, was sich nicht leugnen läßt, den Metageitnion für den zweyten Monat annimmt; so würde der Hekatombaeon in den Oktober und der Boedromion in den December fallen.

Der Metageitnion folgte gleich nach dem Hekatombaeon. Dieses sieht man aus der angeführten Stelle des Demosthenes, außerdem setzt Theophrast die erste oder Wintersaat nach dem Sommersolstitium in den Monat Metageitnion, die zweyte oder Sommersaat nach dem Wintersolstitium im Gamelion; und Aristoteles zählt (hist. anim. V, 17) die Monate Skirophorion, Hekatombaeon, Metageitnion in der Ordnung, wie ich sie jetzt gesetzt habe. Auch Suidas bezeugt, daß der Metageitnion der zweyte Monat sey.

Der Boedromion war der dritte. In der eben angeführten Stelle (hist. anim. V, 17.) sagt Aristoteles, daß die Heuschrecken ihre Eyer drey Monate lang beybehalten, und sie um den Aufgang des Merkurs legen; anderswo (hist. anim. VI, 29) setzt er die Brunst-Zeit der Hirsche in den Boedromion und Maemakterion frühe nach dem Aufgange des Arkturs; Theophrast

phrast endlich (de plantis) setzt den Boedromion ebenfalls um den Ausgang des Arkturs.

Darauf folgte der Maemakterion, wie die bereits angeführten Stellen beweisen. Gaza zeigt überdiß noch aus andern, daß er im Herbste um die Zeit des Aequinoktiums gefallen seyn müsse, theils weil der Arktur um diese Zeit (nach Galenus im September) aufgehe, theils aus dem Zuge der Vögel und der Laichzeit einiger Fische. Doch alle diese Gründe sind zu unbestimmt, als daß man daraus etwas mehr als die Folge der Monate schließen könnte. Ich übergehe sie also.

Auf diesen folgt der Pyanepsion, dessen Stelle Plutarch im Theseus dadurch bezeichnet, daß er seinen Helden aus Kreta zurückschickt, als in Athen eben die Weinlese gefeyert wird, am achten Tage des Pyanepsion. Gaza behauptet, daß die Weinlese nicht später als 3 Monate nach dem Aufgange Arkturs gehalten werden könnte. Auch setzt er hinzu, daß nach Theophrast einige Früchte im Pyanepsion reiften, welches in Attika im zweyten Monate nach dem Aequinoktium geschehe. Da nun der Maemakterion gleich auf den vorhergehenden folgt, so muß der Pyanepsion der nächste seyn.

So

So weit wäre alles klar. Zweifelhaft ist es dagegen, ob der Anthesterion nun nach Gaza's Meynung folgen, oder erst nach Petavius nach dem Poseideon und Gamelion eingeschoben werden müsse. Gaza weist ihm die Stelle nach dem Maemakterion an, weil kein Ort für ihn übrig sey, und weil der Poseideon um das Wintersolstitium fallen müsse. Nur eine Stelle des späteren Philostrat widerspricht seiner Meynung, welcher behauptet, daß die dreyjährigen Knaben um diese Zeit in Athen mit Blumen geschmückt worden wären. Es scheint also diesen Monat zum Frühlingsmonate zu machen. Doch gesetzt auch, sagt Gaza, es wäre; so könnte es vielleicht doch nur durch einen Fehler geschehen seyn, und es paßte nicht auf Aristoteles und Theophrasts Zeit. Ja Philostrat, ein Sophist, könne diese Feyerlichkeit bloß aus der Etymologie geschlossen und erfunden haben. Petavius hingegen setzt ihn nach dem Poseideon, nach einer Stelle des Demosthenes περί σεφαινον, wo er ausdrücklich ein Frühlingsmonat genannt wird, außerdem nach einer Beobachtung des Timocharis und nach Athenaeus I, 8, wo Anthesterion und Elaphebolion neben einander stehen.

Der streifigste unter allen ist der Poseideon. Er müßte nach Gaza in den Winter und zwar in die Zeit des Solstitiums fallen. Denn die Thunfische laichen, sagt Aristoteles, eigentlich nur einmal im Jahr. Doch da dieses lange Zeit hindurch und allmählich geschieht; so scheint eine doppelte Zeit dafür angenommen werden zu müssen; einmal im Poseideon vor dem Solstitium, das andremal im Frühling (Hist. anim. V, 9.). Dieses läßt sich mit den andern Stellen nur alsdann vereinigen, wenn zur Frühlingszeit so viel heißen soll, als um das Sommersolstitium, weil dieser Termin auch in den Hekatombaeon gesetzt wurde. Einige andre Stellen sind noch entscheidender, nemlich lib. V, 11, wo ausdrücklich der Anfang der Laichzeit in diesen Monat gesetzt wird, und lib. V. 8, wo Aristoteles sagt, daß der Eisvogel um diese Zeit niste, und daher auch Poseidons Vogel genannt werde. Theophrasts Bemerkung der Sommer- und Wintersaat gehört ebenfalls hierher, weil dadurch der Poseideon vor den Gamelion zu stehen kömmt. Nun will aber Petavius ferner darthun, daß die Athenienser den Monat zum Schaltmonate gebraucht, und daher einen doppelten dieses Namens gehabt hätten, aber, wie mich dünkt, aus sehr unsiche-

ren Gründen. Das eine Argument ist aus dem Dionysius von Halikarnas genommen. Nach demselben wurde Troja am Ende des Frühlings 17 Tage vor dem Sommersolstitium, den achten des abnehmenden Monats Thargelion, das heist den 23. eingenommen. Um das fehlende vollzählig zu machen, wären noch 20 Tage jenseits des Solstitiums gewesen (vom 23ten Thargelion, jeden Monat zu 30 Tage gerechnet, mußten noch 7 Tage dieses Monats und 10 des Skirophorions gezählt werden). Also fiel das Solstitium am zehnten des letzten, und es blieben noch zwanzig Tage bis zu dessen Ende übrig. Aus diesem Ueberschusse von zwanzig Tagen schließt nun Petavius, daß das Jahr ein Schaltjahr gewesen seyn müsse. Hiermit vergleicht Petavius noch (*de doctrina temp.* lib. I. c. 12) die Beobachtung einer Mondfinsterniß heym Ptolemäus pg. 105., wo ausdrücklich von dem ersten Poseideon die Rede seyn soll. In meiner Ausgabe des Ptolemaeus fehlt aber auf derselben Seite der Beysatz *πρωτερον* oder *α*; und das Datum des Dionysius ist zu unsicher, als daß man darauf viel bauen könnte. Es würde also aus Petavius Untersuchungen wohl folgen, daß der letzte Monat des Jahrs, der Skirophorion, der Schaltmonat bey den Griechen

chen nicht gewesen seyn könne, nicht aber so zuverlässig, daß es der Poseideon war.

Die Stelle des Gamelions ist aus dem angeführten schon deutlich. Auf ihn folgte der Elaphebolion. Denn Thucydides sagt, daß die Athenienser am Ende des achten Jahres am 14ten Elaphebolion einen Waffenstillstand gemacht hätten und zwar am Ausgange des Winters und am Anfange des Frühlings, und im fünften Buche spricht er von einem Bündnisse, welches unter dem Archonten Alcaeus geschlossen wurde, am sechsten des abnehmenden Elaphebolion, am Ausgange des Winters und am Anfange des Frühlings. Ferner sagt Aristoteles, daß sich die Bären im Elaphebolion gatten, und ihre Jungen bringen, wenn sie im Winterschlaf liegen. Das wird li. VIII, 18 wiederholt und hinzugesetzt, daß das letzte im Frühling geschehe im dritten Monate nach dem Wintersolstitium. Die erste Stelle ist fehlerhaft, und wird von Petavius aus Plinius und Aelian gut verbessert, wo alsdann der Sinn herauskömmt, daß sie sich im Poseideon gatten, und bis zum Elaphebolion verbergen.

Die Ordnung der folgenden ist wieder deutlich. Im Aristoteles stehn die 3 Monate Munychion, Thargelion und Skirophorion ne-

ben einander, vom 16. Elaphebolion bis zum 13. Skirophorion werden drey Monate gerechnet und Aeschynes sagt, daß der Elaphebolion eher sey als der Munychion.

Andre Völker hatten andre Namen, worüber man Petavius vergleichen kann. Unter andern führt er de doctr. temp. V. 1. lib. I. c. 29 die macedonischen an, und stellt sie mit den eben angeführten atheniensischen zusammen. Diese Vergleichung findet aber nur dann statt, wenn man, wie Petavius thut, den Lous der Macedonier mit dem Hekatombaeon für einerley hält, welches sich nicht strenge erweisen läßt. Nur Plutarch und Josephus, nach welchem die ganze Ordnung eigentlich gemacht ist, setzen die beyden Monate einander gleich, Demosthenes hingegen nimmt den Lous und den Boedromion für eins an.

Bey allen diesen Untersuchungen bleibt vieles Hypothese, wie auch Petavius gesteht, weil so vieles auf die abwechselnden Monate und auf die Art der Einschaltung ankam. Vergleicht man aber die Aussagen der alten und neueren Schriftsteller; so folgt mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß nicht allein die Monate in Ansehung der Neumonde wandelbar waren, sondern daß sie durch die Fehler in der Jahresbestimmung

stimmung und den verschiedenen Cyklen immer weiter fortrückten. Zu Aristoteles Zeit und vor ihm stellte man Revisionen in der Zeitrechnung an, änderte und wählte zweckmäßige Perioden, und sahe also die eingeschlichenen Fehler. Man darf sich also nicht wundern, wenn Aristoteles keine Abweichung erwähnt, nicht ohne Absicht waren hingegen wohl in den angeführten Stellen die Zusätze: *um Arkturs Aufgang, im Ausgange des Winters, um das Solstitium* u. s. w. Hierin liegt nun auch wohl der Grund, warum man bey der Feldarbeit sowohl, als bey vielen astronomischen Arbeiten sich noch immer, wie in den früheren Zeiten, an den Auf- und Untergang der Gestirne hielt. Fast alle die bisher genannten Astronomen, Demokrit, Eudoxus, Philipp, Heliko, Kalippus und andre hatten Verzeichnisse der Art hinterlassen, worin zugleich die jährlich in denselben Zeiten wiederkehrende Witterung, vorzüglich die Winde bemerkt wurden. Doch hofft BAILLY offenbar zu viel, wenn er (*) aus der Berechnung dieser Beobachtungen Vorthail für die Wissenschaft, wenigstens für ihre Geschichte erwartet. Denn
auf

(*) Gesch. d. a. Astr. B. 2. Abschn. 7. §. 13.

auf diesem Wege, meynt er, würde man leicht entdecken können, welche zu Theben und welche zu Memphis gemacht worden wären. Sie waren² alle zu grob und unvollständig, und nach meiner Einsicht würde alle darauf verwandte Zeit und Mühe verloren seyn, wie die bisherigen Beyspiele von Observationen deutlich zeigen. Ja die beträchtlichen Unterschiede in den Angaben selbst beweisen es schon. Petavius, der einige in Rechnung genommen hat, kömmt darüber oft in Verlegenheit, und hilft sich bloß durch die Distinktion des wahren und scheinbaren Erscheinens und Verschwindens, als ob den wahren Aufgang zu finden damals möglich gewesen wäre, besonders wenn von Thales oder Anaximander die Rede ist. Bloß in dem Mangel an Genauigkeit, und nicht in der verschiedenen Zeit der Beobachtung oder in einer Tradition lag es, wenn zwey gleichzeitige Observationen von einander abgehen.

Um das successive Fortschreiten, und die allmähliche Annäherung zur Vollkommenheit noch bemerklicher zu machen, wollen wir die Kalender des Geminus und des Ptolemäus (de apparentiis), welche beyde noch Fragmente aus älteren Verzeichnissen enthalten, mit einander

ander vergleichen. Wir sehen daraus, daß die Eintheilung des Thierkreises in 12 Theile, welche ohne Zweifel aus einer Vergleichung mit dem Zwölfeck entstanden war, bis in die Zeit des Demokrit und Eudoxus wenigstens, hinaufreicht. Man nahm an, daß die Sonne in jedem solchen Theile oder Zeichen 30 Tage verweile. Dieses betrachtet Geminus ganz abgesondert von den im bürgerlichen Leben vorkommenden Monaten. Er nennt sie nicht einmal. Offenbar verfahren seine Vorgänger nicht anders. Ptolemäus hingegen theilt seinen Kalender nicht nach den Zeichen der Ekliptik, sondern nach den aegyptischen Monaten ab. Er konnte also die letzten mehr fixiren. Geminus bestimmt ferner alle Aufgänge, gleich Eudoxus, nach *ganzen* Sternbildern. Ptolemäus braucht dabey bloß einzelne auffallende Sterne erster und zweyter GröÙe. Dieses war vor Hipparch nicht möglich. Eratosthenes geht in seinen *Catasterismen* wohl einen Schritt weiter als Eudoxus, indem er die einzelnen Sterne der Bilder wohl zählt, aber ihren Ort anzugeben wagt er noch nicht. Auch giebt Geminus die Momente der Beobachtung nach seinen Vorgängern unbestimmt, durch *frühe*, *abends* an, Ptolemäus setzt Stunden hinzu. Geminus endlich

fängt

fängt sein Verzeichniß mit dem Krebs an, Ptolemäus mit der Herbstnachtgleiche.

Die Mondscyklen führten die Philosophen und Astronomen auf den Gedanken, auch noch bey den übrigen Gestirnen solche Perioden zu versuchen, und so entstand das große Jahr, welches aus ganz natürlichen Gründen sehr verschieden angegeben wird. Von den wenigsten daauf sich beziehenden Hypothesen laßt sich aber errathen, worauf sie sich eigentlich gründen. Der angebliche Plutarch (de plac. philos. III, 32) sagt uns, daß Diogenes eine solche Periode von 365 Jahren gelehrt habe, nach Censorinus nahm Linus und Demokrit eine dergleichen von 10800, Arretes Dyrrachinus von 5552 Jahren an. Aristoteles erklärt (Censorinus a. a. O.), daß die Periode ein großes Jahr genannt werden müsse, wenn Sonne, Mond und die fünf Planeten wieder in einer gewissen Stellung, welche sie anfänglich hatten, zusammenträfen, und daß alsdann eine Revolution auf unsrer Erde vorgehen müsse, ohne die Größe dieses Zeitraums anzugeben. Seine Behauptung war also bloße Spekulation und Muthmaßung. Auch die Platoniker, ja Plato selbst, lehrten etwas ähnliches und gaben dadurch zu dem bekannten platonischen Jahre Ver-

Veranlassung. Dieses sehn wir unter andern aus Cicero's *Somnium Scipionis* c. 7. *Homines populariter annum tantummodo solis, id est, unius astri reditu metiuntur: cum autem ad idem, unde semel profecta sunt, cuncta astra redierint, eandemque totius anni descriptionem longis intervallis retulerint, tum ille vere vertens annus appellari potest, in quo vix dicere audeo, quam multa saecula hominum teneantur.* Plato bestimmte also so wenig die GröÙe desselben als Aristoteles, und die Periode von 12000 Jahren ist ein späterer Zusatz. Andre glaubten nach Censorinus, daß eine solche Revolution aller Gestirne nie sich ereigne, daß also der *magnus annus* unendlich groß genannt werden müsse. Aristarch nimmt die GröÙe desselben auf 2484 Jahren an. BAILLY glaubt (*), daß sie auf eine Konjunktion der Sonne und des Mondes mit ein und demselben Sterne ausdrücke, und daß sie sich auf das Sternjahr der Chaldäer zu gründen scheine, welches Aristarch von ihnen angenommen haben soll. Die ganze Vermuthung und besonders der letzte Umstand gründet sich auf Aristarchs

(*) In den Erläuterungen des ersten und zweyten Abschnitts der neueren Astronomie §. 10.

starchs schon bemerkte Angabe der Jahreslänge bey Censorinus. Dort heisst es, Kalippus habe das Jahr gesetzt auf CCCLXV (adde et quadrantem liest hier BAILLY mit HAVERKAMP) et Aristarchus Samius tantundem et praeterea diei partem 1623 oder 1533. Aus diesem letzten Bruche bringt nun Bailly ein Sternjahr von 365 Tagen, 6 Stunden, 10', 49" heraus, mit einer Ungewissheit von 36", welches er mit dem chaldäischen Jahre von 365 Tagen 6 Stunden, 11' übereinstimmend findet. Allein aus den übrigen Nachrichten des Censorinus sieht man, daß allemal nur die Tage zu verstehn sind und der Bruch jedesmal von neuem hinzugethan werden muß, und so kommt bey Aristarch die Zahl heraus, wie ich sie oben angegeben habe. Gesetzt aber auch, man pflichtete BAILLY bey; so ist Aristarchs Meynung nichts weiter als eine Hypothese, wie die übrigen, ohne daß man nöthig hat, so viele unerwiesene Voraussetzungen zu machen, und sein Jahr für ein Sternjahr zu halten, oder es mit dem chaldäischen zu vergleichen. Die Uebereinstimmung ist ein bloßer Zufall.

Dieses sind die Resultate, welche sich aus den noch vorhandenen Nachrichten über die successive Entwicklung der astronomischen Begriffe

Begriffe unter den Griechen ziehen lassen. So fragmentarisch sie auch sind; so zeigen sie doch, wenn man sich nicht durch vorgefaßte Meynungen blenden läßt, daß die Astronomie denselben dem menschlichen Geiste so natürlichen Gang nahm, den wir auch in andern Wissenschaften bemerken. So lange Erfahrung fehlte, hielt man sich im Vertrauen auf die Gewissheit und Wahrheit der Dialektik bloß an kosmologische Begriffe und überhaupt nur an Raisonement. So wie man aber durch einzelne Wahrnehmungen Widersprüche mit den Maximen und Principen der Schule entdeckte, verließ man die bloßen Spekulationen und wandte seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit mehr auf Beobachtungen. Aristarchs und Eratosthenes Versuche zeigten, daß man nur durch eine mathematische Behandlungsart der Astronomie auf wahre und mit der Erfahrung übereinstimmende Resultate kommen könnte. Die Nachfolger der genannten Männer betraten diese Bahn mit noch mehr Glück und erhoben so die Astronomie zu einer wirklichen Wissenschaft.

Verbesserungen.

S. 138. Z. 4 von unten lese man: durch die Verhältnisse (1:1) f. durch die Verhältnisse (:). S. 141. Not. **) Z. 3 ἀτρολογουμένων f. ἀτρολογον μένων. Ebendas. Z. 7 durch f. hier. S. 140. Z. 14 πολέω f. πολέιο. S. 218. Z. 13 del. ihm. S. 251. Not. **) Z. 3 von unten aus Eudoxus f. in Eudoxus. S. 286. Z. 14 ἐνοπτρον f. ἐνοπτρος S. 286. Z. 20 als Hesiod's Nachahmer aufgestellt wird f. aufgestellt wird. S. 292. Z. 12 ἀμφιέγωγς f. ἀμφι. έγωγς. S. 293. Z. 7 κεφαλήν f. κεφαην. Ebend. Z. 10 έστὶ ὁ ὀφίς f. έστὶ ὁφίς. Ebend. Z. 15 und mehrmals Panyasis f. Pangasis. S. 294. Z. 19 Koppiers f. Koppius. S. 301. Z. 7 bey Arat f. aus Arat. S. 315. Z. 5. von unten Oder sie f. Sie. S. 315. Z. 4 von unten Arion f. Aioon. S. 332. Z. 1 muß (Tab. III. Fig. 1.) hinzugefügt werden. S. 375. Z. 9 nachfolgenden f. noch folgenden. S. 494. Z. 4 von unten Arkturs f. Merkurs.

Tab. III. Fig. 1. muß bey Pes Styli bloß S, bey \S auf der einen Seite A, auf der andern B; bey \mathcal{Z} aber F und W stehen, und Tab. IV, Fig. 5. durch GB eine Linie gelegt werden.

AUG 20 1919

Aequale

Der A

Fig. 3.

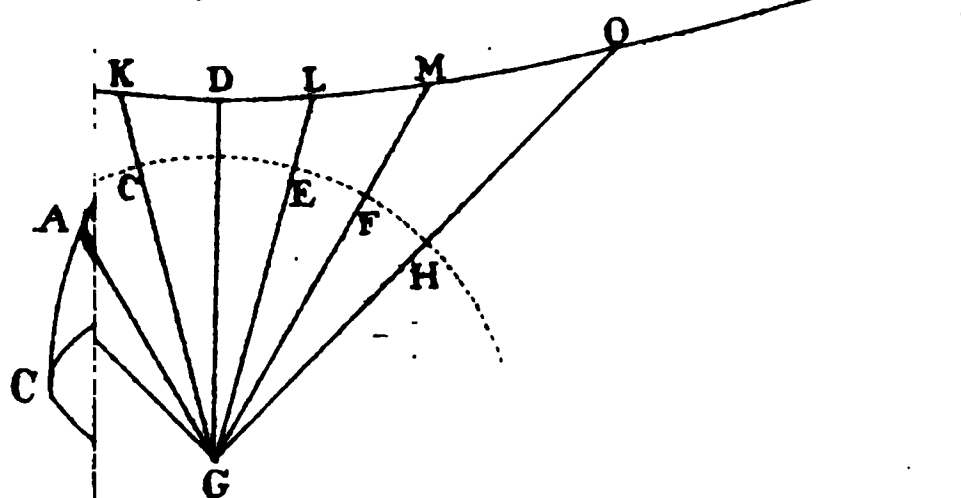


Fig. 6.

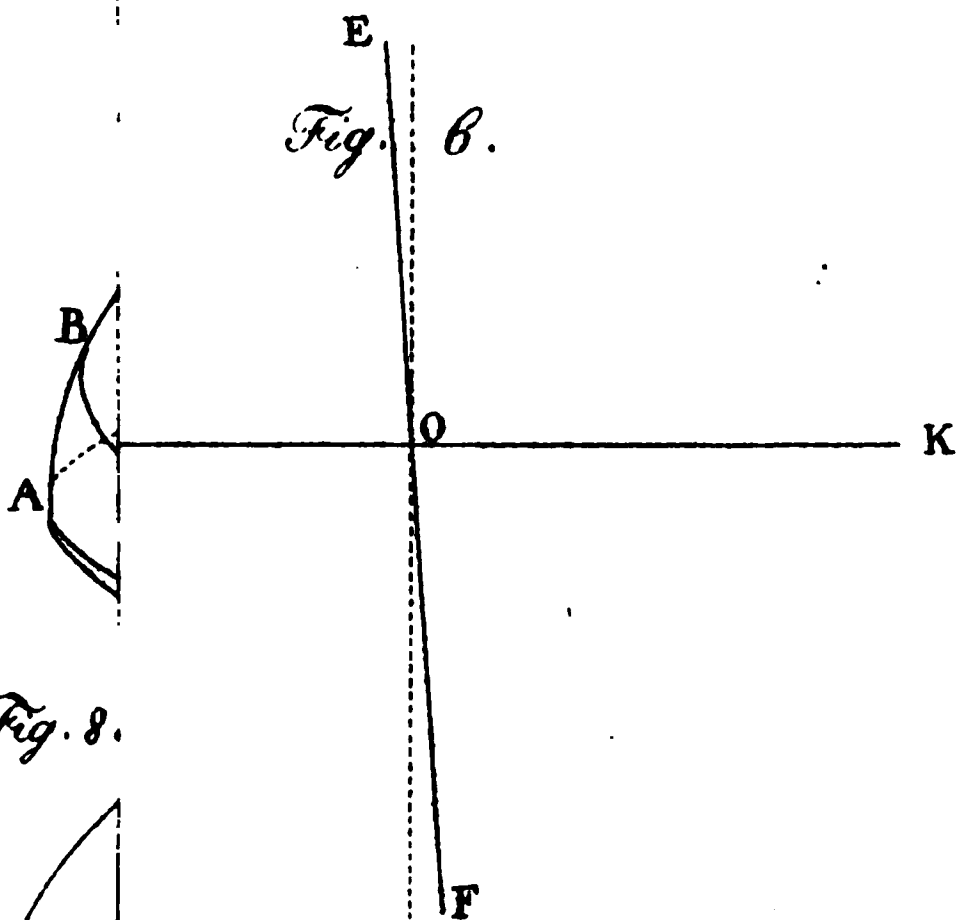


Fig. 8.

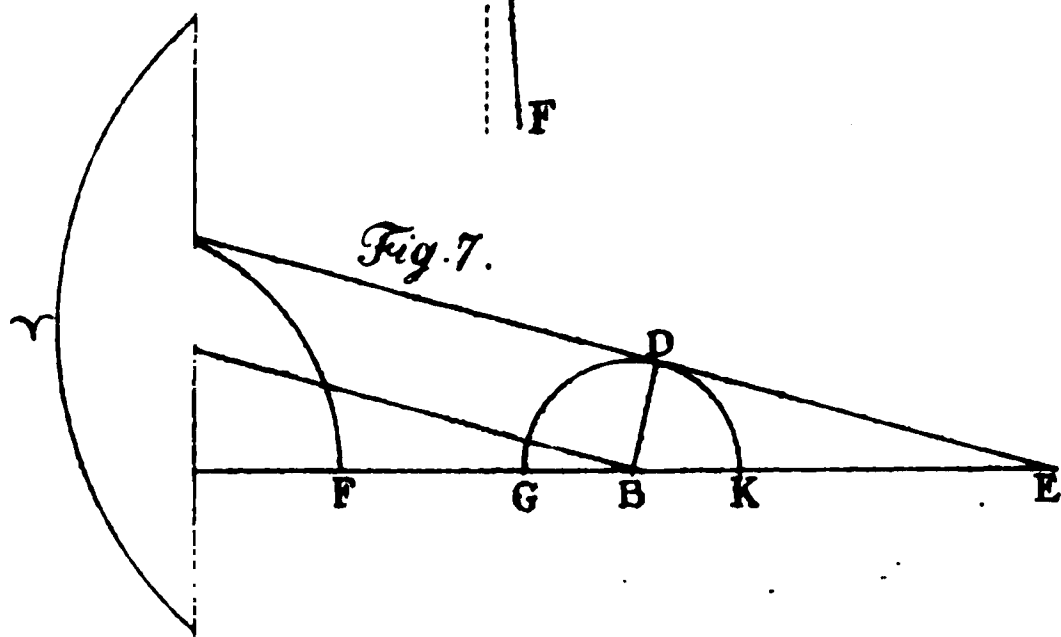


Fig. 7.

